This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

2 45 0441 1573

Kreuz und Halbmond

Lane Medical Library
Stanford University Medical Center

LANE MEDICAL LIBRARY
STANFORD UNIV MED CENTER
DEC 15 2004
STANFORD, CA 94305-5123

Dionys Rosenfeld-Buchenau.

Kreuz und Halbmond

Skizzen aus der Türkei, Bulgarien, Griechenland
Montenegro, Rumänien, Serbien
und den österreichischen Reichslanden.

Leipzig 1900.
Verlag von Robert Bauer.

Menschenjagd in den Straßen Constantinopels.*)

Siebzehn mit englischen und russischen Päßen versehene Armenier trafen Dienstag, 25. August 1896, aus London in Constantinopel ein, um sich durch einen Handstreich des Hauptgebäudes der Ottomanbank zu bemächtigen.

Sie drangen, nachdem sie die Wache vor dem Thore überrumpelt und getödtet und den riesenhaften Pförtner verwundet hatten, in das Bankgebäude, dessen Pforten ein Theil verbarrikadirte, während ein anderer Theil den Beamten und Dienern — im Ganzen 126 Personen — zurief, sich nicht vom Platze zu rühren, da jeder in einem solchen Falle niedergeschossen würde, verhielten sie sich ruhig, so hätten sie nichts zu fürchten.

Man kann sich die Situation der Bankbeamten denken, die ruhig am Platze bleiben sollten, während vor ihnen die Eindringlinge, übrigens durchaus höchst elegant gekleidete Herren mit weltmännischen Manieren, standen und vor sich auf einem Tische allerhand niedliche Dingerchen, als Revolver, Bomben und ein Packet niederlegten, das angeblich Dynamit enthalten haben soll und während von Außen ein Salvenfeuer nach dem andern gegen das Bankgebäude von den auf den ersten Schuß allarmirten Soldaten der nächsten Bereitschaft abgegeben wurde.

In einer parallel zum Bankgebäude, aber bedeutend höher gelegenen Straße, befindet sich die von Lazaristen geleitete St. Georgs-Anstalt. Von dem im Orient üblichen flachen Terassendache konnte man bequem und geschützt die Bank und ihre Umgebung überblicken. Ein Priester der Anstalt erzählte mir nun, daß er auf der gegenüberliegenden Terasse einen elegant gekleideten Herrn mit einer umgehängten großen Tasche gesehen habe, der eifrig auf die Gasse spähte. Als er des Priesters ansichtig wurde, rief er mit lauter Stimme in französischer Sprache etwas hinüber.

Der Priester verstand nur soviel davon, daß nichts zu fürchten sei, er selbst aber hinabgehen solle. Das that dieser auch.

Das Nachbarhaus wird von Barmherzigen Schwestern bewohnt, welche die Mädchenschule der Anstalt leiten.

*) Vgl. „Die Metzeleien in Constantinopel" auf Seite 54.

Die Terasse der Mädchenschule ist der Clausur wegen mit einem hohen und dichten Gitter umgeben. Die Oberin, Schwester Kolberg, die ebenfalls hinaufgestiegen war, blieb dort, von unberufenen Blicken geschützt, auch nachdem der Priester hinabgegangen war. Sie sah nun wie der auf der Ottomanbank befindliche Herr aus der Tasche Bomben in der Größe eines Apfels nahm und sie eine nach der anderen hinabwarf. . . . .

Für die in der Bank internirten Beamten waren es schwere bange Stunden, die insbesonders an den persönlichen Muth der beiden Directoren Auboyneau und Gustav Wülfing ganz außerordentliche Anforderungen stellten, weil diese einerseits die schwere Verantwortung für das Eigenthum der Bank und das Leben so vieler Beamten trugen und andererseits, da sich der Generaldirector Sir Edgar Vincent geflüchtet hatte, die Verhandlungen mit den Eindringlingen leiten mußten, wobei es ihnen gewiß nicht ganz sonderlich zu Muthe gewesen sein mochte.

Auboyneau wurde von den Armeniern zum Unterhändler mit der Behörde ausersehen und gelangte durch das Fenster in's Freie. Er überbrachte dem Großvezier und dem Sultan eine Art Ultimatum der Armenier dahin lautend, daß den Attentätern freier Abzug garantirt werden müsse, widrigenfalls sie die Bank in die Luft sprengen würden, wobei zwar ihrer selbst, aber auch den Beamten der sichere Tod warte.

Man kann sich wohl lebhaft die Situation im Palais vorstellen, als dies Ultimatum überbracht wurde.

Auf der einen Seite das nur zu gerechtfertigte Verlangen, der frechen Eindringlinge sich zu bemächtigen, die aus England gekommen waren, um in die Türkei Brand und Mord zu tragen, und dieselben zu strafen, auf der andern Seite die bange Sorge um das Schicksal so vieler braver Beamten der Bank, die man doch nicht dem Tode weihen durfte und endlich die Sorge um die Bank selbst.

Lange zögerte man im Palais, aber endlich entschloß man sich doch und gewährte den 17 Verbrechern freien Abzug, für den sich auch die Botschafter verbürgen mußten. Gegen zwei Uhr Nachts war Alles geregelt, in Begleitung von Botschaftsdragomans wurden die Siebzehn auf die Privatjacht des Sir Edgar Vincent gebracht und zum Bedauern aller rechtlich Denkenden am nächsten Tage auf einem französischen Schiffe nach Marseille eingeschifft. Auch die armen Beamten wurden aus ihrer fürchterlichen Situation befreit und durch Militär und Polizei nach ihren Wohnungen geleitet:

Während solchergestalt die Schuldigen freikamen, wütheten Mord und Plünderung in den Straßen der Stadt Constantinopel, die von dem Wehgeschrei der verfolgten, zu Tode gehetzten und gleich tollen Hunden niedergeschlagenen Armenier widerhallten.

Unter den Opfern mochten vielleicht einige Schuldige gewesen sein, deren größte Zahl aber war gewiß unschuldig.

Hand in Hand mit dem Niedermetzeln der Armenier und der Plünderung armenischer Häuser ging das Bombenwerfen der Hamals und die sofort an ihnen vorgenommene Lynchjustiz.

Die erste Bombe fiel wie zum Hohne aus einem Hause, das unmittelbar an das der Polizeidirection bei Galata Serail stieß; weitere Bomben am Donnerstag in Galata, am Freitag aus einem gegenüber der Polizeidirection am Galata Serailplatz gelegenen Hause des griechischen Apothekers Theodorides, wovon noch später die Rede sein wird, und Samstag wieder in Galata, während die Straßenmetzeleien bereits Freitag aufgehört hatten, nachdem sie im Ganzen 52 Stunden gedauert hatten.

Was da für Gräuelthaten verübt wurden, wie da alle bestialischen Instincte im Menschen zum Vorschein kamen, läßt sich gar nicht beschreiben.

Daß von Mittwoch Nachmittag an alle Geschäfte gesperrt und die Straßen, wo nicht gerade Pöbelansammlungen statthatten, menschenleer waren, ist selbstverständlich, Handel und Wandel stockte, kein

Mensch traute sich die Wohnung zu verlassen und wenn er es doch thun mußte, so dankte er Gott, wenn er wieder heil heimkehrte.

Um dem Leser ein Bild der Schreckensscenen zu geben, will ich einige Details unter Bezeichnung der Gewährsmänner anführen, von denen ich sie gehört habe.

Der Arzt Dr. Sauslein erzählte mir:

„Ich stand im Fenster meiner in Pera gelegenen Wohnung, als ein Haufe von Knüttelmännern hinter einem Armenier lief, der alle Kräfte aufbot, um den Verfolgern zu entrinnen. Er glaubte durch die Gasse, in der sich meine Wohnung befindet, sich retten zu können, wußte aber leider nicht, daß es eine Sackgasse war. Am Ende derselben mußte er stehen bleiben und über sich das Unvermeidliche ergehen lassen. Er lehnte an einem Hause, der Haufe kam heran und blieb einige Schritte vor dem Armen stehen. Der Anführer zog eine Doppelpistole heraus, spannte den Hahn und drückte los. — Der Schuß gieng fehl. Wieder das Spannen des Hahnes — mir gieng das Geräusch durch Mark und Bein — wieder ein Schuß und auch dieser gieng fehl. Das Fehlgehen der beiden Schüsse scheint den Armenier mit neuer Hoffnung erfüllt zu haben, er stürmte plötzlich bei dem Haufen vorbei und durch die Sackgasse auf die Hauptstraße. Der Haufe aber ihm nach und kaum daß er die Hauptstraße erreicht hatte, da war er schon von dem Pöbel umringt und wurde erschlagen."

Ein Beamter sah von seinem Fenster in der Hendekstraße wie ein ruhig des Weges gehender armenischer Priester von einem Pöbelhaufen umringt und erschlagen wurde.

Ein deutscher Handwerker, Herr Malik, stand Mittwoch vor seiner in Galata gelegenen Werkstätte, als die Revolte ausbrach. Ein sehr elegant gekleideter Herr flüchtete vor einem wüthenden Haufen und sank von mehreren Streichen getroffen vor den Füßen des Herrn Malik nieder, der den Verfolgern zurief: „Schlagt ihn doch nicht mehr." Die Wütheriche aber schlugen so lange auf den am Boden Liegenden los, bis er seinen Geist aufgab.

Der Waffenhändler, Herr Nikititsch, dessen Laden theilweise geplündert wurde, sah wie Kurden in die schon starren Leichname ihre Messer stießen und selbst kleine Buben ihre Taschenmesser an den todten Armeniern versuchten.

Ein Herr, dessen Name mir entfallen ist, sah, wie zwei Polizeiagenten einen jungen gut gekleideten Armenier zur Polizeistube führten, während ein hinter ihnen gehender Kurde fortwährend auf den Armenier einhieb, der jammernd ein über das andermal versicherte, er sei unschuldig.

Der Gastwirth Paulick hatte einen Biergarten in der Vorstadt, die sich hinter dem großen Stadtgarten hinzieht. Als die Kurden zum erstenmal vor der Wirthschaft erschienen und Paulick die Offiziere der in der Nähe kasernirten Soldaten um Schutz ansprach, so riefen diese den Kurden zu, sie sollten sich nicht unterstehen, etwas im Biergarten anzurühren; worauf der Anführer zurückrief er wisse ganz wohl, daß die Wirthschaft einem Deutschen gehöre, er suche nur nach Armeniern. Später sah Herr Paulick mit Grausen, wie ein Trupp von Todtschlägern einen Armenier in's freie Feld hinaus verfolgte und ihn dort unbarmherzig niederschlug. Polizei war in der Nähe, erklärte aber, als sie Paulick aufforderte, den armen Mann doch zu schützen, sie wäre zu schwach, um es mit dem Haufen aufzunehmen

Am Bahnhof rissen die Unholde einen armenischen Maschinisten von der Locomotive und erschlugen ihn.

Alle bei der Bahn beschäftigten Kurden verließen wie auf Commando Mittwoch ihre Arbeit und kehrten Freitag ganz ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, zu derselben zurück. Derselbe Kurde,

der wer weiß wie viele Armenier todtgeschlagen, war nun wieder der einfältige demüthige Arbeiter, der nur mit gekreuzten Armen und niedergeschlagenem Blicke mit seinem Herrn zu reden wagte.

Am ärgsten gieng es im Viertel Haßköi zu, das von Armeniern, Juden und zum geringen Theile von Türken bewohnt ist. Hier hauste der türkische Pöbel in einer alle Begriffe übersteigenden Bestialität und schonte nicht einmal Weiber, Greise und Kinder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was die Zahl der Erschlagenen betrifft, so sind alle Angaben willkürlich, denn gezählt hat wohl Niemand alle Todten und wird es auch nie thun können, da die meisten in den Bosporus versenkt wurden. Wie viele in Massengräbern ruhen oder in den Bosporus versenkt wurden, weiß kein Mensch, viele Tausende sind es jedenfalls. Herr de la Bouliniere, Dr. Lardy und die Advocaten Bartsch und Paris befanden sich am Donnerstag Nachmittag am Friedhofe von Feriköi und zählten die dort niedergelegten Todten, d. i. mit Ausnahme der zu einem unförmlichen Haufen Aufgeschlichteten. Und sie zählten dort allein 543 Leichen, durchwegs Männer, eine einzige Frau befand sich unter ihnen. Nach der Tracht zu schließen, soweit den Todten Kleider gelassen wurden, waren es durchgehends Armenier, bis auf 5 oder 6 Spaniolen und einige Griechen.

Als die Revolte Mittwoch Mittags losgieng, da waren die Europäer nicht besonders ängstlich, denn man hielt dafür, daß das Militär bald Ordnung schaffen würde. Als aber die ganze Nacht auf Donnerstag Würgerbanden die Stadt durchzogen, als am Donnerstag Früh bekannt wurde, wie in der Nacht gemetzelt und geplündert wurde, als Donnerstag alle Geschäfte geschlossen blieben und die Straßen vom Schießen und Wehgeschrei wiederhallten, da erst bemächtigte sich auch der Europäer wahnsinnige Angst, denn Jeder fragte sich, ob denn die Kurden in ihrem Würgen vor den Europäern auch fernerhin Halt machen würden.

Den Höhepunkt erreichte die Panik am Donnerstag Abends. Bis dahin war die große Perastraße von Gräuelthaten verschont geblieben, was schon daraus sich erklären läßt, daß auf derselben fast alle Botschaften liegen.

Da vernahm man plötzlich gegen 5 Uhr Nachmittags Wehegeschrei und Schüsse von der schwedischen Gesandtschaft her. Ein Milchmann — übrigens ein Türke wie sich später auf der Polizei herausstellte — gerieth mit einem Wächter auf der Straße in Streit und entriss diesem den Revolver, den jener gezogen hatte. In diesem Momente erschien eine Patrouille, welcher der Milchmann zurief, er sei kein Armenier, sondern ein Türke. Am Gitter des Einfahrtsthores zur Gesandtschaft wurde der Arme aber trotzdem von den Soldaten erschossen.

Im Momente waren auch einige Tschoptschis (Straßenkehrer) zur Stelle, die den noch Zuckenden bei den Beinen packten und bis zur Polizeidirection so schleiften, daß der Kopf auf dem Pflaster aufschlug und eine Blutlinie sich von der Gesandtschaft bis zur Polizeidirection hinzog.

Der Mord des Milchmannes und der barbarische Transport des Leichnams — übrigens wurden alle Erschlagenen so bis zum nächsten Mistwagen geschleppt und auf diesem dann, Gott weiß wohin, expedirt — durch die Hauptstraße von Pera, erregte auch unter den Europäern eine fürchterliche nicht zu beschreibende Panik.

Da ich in einem sehr abgelegenen, fast ausschließlich von Türken bevölkerten Viertel wohnte und es mir dort unheimlich war, so bezog ich am Donnerstag in dem auf der großen Perastraße gegenüber der russischen Botschaft befindlichen Hotel Hungaria eine Wohnung.

Es war 6 Uhr Nachmittags als ich im Hotel eintraf, wo Alles die Ermordung des Milchmannes vor der schwedischen Gesandtschaft besprach. Fast alle Gäste des Hotels begaben sich, um einen

Ausblick zu haben, auf die Terasse des Hotels, von der man eine prachtvolle Fernsicht genießt. Da mit einemmal stiegen hinter der russischen Botschaft dicke Rauchwolken auf. Dieser Moment wird mir unvergeßlich sein. Nun hielt man Alles für verloren

Metzeleien in den Straßen und dazu Feuerbrünste . . . . da vermag nichts mehr zu helfen.

Thatsächlich war es gar nicht so arg, denn es war ein ganz vereinzelter Brand, der in einem Holzhause ausgebrochen war und bald localisirt wurde.

Daß übrigens keinem armenischen Diener so recht zu trauen war, bewies der entsetzliche Vorfall, der sich am Freitag zutrug.

Bekanntlich findet am Freitag regelmäßig die feierliche Auffahrt des Sultans zur Moschee, der sogenannte Selamlik statt. Aengstliche Leute fürchteten, daß sich etwas ereignen könnte, das in seinen Folgen möglicherweise auch für die Europäer verhängnißvoll werden könnte. Als jedoch die Zeit des Selamliks vorüber war, ohne daß sich das mindeste zugetragen hatte, da athmete Alles auf und selbst das Militär zog fröhlicher als es ausmarschirt war, mit klingendem Spiele den Kasernen zu.

Eben traf die Tete des Marine-Regimentes mit General Mehmet Pascha an der Spitze am Platze Galata Serail ein, als von dem Oberstocke der Apotheke Theodorides eine Bombe auf den General geschleudert wurde, die aber zum Glücke auf das Gesimse auffiel und, ohne viel Schaden anzurichten, dort explodirte.

Die Apotheke, welche einem hochgeachteten Griechen namens Theodorides gehörte, war zu dieser Zeit wie so viele andere Geschäfte gesperrt. Der Sohn des Apothekers, welch Letzterer am Lande weilte, befand sich in der Apotheke. Er hatte den armenischen Diener, der seit vielen Jahren im Hause war, nicht, wie die Polizei verlangt hatte, dieser ausgeliefert, sondern ihn im Oberstock vor allen Nachforschungen, aus Menschenliebe verborgen.

Der Diener aber vergalt die Güte seines Herrn in erbärmlicher Weise. Er gehörte auch zum „Comité" und schleuderte die Bombe auf den General Mehmet Pascha. Der junge Theodorides hörte wohl die Explosion der Bombe, dachte aber sie wäre aus einem Nachbarhause geworfen worden und als man an die Thüre klopfte und die Polizei befahl, sie aufzusperren, da war das erste, woran der junge Grieche dachte, den Armenier herabzurufen und ihm zu sagen, daß er sich im Keller verberge.

Erst dann öffnete er. Ein Polizeicommissär tritt mit Soldaten ein und fragt Theodorides, ob er Armenier verborgen habe. Theodorides leugnet, muß aber, als er den Lauf eines Revolvers auf sich gerichtet sieht, die Wahrheit eingestehen.

Man findet nun den Armenier und noch weitere sechs Bomben im Keller. Das mußte nun der bedauernswürdige junge Theodorides schwer büßen. Seine Humanität, sein Mitleid wurden arg vergolten. Er wurde als türkischer Unterthan vor das türkische Gericht gestellt, der Mitschuld angeklagt und nur dadurch gerettet, daß viele hohe türkische Beamte für seine Unschuld und für seine Treue zeugten.

Wochenlange Untersuchungshaft war sein Lohn, daß er, von einem an und für sich ehrenden Mitgefühl geleitet, einen Menschen retten wollte, den er schuldlos verfolgt glaubte . . . .

Daß übrigens auch drollige Scenen sich in diesen furchtbaren Tagen abspielten, ist selbstverständlich.

Da brachen in die schon erwähnte deutsche Bierwirthschaft des Herrn Paulick Kurden ein. Der Kellnerjunge, ein Dreikäsehoch, aber von schier unglaublicher Frechheit, ließ die Leute ganz ruhig herankommen, spreizte seine Beine und herrschte sie barsch an, was sie eigentlich suchten, hier sei deutscher

Boden und wenn sich einer unterstehen würde, auch nur das Mindeste anzurühren, so werde sofort der deutsche Kaiser mit allen Kanonen kommen und die Kurden zu Brei zusammenschießen.

Die Drohung nahm sich im Munde des Knirpses so urdrollig aus, daß selbst die Knüttelmämer lachten. Inzwischen war Polizei gekommen und nun räumten die Kurden das Feld.

Ein anderer tragigkomischer Fall ereignete sich einige Tage nach der Revolte. Mehrere Familien eilten zur Landungsbrücke, um das abgehende Dampfboot zu erreichen. Kaum auf der Brücke angelangt, hören sie ein wahnsinniges Geschrei. Es waren „wilde" Feuerwehrmänner, die von einem Brande zurückkehrten und wie zu allen Zeiten es als ein Privilegium erachteten, die längeren oder kürzeren Ohren ihrer Mitmenschen zu malträtiren. In anderen Zeiten sieht man mit mehr oder weniger Interesse dem Sturmlauf dieser halbnackten Kerle zu, diesmal aber, das Geschrei hören, umkehren und zur Stadt fliehen, war für die Familien, die auf das Dampfboot wollten, Werk einiger Secunden. Was nun folgte ist urdrollig und doch tieftraurig, denn es zeigt, wie gering das Sicherheitsgefühl in Constantinopel ist. Kaum sahen die Geschäftsleute in Galata, daß Frauen und Kinder sich flüchten, als sie mit Blitzeseile die Läden schlossen. Das Donnern der Rollbalken theilte auch den Geschäftsleuten der Seitengassen mit, daß man auf der Hauptstraße sperre, also Gefahr sei und in einer Viertelstunde war keine Handlung mehr offen und alle Kaufleute und Bedienstete stürmten Tramway und Tunnelbahn, um so rasch als möglich nach Pera zu ihren Familien zu gelangen.

Daß gleichzeitig alle Polizeistuben und Wachen durch die Flucht der Menge allarmirt und fliegende Patrouillen im Laufschritt entsendet wurden, um angebliches Blutvergießen zu verhüten, ist ebenso selbstverständlich, als daß sie planlos hin- und herliefen, da kein Mensch zu sagen vermochte, wo eigentlich Blut vergossen worden sei. Der erste in Pera angekommene Tunnelzug gesteckt voll von Flüchtlingen, allarmirte auch Pera; auch hier waren im Momente alle Läden gesperrt und wer sich auf der Straße befand, lief wie wahnsinnig nach Hause, wobei das Kreischen der Frauen und das Jammern der Kinder das Fürchterliche der Situation noch vermehrte.

Nun wartete Alles auf das Schreckliche, das da kommen werde, wartete und wartete, bis sich endlich einer und ein anderer auf die Straße wagte und nach und nach auch die Geschäfte geöffnet wurden.

Die grenzenlose Angst löste sich dann allerdings in unbändige Heiterkeit auf. . . .

Ein Vorfall, der leicht hätte schwere Folgen haben können, spielte sich in einem Riesenzinshaus in der Jasidsiestraße in Pera ab.

Dieses Haus gehört einem Türken, alle Diener und Pförtner sind ebenfalls Türken. Als nun am Donnerstag Nachmittag der Hausherr erschien, um nachzusehen, ob alles im Hause in Ordnung sei, stürzte einer der Hausbewohner, Herr P. auf ihn zu und erklärte, er werde sofort ausziehen, er bleibe nicht in einem Hause, in dem die Pförtner sich rühmen, an den Metzeleien theilgenommen zu haben; der eine Pförtner habe sich laut gerühmt, drei Armenier erschlagen zu haben. Er wolle denselben bezeichnen, wenn der Hausherr alle Diener antreten lasse. Das geschah, Herr P. bezeichnete einen der Pförtner als den Schuldigen, der zwar leugnen wollte, aber durch eine Untersuchung seines Zimmers, wo der noch blutige Knüttel gefunden wurde, überführt ward. Der Hausherr, obschon selbst Türke, wurde durch diesen Vorfall so empört, daß er wie blind auf den Schuldigen loshieb und ihn erschlagen hätte, wenn man ihm nicht in die Arme gefallen wäre. Der Pförtner war blutüberströmt zusammengesunken und die übrigen Diener nahmen eine so drohende Haltung an, daß für die Miethparteien, zumeist Deutsche, der Tod des Pförtners die bedenklichsten Folgen gehabt hätte. Zum Glück wurde Professor Dr. Fritz von Mühlig, ein ausgezeichneter junger Arzt, der in der Nähe wohnte, zu Hause gefunden

und folgte dem Rufe. Der Pförtner wurde verbunden und sorgsamer Pflege gelang es, dessen Leben zu retten.

Daß es übrigens eine ganze Reihe von Türken hohen und niedrigen Standes gab, die nicht nur von jeder Mitschuld frei sind, sondern energisch den Metzeleien entgegentraten, sei ganz besonders hervorgehoben.

Die Namen Hassan Pascha, Fuad Pascha, Mehmet Pascha seien hier speciell als Männer genannt, die unerschrocken ihre Pflicht thaten und durch ihre Energie viel Unheil verhüteten.

Ein schrecklicher Vorfall ereignete sich auf der großen Perastraße, vor dem Café Royal. Am Mittwoch schickte der Leibarzt des Sultans, Geheimrath Dr. von Mühlig, wie jeden Monat, seinen treuen armenischen Diener in das Palais um sein Gehalt zu beheben. Dieser behob es und fuhr in einem Wagen nach der Stadt zurück, das Geld in Silberthalern (Medjidié) in einem Tuche auf den Knien haltend. Inzwischen war die Revolte ausgebrochen, von der der Diener nichts gewußt zu haben scheint. Vor dem Café Royal angelangt, hielt ein Polizeicommissär den Wagen auf und befahl dem Armenier auszusteigen; und als dieser mit Hinblick auf das in seinen Händen befindliche Geld sich auszusteigen weigerte, schoß ihm der Beamte eine Kugel durch den Kopf, Polizisten rissen den noch nicht Todten vom Wagen und schlugen ihn mit einer Platte der vor dem Caféhaus aufgestellten Tischchen vollends todt. Das Geld verschwand spurlos. Der gegenüber wohnhafte Herr Della-Mea sah hinter den herabgelassenen Jalousien dem Vorgang zu und theilte ihn, da er den Diener kannte, dem Geheimrath mit.

Genugthuung wurde selbstverständlich keine geleistet; ob übrigens das Geld ersetzt wurde, weiß ich nicht.

— —

Und nun noch ein Wort über die Haltung der Botschaften und Consulate während der Schreckenstage. Sowohl die österreichischen als reichsdeutschen Autoritäten nahmen sich ihrer Colonien in der wärmsten Weise an und soll dies ganz besonders hervorgehoben werden. Baron Calice und Baron Saurma-Jeltsch, Generalconsul Steemrich und Consul Ippen, Viceconsul v. Maryanski und Graf Mülinen, sowie die übrigen Herren des österreichischen und reichsdeutschen Consulates thaten alles was sie konnten, um Oesterreicher und Reichsdeutsche zu schützen und überdies so viele Armenier zu retten, als es möglich war.

Wie energisch der österreichische Botschafter Baron Calice speciell vorgieng, mag nachstehender Vorfall beweisen:

Die Polizei wollte in dem großen Kaufhause Carlmann und Blumberg, in dem sich mehrere armenische Diener befanden, eine Durchsuchung nach angeblich verborgenen Waffen vornehmen und suchte um die Assistenz eines Consulats-Beamten an, die unter der Bedingung gewährt wurde, daß keiner der dorthin geflüchteten armenischen Diener des Geschäftshauses verhaftet würde. Die Untersuchung verlief resultatlos. Es wurde blos ein Revolver gefunden und ein Polizeiagent behauptete steif und fest, daß ein näher bezeichneter armenischer Diener einige Tage zuvor mit demselben auf Soldaten geschossen hätte. Der Diener leugnete es, leugnete überhaupt, daß der Revolver ihm gehöre und behauptete, der Polizeiagent selbst hätte ihn mitgebracht. Der amtirende Polizeicommissär verfügte nun ungeachtet des Protestes des Consulats-Beamten die Verhaftung des Armeniers, die auch erfolgte. Auf die Meldung des Beamten telegraphirte der Consul Ippen an den Botschafter nach Bujukdere, von dem sofort der Befehl kam, unverzüglich auf die Freilassung des gegen das Abkommen verhafteten Armeniers zu bestehen. Es war 11 Uhr Nachts bereits, als die Antwort des Botschafters eintraf. Sofort begab sich

der Consul auf die Polizeidirection und erklärte, daß, wenn die Freilassung nicht unverzüglich erfolge, die Botschaft jeden Verkehr mit der Polizei abbrechen und sich die äußersten Schritte vorbehalten müsse.

Dies wirkte, denn Baron Calice ist, wie die Türken wissen, nicht der Mann, der mit sich spielen läßt. Die Freilassung wurde sofort verfügt.

Im deutschen Generalconsulat waren die Herren Tag und Nacht im Bureau und was ganz besonders der Dragoman Graf Mülinen geleistet hatte, anerkennt die ganze deutsche Colonie dankbarst.

Schwerer war der Stand des österreichischen Consulates, da die Zahl der Oesterreicher und der österreichischen Schutzgenossen in Constantinopel eine sehr große ist und leider die Zahl der Beamten in gar keinem Verhältniß zu dem Umfange ihrer Agenden steht. Die Herren opferten sich förmlich auf und walteten oft mitten im Kugelregen ihres Amtes. So rettete u. A. der Vice-Consul Herr von Maryanski unter Lebensgefahr, während schon die Kurden in das Geschäftshaus der Firma Czerny & Co. einbrachen, die eiserne Cassa derselben, die etwa 40.000 Gulden in Papiergeld barg; so retteten die wackeren Beamten Jauker, Desnitza, Michael Lazar und Alfred Lazar vielen Geschäftsleuten Vermögen und Leben.

Daß die Beamten den ganzen Tag auf den Beinen waren und Nachts auf Stühlen im Consulat schliefen, sei nur nebenbei bemerkt.

Wir schließen unsere Schilderung mit einer Episode, die zeigt, wie sehr übrigens auch andere Botschaften im Interesse der Humanität eifrig waren.

Der erste russische Botschaftsdragoman Herr Maximow rettete viele unschuldige Opfer vor sicherem Tode. Ich war Augenzeuge nachfolgender Szene, die sich vor der Straßburger Bierhalle abspielte. Soldaten führten einen europäisch gekleideten Armenier, dem die dicken Thränen die Wangen hinabliefen. Von Zeit zu Zeit erhielt er zur Aufmunterung einen Kolbenstoß.

Dies sah Maximow und im Nu war er bei dem Armenier, indem er laut in türkischer Sprache der Patrouille zurief, daß er nicht dulde, daß der Mann geschlagen würde; er werde sich um die weiteren Schicksale des Mannes erkundigen und wehe, wenn demselben ohne gerichtliches Urtheil ein Haar gekrümmt würde. Er spreche im Namen Sr. Majestät des russischen Kaisers und wenn seine Worte nicht gehört würden, werde kein türkischer Soldat heil davon kommen. Diese laut gesprochenen Worte hatten zur Folge, daß das zahlreich angesammelte Publicum in demonstrative Rufe ausbrach: Bravo Maximow!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Entsetzen wendet sich die Menschheit von den Gräuelthaten, deren Schauplatz das mit allen Gaben der Natur so verschwenderisch bedachte türkische Reich ist, ab und fragt, wie lange einem nebulosen Friedensphantom zu lieb, diese Zustände noch andauern sollen.

Abenteurer in Constantinopel.

I.

Eine merkwürdige Stadt, das sagenumrauschte Constantinopel, viel gefeiert und viel verlästert und doch so wenig gekannt. Wer am Bosporus geboren ist, der geht an all' den Märchen und Wundern, an all' den entzückend schönen das Auge durch seine blendende Pracht berückenden Schönheiten, an all' den denkwürdigen Stätten, aus denen Jahrtausende zu dem Kundigen sprechen, achtlos und verständnißlos vorüber und beachtet kaum all' das Räthselhafte, das auf Schritt und Tritt ihm begegnet, diese unendliche Fülle von sich täglich wiederholenden abenteuerlichen Vorfällen, von denen jeder Einzelne den schönsten Romanstoff abgeben könnte. Er sieht von seiner Kindheit an aus der Menge einzelne Personen plötzlich auftauchen, eine zeitlang im Vordergrunde stehen, ein vielbeneidetes Dasein führen und dann mehr oder weniger rühmlich oder besser gesagt unrühmlich in das Nichts zurückversinken. Der echte Orientale, auch wenn die Wiege seiner Eltern weit im Westen oder Norden gestanden hat, kümmert sich *nur um die Gegenwart*. Was Jemand *war* oder was aus ihm werden wird, ist ihm gleichgiltig, die Gegenwart allein hat für den Orientalen Werth und Giltigkeit.

Wer längere Zeit im Oriente gelebt und sich die Mühe genommen hat, ein Tagebuch zu führen, der findet, wenn er nach Jahr und Tag in demselben blättert, eine ganze Reihe von Namen, die ihn an Personen erinnern, die eine angesehene, oft sehr hohe Stelle eingenommen und sich hinterher doch nur als Abenteurer schlimmster Sorte entpuppt haben. Es ist im Oriente außerordentlich leicht sich emporzuschwingen, aber sehr schwer sich auf künstlich erklommener Höhe zu behaupten.

Im Oriente gibt es, wie im Abendlande, eine recht exclusive „Gesellschaft". Exclusiv nicht etwa in dem Sinne, daß ein besonderer Maßstab an die Mitglieder derselben angelegt wird, sondern in dem Sinne, daß jedes Mitglied aus nacktem Egoismus dem neuen Ankömmling den Eintritt verwehrt oder wenigstens erschwert. Im Abendland bilden die Gesellschaft die Aristokratie, Officiere, hohe Beamte und Finanzgrößen.

In der Türkei gibt es keine Aristokratie, hat doch der Türke noch heute keinen Zunamen, sondern blos einen Vornamen und den seines Vaters. Officiere nnd Beamte können auch kaum zur Gesellschaft zählen, da sie in der Regel auch den primitivsten Anforderungen gesellschaftlichen Benehmens nicht entsprechen. Man ladet hohe türkische Würdenträger zu officiellen Veranstaltungen, aber sie sind nur Decorationsstücke, nicht Mitglieder der Gesellschaft, von denen sie schon der Umstand ausschließt, daß sie, da der weibliche Theil des Hausstandes aus religiösen Motiven nicht in Betracht kommt, nur der empfangende, nicht aber gebende Theil sein können. Was sich „Gesellschaft" nennt ist also allein auf die europäischen Colonien angewiesen. Die Herren der verschiedenen Botschaften und Consulate, sowie Beamte in Mission gehören eo ipso zur Gesellschaft und sind der Kernpunkt derselben. Es sind aber viel zu wenige, als daß sie sich hermetisch abschließen könnten und so müssen sie auch Personen aus den Colonien in ihren Kreis ziehen, die es verstehen sich den Anschein zu geben, als ob sie etwas wären. Wir sagten vorher, daß der Orientale nur die Gegenwart beobachtet und jedermann nach dem schätzt, was er im Momente ist, unbekümmert darum, was er war oder sein wird. Und die „Gesellschaft" folgt diesem Principe. Wollte sie es nicht thun, so stünden die paar Herren vom diplomatischen Corps mutterseelenallein da.

Kommt Jemand nach der Türkei, verfügt er über etwas Geld, um nicht gleich Schulden machen zu müssen, besitzt er ein elegantes Aeußere, halbwegs anständige Manieren, anständige Kleidung und .... die nöthige Frechheit, so gehört er bald zu den Exclusiven, gibt seine Visitkarte bei den Botschaften ab, kommt auf die Liste der zu Botschaftssoiréen Einzuladenden, wird sozusagen hoffähig und für das Weitere sorgt der liebe Herrgott. Ist der Fremde klug, versteht er es, sich eine gute Anstellung zu ergattern und ist er sparsam, dann wird aus dem Abenteurer eine Säule der Gesellschaft, er heiratet in der Regel mehr oder weniger „gut" und seine Nachkommenschaft ist nun unbestritten „aristokratisch" und sieht mit Verachtung auf den fremden Handwerker herab, der im Oriente im Schweiße seines Angesichtes sich ein kleines Vermögen erworben hat, aber immer der schlichte Handwerker geblieben ist und in anerzogenem Respecte vor Allem, was glänzt — auch wenn es noch so sehr Talmi ist — ehrfurchtsvoll zu dem glücklichen Abenteurer aufblickt, der es nicht werth ist auch nur den Schuhriemen des Handwerkers zu lösen.

Erfüllen sich einem solchen Abenteurer die Hoffnungen nicht, so stürzt er bald in Schulden und der Rest ist .... Schweigen. Bald ist er vergessen und die mit ihm gegessen und getrunken haben, erinnern sich gar nicht mehr, daß er existirt hat.

Aus der langen Reihe von Abenteurern, die im letzten Jahrzehnt in Constantinopel eine gewisse Rolle gespielt haben, will ich hier einen hervorheben, dessen Schicksale so seltsam sind, daß sie an das Romanhafte klingen, aber buchstäblich wahr sind.

Da die handelnden Personen heute in der Türkei nicht mehr existiren, so scheue ich mich auch nicht, sie mit vollem Namen zu nennen. Dadurch wird der geneigte Leser die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich um Thatsachen und nicht um Phantasiegebilde handelt. In den Achzigerjahren spielte ein Herr Rappaport eine große Rolle am goldenen Horn. Er galt allgemein als sehr reich und führte ein großes Haus; ist übrigens heute, nachdem seine Herrlichkeit verblaßt ist, aus der Türkei verschwunden. Dieser engagirte als Hofmeister seines Sohnes Constantin einen Herrn Dr. Tomoff-Rajzowitz, einen jungen Mann von höchst aristokratischem Aussehen und feinsten Manieren, angeblich auch österreichischer Reservelieutenant. Tomoff war bald in der Gesellschaft von Pera zu Hause, überall gerne gesehen, überall mit offenen Armen empfangen.

Eines Tages bat mich nun Rappaport, da der Hofmeister ausgetreten sei, den Unterricht des Knaben zu übernehmen. Ich willigte ein.

An einem der ersten Abende speiste ich bei Rappaport, als Herr Dr. Tomoff erschien, den ich bei einer befreundeten Familie schon früher kennen gelernt hatte. Er wurde vom Hausherrn in äußerst freundlicher Weise empfangen. Nach etwa halbstündigem Aufenthalt entfernte er sich. Kaum hatte er die Thüre geschlossen, als der Hausherr mir sagte: Gottlob, daß ich diesen Schurken los geworden bin.

Mir waren die Gepflogenheiten der Perotischen Gesellschaft damals noch nicht bekannt, Jemandem warm die Hände zu drücken und ihn hinterher einen Schurken zu nennen und daher ersuchte ich indignirt um weitere Begründung der Bezeichnung „Schurke". Mit großer Zungengeläufigkeit erzählte mir nun Rappaport, daß von dem Momente, da Dr. Tomoff in das Haus gezogen sei, verschiedene Gegenstände in Verlust gerathen wären. Der Verdacht habe sich auf die Diener gelenkt, aber trotzdem diese gewechselt worden wären, hätten die Abgänge fortgedauert.

Nun sei jüngst ein Brand in einem Nachbarhause ausgebrochen, Rappaport hätte deshalb u. A. eine Schatulle mit Silbergeräth in ein Zimmer gestellt, von wo es im Nothfalle leicht in Sicherheit gebracht werden konnte, nur er und Tomoff hätten davon gewußt und . . . . doch wäre die Schatulle verschwunden. Nun aufmerksam gemacht, hätte Rappaport das Zimmer Tomoff's untersucht und wohl die Schatulle nicht gefunden, aber allerhand früher in Verlust gerathene Kleinigkeiten. Tomoff sei ein gemeiner Dieb und deshalb habe er ihn entlassen. Auf meine Frage, warum er keine Anzeige bei der Polizei erstattet habe und mit ihm weiter freundschaftlich verkehre, meinte Rappaport mit geradezu rührender Naivetät: „Was wollen Sie, beweisen kann ich nichts, Tomoff ist Officier und ich riskire, daß er mich auf der Straße ohrfeigt."

Meine Antwort war die unter solchen Umständen allein mögliche: „Ich kenne Tomoff persönlich und es ist meine Pflicht, ihm den Verdacht mitzutheilen, den Sie ausgesprochen haben. Ich beginge geradezu ein Verbrechen, wenn ich Tomoff in Unkenntniß Ihrer ihn schwer beschuldigenden Worte ließe." Rappaport war über meine Worte geradezu bestürzt, suchte mich zum Schweigen zu bewegen und war ernstlich böse, als ich ihn sehr bündig ersuchte, alle weiteren Worte zu sparen, ich wüßte was ich zu thun verpflichtet sei.

Am nächsten Tage traf ich Tomoff zufällig auf der Perastraße und ersuchte ihn sofort mit mir in ein nahegelegenes Restaurant zu kommen, da ich ihm eine sehr wichtige Mittheilung zu machen hätte.

Nur zögernd erzählte ich ihm was vorgefallen sei und glaubte jeden Moment einen Zornausbruch zu sehen. Wie erstaunte ich aber, als Tomoff mich Alles ruhig zu Ende erzählen ließ und dann gleichgiltig meinte, es sei ihm ganz einerlei was Rappaport schwätze. Selbstverständlich verlor ich kein weiteres Wort, erhob mich und verließ ohne zu grüßen das Local; für mich war Tomoff todt. Inzwischen hatte sich Tomoff in das Hotel „Hungaria" eingemiethet und erklärte überall, sich ausschließlich mit einem größeren Werke zu beschäftigen, das in Kürze erscheinen solle und epochal werden würde.

Zu gleicher Zeit überraschte er die Gesellschaft von Pera mit der Nachricht, daß er sich mit Fräulein P. verlobt habe, einer jungen ebenso schönen, als geistreichen Dame, die als Lehrerin an der österreichischen Schule wirkte, in der Gesellschaft viel galt und für wohlhabend gehalten wurde . . . . und die ein gütiges Schicksal vor dem schrecklichen Unglücke bewahrte, Tomoff's Frau zu werden. Im zweiten Stockwerk des Hotels Hungaria, in dem Tomoff ein Zimmer bewohnte, gab es

blos sogenannte Monatszimmer und kamen die dort wohnenden Herren in der Regel erst gegen Mitternacht nach Hause. Ein reiner Zufall wollte es, daß einer dieser Pensionäre, Advocat Paris, früher als gewöhnlich nach Hause gekommen war. Schon zu Bette, spürt er mit einemmal einen intensiven Brandgeruch, kommt in die Vorhalle, sieht aus Tomoff's Zimmer Rauch dringen und diesen selbst in Unterkleidern in einer Ecke der Halle stehen. Er hatte wohl angenommen, daß noch Niemand zu Hause wäre und darauf seinen Plan gebaut, der in nichts anderem bestand, als sein Zimmer in Brand zu setzen und wie nachträglich bekannt wurde, die sehr hohe Assecuranzprämie für seine Effecten einzustreichen. Das unvermuthete Erscheinen des Advocaten vereitelte diesen Plan. Paris schlug Lärm, der entstehende Brand wurde gelöscht und da man die Teppiche von Tomoff's Zimmer mit Petroleum getränkt fand, war kein Zweifel daran, daß dieser ein Brandstifter sei. Er wurde verhaftet; es wurde erwiesen, daß er weder Doctor noch Officier war und Pera hatte wieder für 24 Stunden ein Ereigniß. Die Verhaftung brachte aber auch andere interessante Dinge an's Tageslicht. Ein Professor C. meldete sich nämlich beim Consulate und deponirte, Tomoff habe ihm eine Cassette mit Silbergeräth zur Aufbewahrung übergeben. Es wäre Familiensilber und als Geschenk für seine Braut bestimmt; er habe gefürchtet, diese kostbaren Stücke im Hotel zu halten. C. habe von der Verhaftung erfahren und halte sich verpflichtet, die Anzeige zu erstatten. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß die Cassette Herrn Rappaport gehörte und von Tomoff gestohlen worden sei. Die Marke R paßte sowohl auf Rappaport, als auf Rajzowitz (den Beinamen Tomoffs). Allerdings stellte sich bei näherer Untersuchung heraus, daß die silbernen Geräthe .... echt China waren.

Das Consulat schickte Tomoff an das zuständige Gericht nach Triest.

Auf der Fahrt dahin wußte sich Tomoff in den Besitz des Rettungsgürtels zu setzen um Nachts in der Nähe der jonischen Inseln über Bord zu springen. Wohl wurde dies bemerkt, doch die See ging hoch, es war pechfinstere Nacht, man hörte kein Wort von dem, wie man glaubte, in selbstmörderischer Absicht in das Meer Gestürzten .... und mancher Matrose betete wohl im Stillen ein Vaterunser für den Ertrunkenen. Tomoff aber dachte gar nicht an Selbstmord. Ein guter Schwimmer und im Besitze des Gürtels sprang er auf gut Glück ins Meer. Volle 24 Stunden hielt er es im Wasser aus und wurde schließlich halbtodt von einem Segelschiffe aufgefunden. Nachdem er, gelabt, in einen tiefen todesähnlichen Schlaf gefallen und nach vielen Stunden endlich erwacht war, hatte er seine frühere Spannkraft erlangt und erzählte den aufhorchenden Theerjacken eine grausliche Geschichte von dem Untergange des Lloydschiffes, und wie er wohl der einzige Ueberlebende sein dürfte. Man wetteiferte, den armen Schiffbrüchigen zu trösten und als man ihn in Cattaro an's Land setzte, da glaubte der brave Capitän des Seefahrers die Erzählung des Geretteten, der sich für einen Ingenieur aus Böhmen ausgab, bestätigen zu können. In Cattaro wurde der angeblich Verunglückte mit Kleidern versehen und erhielt sogar eine Summe Geldes als zurückzuzahlendes Darlehen, um sich in die Heimat begeben zu können, begab sich aber eilends nach Montenegro. Bevor er aber noch das schützende Asyl der Schwarzen Berge erreicht hatte, wo er sich wohl als einen politischen Märtyrer aufgespielt haben würde, erreichte ihn die rächende Nemesis. Der Capitän des Lloyddampfers hatte in Triest die pflichtgemäße Anzeige von dem Todessprung des Verhafteten gemacht, die Behörde avisirte, obschon im Glauben nur einer Formalität zu genügen, die einzelnen Hafenstationen, in Cattaro wurde man stutzig, Gendarmen wurden ausgeschickt und knapp an der montenegrinischen Grenze wurde Tomoff verhaftet.

Er erhielt eine fünfjährige Kerkerstrafe und ist seither verschollen.

Evangelos Efendi Papadopulos.

Eine der originellsten Figuren von Constantinopel, welche Jedem bekannt war, der öfters auf der Hohen Pforte zu thun hatte, war der alte Evangelos Efendi Papadopulos. Der alte Papadopulos! War er überhaupt jemals jung gewesen?

Die bekannten ältesten Leute erinnern sich seiner nur als eines seit Jahren vor Alter vornübergebeugten hochgewachsenen Mannes mit verwittertem Gesichte und eisgrauem Schnurrbart.

Fragte man ihn nach seinem Alter, so erhielt man die stereotype Antwort: „So gegen 60", thatsächlich gieng er stark auf 90, als er vor 4 Jahren zur himmlischen Garde einberufen wurde.

Einen riesig hohen Fez auf dem Haupte, eine lederne Mappe unter dem Arme und je einen rothen Ordensknopf im Knopfloche der Weste, des Rockes und im Winter des Paletots gieng Evangelos Efendi durch volle 50 Jahre bei jedem Wetter, mochte eisiger Nordwind durch die Straßen fegen oder glühender Sonnenbrand sich über Constantinopel herabsenken, langsam, schwankenden Ganges von Pera, wo er wohnte, über die große Brücke nach Stambul auf die Hohe Pforte.

Er war kein Beamter, hatte auf der Hohen Pforte gar nichts zu suchen, aber er hatte sich gewöhnt, durch mehr als ein volles Menschenalter täglich hinzugehen, jedermann kannte ihn dort, alle, welche mächtige Paschas heute sind, kannte er noch aus der Zeit, da sie halbverhungerte Schreiberlein waren und so war er allgemach ein Bestandtheil der hohen Pforte geworden, war in allen Bureaux gerne gesehen, trank seine diversen Kaffees, war für jedermann dienstwillig, verstand einen guten Spaß und war glücklich, wenn man seinen geradezu fabelhaften Phantasiegebilden Glauben schenkte.

Er hatte nur eine Leidenschaft, und die war, sich wichtig zu machen und . . . . alle Zeitungen die ihm in den Weg kamen, einzustecken, um sie, beliebige Artikel roth bezeichnet, in das Palais zu schicken, wo es, so oft neue Functionäre mit der Entgegennahme der eingesandten Zeitungen betraut wurden, die an der Schrift der Adresse den alten Papadopulos nicht erkannten, einen Hauptpaß gab, da der betreffende Beamte, den roth angeschriebenen Artikel sehend, sofort ihn übersetzen ließ, um dann

einzusehen, daß er etwas für die Türkei ganz gleichgiltiges, etwa eine Musikkritik ins Türkische übertragen ließ.

Evangelos Efendi Papadopulos war, wie schon erwähnt, kein Beamter. Seine ganze Stellung und sein Einkommen, das ihm erlaubte, ziemlich sorgenfrei zu leben, ist aber nicht nur sonderbar, sondern bezeichnend für die türkischen Verhältnisse überhaupt.

In jungen Jahren Lehrer, hatte er es verstanden, sich mehreren hohen Würdenträgern in den Fünfzigerjahren nützlich zu erweisen — wie, darüber gehen die Meinungen auseinander; übrigens de mortuis nil nisi bene — und durch deren Einfluß .... ein halb Dutzend Zeitungsconcessionen zu erhalten, die er, da er selbst nur der griechischen Sprache mächtig war, an unternehmungslustige Journalisten verpachtete, wobei er der verantwortliche Redacteur blieb, ohne auch nur zu wissen, was in „seiner" Zeitung zu lesen war.

So gehörten ihm das türkische Tageblatt „Sabáh", das griechische „Epitheorisis", das französische „Matin", die deutsche „Osmanische Post" ferner die Wochenschrift „Kyrix" und andere, für die er aber keine Pächter fand.

Für jede Zeitung erhielt er nun 2—5 türkische Pfund pro Monat und hatte sonach ein durchschnittliches Einkommen von etwa 150 fl. monatlich.

Harmlos, dabei aber sehr jähzornig und vor Allem begierig, sich durch Nachrichten der Regierung gefällig und dabei sich selbst wichtig zu machen, fiel er oft auf ganz abscheuliche Weise, wie man zu sagen pflegt „rein". Am gelungensten war wohl der Spaß, den Schreiber dieser Zeilen sich vor einigen Jahren gestattete.

Er saß gerade in seinem Stammgasthaus in Constantinopel bei Tische und war in eifrigem Gespräche mit dem Musiklehrer Paul Lange begriffen, als Evangelos sehr zur unrechten Zeit erschien und ohne viel zu fragen, an dem Tische platznahm.

Ich war über diese Störung ärgerlich und wollte ihn mal recht aufsitzen lassen. So flüsterte ich ihm denn zu, daß sein Gegenüber niemand anderer wäre .... als Prinz Heinrich von Preußen, der im tiefsten Incognito nach Constantinopel gekommen wäre; doch sei dies strengstes Geheimniß, das außer mir jetzt nur noch er, Evangelos, wisse.

Der liebe Mann hatte keine Ruhe mehr, die Nachricht brannte ihm auf der Zunge; bald verabschiedete er sich von mir, machte zum großen Erstaunen des Musikers diesem eine sehr ehrerbietige Reverenz und verschwand, um sich sofort zum Groß-Vezier und dann in das Palais zu begeben und die hochwichtige Neuigkeit zu melden.

Selbstverständlich wurde er ausgelacht, aber er ließ es sich nicht nehmen, noch oft zu erzählen, daß er mit dem Bruder des Deutschen Kaisers an einem Tische gesessen habe.

Ein andermal aber mußte der Redacteur der Osmanischen Post die Kosten eines solchen Scherzes bestreiten.

Evangelos war wieder einmal nach der Hohen Pforte gekommen und hatte dem Preßbureau seinen Besuch abgestattet. Es war gerade einer der seltenen Tage, wo die Herren das Gehalt bekommen hatten und deshalb Alles in bester Laune. Da kommt Papadopulos. Einem der Herren kommt ein teuflischer Gedanke, er theilt ihn flüsternd seinem Nachbarn mit und dieser gibt ihn weiter, so daß bald das ganze Bureau in das Complott eingeweiht ist.

Papadopulos ahnt nicht was ihm bevorsteht, da hört er plötzlich, wie ein Beamter zum andern halblaut sagt: Armer Papadopulos! und im Chore tönt es von einem Tische zum andern „Armer Papadopulos" und „das ist doch nicht schön", und das hätten wir vom Redacteur doch nicht er-

wartet." Papadopulos wird aufmerksam, will wissen was los sei, sieht überall bedauerndes Achselzucken, wird erregt, besteht darauf zu wissen um was es sich handle und schließlich zeigt man ihm unter lebhaftem Bedauern und scharfen Worten über den Redacteur der „Osmanischen Post" die neueste Nummer derselben. „Lesen Sie, armer Herr", „so wenig achtet die heutige Welt das Alter". Nun konnte aber, wie die Herren sehr gut wußten, der liebe Papadopulos deutsche Buchstaben nicht lesen. „Was steht da," meint er neugierig und erregt zugleich, „ich kann ohne Glas nicht lesen und habe das meinige zu Hause gelassen". „Nun", erwiderte der Gefragte, der Herr Redacteur hat sich einen eigenartigen Scherz erlaubt. Da steht schwarz auf weiß: „Eigenthümer und verantwortlicher Redacteur Pastramá Kakadopulos." (Pastramá ist eine armenische Wurst und Kakadopulos eine sehr unartige Verunstaltung von Papadopulos. Selbstverständlich war kein Wort daran wahr.) Evangelos bleibt einen Moment ganz starr vor Wuth .... sein Name so verunstaltet und lächerlich gemacht! Aber er ist vorsichtig, nimmt die Zeitung und geht ohne ein Wort zu sagen in die andere Ecke des Zimmers und fragt den dort sitzenden, dann noch einen anderen Beamten, was da stehe. Selbstverständlich liest jeder: Pastramá Kakadopulos.

Nun duldet es ihn nicht mehr auf der Hohen Pforte. So rasch als ihn seine alten Beine tragen, eilt er in das Bureau der Osmanischen Post, stürmt hinein und beginnt unbändig zu schimpfen. Er werde sich so etwas nicht gefallen lassen, er werde zum Botschafter gehen, er werde ....

Der Redacteur weiß sich den ganzen Auftritt nicht zu deuten, sucht den Alten vorerst zu beschwichtigen und zu erfahren, um was es sich handle, wird aber, da Papadopulos keine Raison annimmt, grob und ruft den Diener.

Nun hat aber auch die Geduld des Alten ein Ende: „Lesen Sie", donnert er dem Redacteur zu, „wie können Sie sich so etwas erlauben?" „Ja was denn, da steht wie jeden Tag Ihr Name". Er lacht höhnisch auf: „So, heiße ich etwa Pastrama Kakadopulos?" Nun war der Grund des Zornes des sonst ganz lieben Evangelos klar, es hatte sich Jemand den Spaß gemacht ihn aufzuhetzen.

Schließlich gelang es, ihm das beizubringen, aber es kostete viele Mühe .... und acht Tage strafte der Alte das Preßbureau durch seine Abwesenheit, bis es den Herren, die ihn lieb hatten, gelang, ihn wieder zu versöhnen.

So gutmüthig und harmlos Papadopulos war, ein Wort konnte ihn in die unbändigste Wuth versetzen und dies Wort lautete: Máltepe. Und die an dieses Wort sich knüpfende köstliche Episode sei zum Schluß hier erzählt:

In den Dreißigerjahren war unser guter Papadopulos Schullehrer in Máltepe, einem an der asiatischen Küste gelegenen Dorfe, unweit von Constantinopel. Bei den Herren Buben wenig beliebt, beschlossen einige, die er gerade bestraft hatte, sich zu rächen.

Es war heißer Sommertag und der Herr Lehrer pflegte nach dem Vormittagsunterrichte ein Meerbad zu nehmen.

Zu jener Zeit gab es selbstverständlich keine Badecabinen, sondern blos einen Badeplatz für Männer und einen anderen für Frauen, beide ziemlich weit von einander entfernt; in der Mitte etwa hatte ein Zaptieh (Polizist) seinen Standort, um darauf zu achten, daß kein Unfug geschehe. Da tagsüber die männliche Bevölkerung ihren Geschäften nachging, so war die für sie bestimmte Abtheilung leer, dagegen das Frauenbad überfüllt. Evangelos kommt nun nach dem Schulschluß zum Badeplatz, legt die Kleider ab und wirft sich in die salzigen erfrischenden Fluten. Kaum aber, daß er sich den Wonnen des Bades überlassen, kommen die bösen Buben, raffen die am Ufer niedergelegten Kleider zusammen, höhnen den Lehrer und laufen mit den Kleidern weg, während ein Mitverschworener rechtzeitig den Polizisten unte

dem Vorwande, man prügle sich in einer Nebenstraße, von seinem Posten weggelockt hatte. Evangelos, seine Kleider in den Händen der nichtsnutzigen Buben sehend, wird wüthend, vergißt, daß er splitternackt ist und läuft aus dem Bade, um die Kleider und die Missethäter zu erwischen. Diese aber, schnellfüßiger, laufen weiter, der Lehrer nach und mit einemmal ist er .... in der für Frauen bestimmten Abtheilung. Entsetztes Kreischen der Türkinnen beim Anblicke eines nackten Mannes, die Frauen umringen ihn und hauen mit ihren Pantoffelchen auf ihn los, während die Buben die Kleider hinter Steinen verbergen und geradeweg zur Polzeistube mit der Meldung laufen: Unser Lehrer ist verrückt worden, er ist ganz nackt in das Frauenbad gegangen.

Man denke sich nun die Wirkung einer solchen Anzeige auf Türken und noch dazu vor 70 Jahren!

Ein Giaur (schimpfliche Bezeichnung für Christen) nackt unter türkischen Frauen! Im Eilschritt begibt sich eine Patrouille unter Anführung des Wachkommandanten nach dem Bade, packt den schon braun und blau geprügelten unglücklichen Evangelos zusammen und escortirt ihn, nackt wie er war, unter Kolbenstößen und dem Höllenrummel des zusammengelaufenen Janhagels nach der Polizeistube.

Den nächsten Tag mußte Evangelos selbstverständlich Máltepe verlassen. Noch im spätem Alter konnte er weder diese fatale Episode vergessen, noch sie den bösen Buben verzeihen, von denen einer Dr. Awramides noch heute als Redacteur einer griechischen Zeitung in Constantinopel lebt.

Die Orientpolitik Oesterreichs.

Oesterreich ist ein gesegnetes Land! Während alle europäischen Staaten sich mit einem Parlament begnügen, hat Oesterreich deren 22, u. zw. drei erster und 19 zweiter Güte, nämlich den Wiener Reichsrath, den Pester „Reichs"tag und die für die gemeinsamen Angelegenheiten maßgebenden „Delegationen", sowie 19 Landtage. Daß durch eine solche Reihe von Vertretungskörpern die Stellung eines jeden Ministers sehr erschwert wird, ist selbstverständlich, denn er muß nicht nur auf den Hof und die Tradition, sondern auf alle die Vertretungskörper, die nur selten in ihren Anschauungen harmoniren, Rücksicht nehmen und steht bei dem im Donaureiche hochgehenden Kampfe der nationalen und politischen Parteien immer im heißesten Gefechte. Eine Ausnahme macht nur der Minister des Aeußern, welcher bloß auf die Delegationen Rücksicht zu nehmen braucht, die eine so künstlich präparirte Gesellschaft ist, daß sie mit vollem Fug und Recht eine „chambre introuvable" genannt werden kann. Ueberdies ist das ekelste Parteigezänke dies- und jenseits der Leitha so groß und erfüllt das ganze politische Leben der Monarchie in so hohem Maße, daß sich Niemand in Oesterreich um die auswärtigen Angelegenheiten kümmert und den Minister des Aeußern schalten und walten läßt, wie es ihm paßt. Während sonach sowohl die cis- wie transleithanischen Minister schwer um ihre Stellung kämpfen müssen und den heftigsten Angriffen seitens der Oppositionsparteien ausgesetzt sind, führt man im Palais am Ballplatz ein ruhig beschauliches Dasein, zehrt vom alten Fette und läßt im Uebrigen den lieben Herrgott walten, indem man Alles zu thun glaubt, wenn man so wenig als möglich von der Schablone abweicht und ängstlich an der Tradition der Metternich'schen Politik festhält, soweit es überhaupt angeht.

Es ist merkwürdig, daß in Oesterreich stets beibehalten wird, was zu verwerfen wäre und nicht mehr in den Rahmen der neuen Zeit paßt, und verworfen wird, was Grundlage des Staates ist. Die Tradition der inneren Verwaltnug, welche dahin gieng, aus dem Gemische von Nationen und Königreichen ein Volk und einen Einheitsstaat zu schaffen, hat man leichten Herzens bei Seite gestellt und experimentirt seit Jahren an einem österreichisch-babylonischen Thurm, der an Stelle der alten, wohl aus verschiedenen Theilen zusammengesetzten, aber einheitlich verbundenen

Reichsburg treten soll. Die Tradition in der auswärtigen Politik aber, die uns so schön weit gebracht hat, daß wir im Westen Alles verloren und das Möglichste vorbereitet haben, um auch den Osten zu verlieren, an dieser halten wir krampfhaft fest, als gelte es ein kostbares, von den Altvordern ererbtes Gut unseren Nachkommen zu bewahren. Tradition der österreichischen auswärtigen Politik war es, stets in allen Fragen halbe Maßregeln zu treffen, dergestalt, daß unsere Freunde unbefriedigt blieben und in ihrem Vertrauen zu uns schwankend und unsere Feinde nur gereizt aber nicht zermalmt und vernichtet wurden. In Verfolg dieser Politik ließen wir unser Verhältnis zu unserem besten Freunde — Rußland — nie so recht innig und unlösbar gestalten, während wir Preußen, dessen ganze Politik darauf ausgieng, uns aus Deutschland zu verjagen, wohl gelegentlich durch Nadelstiche reizten, aber nie planmäßig gegen dasselbe vorgingen und nur dann zu den Waffen griffen, wenn . . . es zu spät war.

Rußland, das — einige Monate im siebenjährigen Kriege abgerechnet — mit uns die Waffen niemals gekreuzt hat, dessen Armee nach einem historischen Ausspruche Kaiser Nikolaus des Ersten zu Windischgrätz, die Reserve Oesterreichs bedeutet und das uns 1849 gerettet hat, behandeln wir wohl als den traditionellen Freund aber mit einem Mißtrauen, das jeden wärmeren Anschluß unmöglich macht und dies, weil angeblich unsere Interessen sich mit denen Rußlands im Oriente kreuzen, während sie thatsächlich bei nur etwas gutem Willen in schönste Harmonie gebracht werden könnten. Heute sind wir mit Preußen-Deutschland im Bunde — das uns nicht recht traut, und in freundschaftlichem Verhältnisse zu Rußland — das uns erst recht nicht traut, nicht zuletzt in jüngster Zeit wegen eines unverantwortlichen Fehlers des Grafen Goluchowski, der ein Werk, das er mit so viel Mühe zustande gebracht, selbst vernichtet hat.

Während der nun schon langen Amtsthätigkeit des Grafen Goluchowski hat er nur einen Erfolg aufzuweisen, allerdings einen, der ihm für alle Zeiten die Dankbarkeit Oesterreichs gesichert hätte, die Annäherung an Rußland. Seiner Initiative war es zu danken, daß die Cabinette von Wien und St. Petersburg sich über alle ergeblichen Differenzen im Oriente freundschaftlich auseinandersetzten und eine Verständigung erzielt wurde, die hoffen ließ, daß die beiden im Orient direct interessirten Kaiserreiche fortan Schulter an Schulter jene Aenderung der Karte vornehmen würden, die erfolgen wird und erfolgen muß, ob Oesterreich will oder nicht, wenngleich sie den Metternich'schen Traditionen zuwiderläuft. Als Metternich der allmächtige Lenker nicht nur Oesterreichs sondern der Welt war, konnte man sich noch der Hoffnung hingeben, daß die Türkei zu reformiren wäre, daß bei etwas gutem Willen aus dem nur durch den brutalsten Druck zusammengehaltenen Völkergemisch des osmanischen Reiches ein geordnetes europäisches Staatswesen erstehen könnte. Es war demnach Aufgabe einer österreichischen Politik, einen solchen Staat zu schützen und zu schirmen und Alles aufzubieten, daß die angeblich beabsichtigten Reformen auch durchgeführt werden konnten, wozu in erster Linie eine Reihe von Friedensjahren gehörte.

Da es sich in jener Zeit darum handelte, entweder die christlichen Völker der Türkei durch eine von außen geförderte Consolidirung der ottomanischen Verhältnisse für immer zur Ohnmacht und Unselbständigkeit zu verdammen oder aber durch Beschleunigung des Auflösungsprocesses der Türkei die Möglichkeit zu eröffnen in längerer oder kürzerer Zeit eigene unabhängige Staaten zu bilden, so war die Metternich'sche Politik, welche die Christen des Orientes den türkischen Reformprojecten aufopferte, gewiß nicht christlich. In der Politik aber entscheiden weder verwandtschaftliche Beziehungen der Regentenhäuser noch nationale oder religiöse Zusammengehörigkeit der Völk einzig und allein leider der nackte staatliche Egoismus, und wenn die allerchristlichste

reichs sich mit den Türken gegen des Römischen Kaisers christliche Majestät verbinden konnten, so wird man auch das Eintreten Metternichs für Mohamedaner und gegen Christen nicht allzusehr verurtheilen dürfen. Im Interesse des selbst aus vielen nationalen Gebilden zusammengesetzten Oesterreich lag es, im Südosten die Bildung jedes neue Staatswesens zu verhindern, das als nationales Centrum auf die Connationalen in Oesterreich natürliche Anziehungskraft ausüben könnte und das war nur durch Erhaltung der Türkei als Staatsganzes möglich. Allerdings hatten Griechen und Bulgaren keine Stammverwandte in Oesterreich, ein griechischer oder bulgarischer Staat konnte sonach auf einzelne österreichische Völker keine Anziehungskraft ausüben, aber befreite sich ein christliches Volk von der türkischen Herrschaft, so war das Beispiel für die anderen gegeben, und der Stein, einmal im Rollen, konnte kaum mehr aufgehalten werden.

So lange also die Hoffnung vorhanden war, daß die Türkei europäisirt werden könne, war die Haltung des Wiener auswärtigen Amtes nicht unerklärlich, ja politisch klug, wenn sie auch von allem Anfang zufolge der traditionellen Halbheit und Unentschlossenheit Schiffbruch erlitt und keinen anderen Erfolg für uns hatte, als den noch heute unauslöschlichen Haß der Griechen gegen uns. Von diesem merken die Herren Diplomaten allerdings sehr wenig, die nur mit officiellen griechischen Kreisen verkehren und ebenso wenig die gelegentlich Griechenland bereisenden Fremden, welche schon mangels der Kenntnis der Volkssprache den Griechen nicht nähertreten können. Wir aber haben Jahre hindurch unter Griechen gelebt und kennen die Stimmung des griechischen Volkes sehr genau und waren geradezu erstaunt, daß selbst ganz ungebildete Griechen die Namen „Metternich“ und „Fallmerayer“ kannten und ihrem ungezügelten Hasse gegen dieselben laut Ausdruck gaben, gegen Metternich, weil er im Freiheitskampfe auf Seite der Türkei stand, gegen Fallmerayer, weil er das Dogma der Abstammung der Neugriechen von den Hellenen nicht anerkannte. So hat die berechtigte Orientpolitik Metternichs die Entwickelung im Oriente nicht aufgehalten, uns aber den Haß der befreiten Griechen eingetragen.

Was unter Metternich wenigstens eine politische Berechtigung hatte, entbehrt heute selbst dieser. Unaufhaltsam vollzieht sich der Zerbröcklungsproceß der Türkei und die glänzendsten Festzüge und Empfänge am Bosporus können über die Thatsache nicht hinweghelfen, daß die herrlichsten Tapeten ein baufälliges Mauerwerk wohl verkleiden und die Risse und Sprünge verdecken können, die Mauern aber dadurch nicht fester werden.

Wir sind unparteiisch genug, um selbst auf die Gefahr vielfach Widerspruch zu erfahren, den guten Willen der Türkei anzuerkennen, Reformen einzuführen, aber es ist heute zu spät, wenn es überhaupt je möglich war.

Eine gesunde österreichische Politik müßte demnach entweder darauf hinzielen, die sterbende und nicht mehr zu rettende Türkei durch directe Parteinahme so lange als möglich zu erhalten und sich hiefür wirtschaftlich so viele Vortheile als möglich zu sichern oder aber mit der Thatsache rechnen, daß einem Leichnam kein Leben eingeflößt werden könne und sich das Vertrauen der Erben sichern. Beide Wege haben ihre Vortheile. Der erstere, allerdings nicht sehr reinliche, sichert der Industrie und dem Handel Vortheile, die zwar nur momentan sind, aber durch ihre Größe bestechend wirken, letzterer politischen Einfluß und ökonomische Vortheile in der Zukunft.

Wir aber verschmähen es, der sterbenden Türkei unsere volle Unterstützung zuzuwenden, können uns jedoch auch nicht entschließen, für die Interessen der Erben aufrichtig einzutreten und haben die Gegenwart verloren, ohne die Zukunft uns zu sichern. Die deutsche Reichspolitik wandelt in anderen Bahnen. Sie denkt vorläufig nur an die Gegenwart und unterstützt aus Kräften die Türkei, welche

mit Recht die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ihr einziger und verläßlicher Freund Deutschland ist. Hiefür zeigt sich dann die Türkei dankbar, verwendet überall, wo man auf Ausländer reflectirt, Reichsdeutsche, deckt seinen Bedarf an Importartikeln in Deutschland und gibt deutschen Unternehmern die wichtigsten Concessionen. Deutschland unterstützt aufrichtig die Türkei, gewinnt Absatzgebiete für seine Industrie und gibt Zehntausenden seiner Bürger lohnenden Verdienst im Orient. Wohl zieht es durch seine Unterstützung der Türkei den Haß der Christen auf sich, aber mit dem Hasse geht das Vertrauen Hand in Hand. Die christlichen Völker des Balkans hassen wohl Deutschland, aber buhlen auch gleichzeitig um das Wohlwollen desselben, denn sie sagen sich: Deutschland ist als Gegner fürchterlich, aber als Freund unschätzbar. Wir hassen Deutschland aber wir wären glücklich, seine Gunst zu erringen. Das zeigt sich am besten bei den Griechen, die es wissen, daß sie den letzten Feldzug nicht an die Türkei, sondern an Deutschland verloren haben und trotzdem oder vielleicht eben deshalb daran gehen, deutsche Instructoren behufs Reorganisirung ihrer Armee sich zu erbitten. Und da jeder reichsdeutsche Instructor zugleich ein reichsdeutscher Pionnier ist, so kann mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß über Jahr und Tag der deutsche Einfluß in Griechenland allmächtig sein wird, vielleicht gerade dann, wenn die Türkei keine Concessionen mehr zu vergeben haben wird und der Mohr, der seine Schuldigkeit gethan wird gehen können.

Wir Oesterreicher aber unterstützen die Türkei nicht und haben deshalb auch gar keine Vortheile von ihr, fürchten aber auch für die Christen einzutreten und werden . . . von beiden verlacht. Als gut schwarz-gelben Oesterreichern blutet uns zwar das Herz, indem wir diese Thatsache constatiren, aber nur ungeschminkte Wahrheit kann vielleicht an jener Stelle die Augen öffnen, auf die Oesterreich allein noch hofft, die aber leider wie seit Jahrhunderten so auch jetzt schlecht unterrichtet ist. Wie kläglich ist doch die Rolle die wir am Balkan spielen! Da ist in erster Linie Rumänien. Wir haben Rumänien besetzt und sind schön ruhig wieder abgezogen, wir haben gegen die Vereinigung der Fürstenthümer Moldau und Walachei protestirt und dieselbe aber nicht zu hindern vermocht, wir duldeten nicht, daß ein Hohenzoller an der Dimbowitza herrsche und er herrscht doch und schließlich haben wir uns gewöhnt, in dem gegen unseren Willen geeinigten Rumänien einen Bundesgenossen und in König Karol, der im Geheimen durch Oesterreich sich nach Rumänien durchschleichen mußte, unseren Freund zu sehen.

Daß man daher in Rumänien von den „Erfolgen" der österreichischen Politik nicht sehr respectvoll spricht und in der jetzigen Freundschaft nichts anderes als gute Miene zum bösen Spiel sieht, ist zwar sehr erklärlich, aber für uns nicht sehr angenehm.

Ueber Bulgarien sprechen wir an anderer Stelle, wo wir nachweisen, daß dieses von einer austrophilen Regierung geleitete Fürstenthum geradezu gezwungen wurde, sich Rußland in die Arme zu werfen.

Serbien liegt offen vor den österreichischen Kanonen und dies allein sollte uns einen Einfluß in Serbien gewähren, wie keinem anderen Staate. Trotzdem hat die Beschimpfung Ungarns zur Zeit der Millenniumsausstellung — und Ungarns Ehre ist Oesterreichs Ehre, da jeder Schimpf, der einem Theile der Monarchie widerfährt, das Reich trifft — bewiesen, daß selbst das kleine Serbien, das überhaupt nur so lange besteht, als es uns paßt, sich über uns lustig macht. Welch eine exemplarische Züchtigung hätte sich ein Kleinstaat gefallen lassen müssen, wenn es ihm eingefallen wäre, die deutsche oder russische Flagge zu verhöhnen, wir aber haben uns mit einer lendenlahmen Entschuldigung begnügt, die kaum in der Form, viel weniger in der Sache ausreichend war und als unser Minister in Belgrad, der derzeitige Chef der Cabinetskanzlei des Kaisers, Ritte

Schießl, einer der wenigen Staatsmänner Oesterreichs, die diplomatische Gewandtheit mit Energie verbinden, energisch auftrat, da wurden alle Beschwichtigungshofräthe des Wiener auswärtigen Amtes aufgeboten, um seinen Eifer zu kühlen. „Was, ein österreichischer Staatsmann, der sich bewußt ist einen Großstaat zu vertreten und Impertinenzen kleiner Kläffer nicht duldet, der schneidig auftritt, das ist unerhört", jammerten die Excellenzen am Ballplatz und sie jammerten so lange und so laut und vernehmlich, daß, wenn unter unseren jüngeren Diplomaten ein energischer schneidiger Mann sich befindet, er sich wohl hüten wird je energisch aufzutreten. Heute ist allerdings der serbische Hof in der Wolle austrophil, aber deshalb, weil er ohne jeden Halt im Volke, überhaupt nur so lange besteht, als Oesterreich über ihm die schützende Hand hält; dagegen haben wir im serbischen Volke jede Sympathie verloren, wenn wir je eine solche besessen haben.

Und nun zu dem Meisterstück diplomatischer Kunst, das uns für alle Zeiten im Oriente ein bleibendes aber allerdings nicht sehr ehrendes Andenken geschaffen hat. Da ist das kleine Griechenland, ein Mißgebilde, wie es nur zöpfische Diplomaten, die der Volksseele ganz fremd gegenüberstehen, schaffen konnten, zu groß, um sich mit einer untergeordneten Rolle zu begnügen und zu klein, um thätigen Antheil an den Weltereignißen zu nehmen, das hochbegabte Griechenvolk, erfüllt von der „großen Idee" und dabei doch zu wenig politisch geschult und zu wenig militärisch ausgebildet, um jene führende Rolle am Balkan zu erringen, von der es träumt. Das griechische Volk ist arm; an Disciplin nicht gewöhnt, rasch im Entschluße, aber nicht ausdauernd in der Durchführung des Beschlossenen, durchglüht doch ein heiliges Feuer patriotischer Begeisterung jeden Griechen und diese Begeisterung gibt ihm gegenüber dem Türken, dem nationales Empfinden fremd ist, ebenso einen momentanen Vortheil als sein rasches Entschließen gegenüber der Bedächtigkeit des Türken. Als nun zum sovielten Male die kretensische Frage aufgerollt wurde, als die Volksstimme laut und vernehmlich vom König Georg verlangte, daß er sich Kretas annehme, als Griechenland unter dem Drucke der Volksstimme sich anschickte mit der Türkei in die Schranken zu treten — David mit Goliath — da standen die Chancen für Griechenland günstig, denn die Wogen der Begeisterung giengen unter dem griechischen Volke sowohl im freien Griechenland als noch mehr in den türkischen Provinzen hoch und beim ersten Kanonenschusse wäre es überall, wo Griechen in der Türkei wohnen zu einer Erhebung gekommen und bevor die Türkei mobilisirt hätte, hätten die Griechen bereits den Kampf in türkisches Gebiet getragen.

Oesterreich hatte an dem Ausgange eines türkisch-griechischen Kampfes gar kein Interesse, denn die Türkei hätte uns wenig Dank gewußt, wenn sie gesiegt hätte — ist doch ihre Heeresorganisation ein Werk preußischer Instructoren — und die Griechen hätten schließlich doch nur siegen können, wenn sich Oesterreich ihrer thatkräftig angenommen hätte, was mit Rücksicht auf drohende Eventualitäten von Oesterreich nicht verlangt werden konnte. Das richtige also wäre für Oesterreich wohl gewesen, mit verschränkten Armen ruhig der Entwicklung der Dinge zuzusehen. Anders stand es mit Rußland und Deutschland. Rußland weiß sehr wohl, daß das griechische Element in der Levante seinen eigenen Absichten gefährlich werden könnte, mußte wohl officiell, getreu seiner Tradition als Schutzmacht der Orthodoxie, für Griechenland in einem Kampfe gegen die Ungläubigen eintreten, wünschte aber alles eher als einen Sieg der Griechen; und Deutschland hatte geradezu ein Interesse, sich durch ein weiteres Eintreten für die Türkei die vollste Dankbarkeit derselben für die Zukunft, ausgedrückt in Concessionen und Lieferungen, zu sichern.

Beiden, uns diplomatisch himmelhoch überlegen, gelang es Oesterreich zu bestimmen, angeblich im Interesse des Friedens, thatsächlich in dem der Türkei zu wirken und dadurch erst dem Auftreten

der beiden nordischen Kaiserreiche das Gepräge uneigennütziger Thätigkeit im Interesse des Friedens zu verleihen, oder mit anderen Worten, Oesterreich wurde veranlaßt, seinen Freunden die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es begannen die diplomatischen Unterhandlungen, von denen man im Vorhinein wußte, daß sie erfolglos bleiben würden, die aber das gewünschte Resultat ergaben, der Türkei zu ermöglichen, die Mobilisirung durchzuführen und die anfängliche Begeisterung der Griechen, die ohne sichtbare Erfolge nicht aufrechtzuerhalten war, abzukühlen.

Als Europa endlich den Kampf gestattete, war die Türkei bis an die Zähne gerüstet, während das kleine Griechenland keine Reserven herbeiziehen konnte, weil es eben keine hatte und die Begeisterung der Griechen, ein Factor mit dem der Hof in Athen in erster Linie rechnete, war verflogen.

Was nun folgte, ist bekannt: Griechenland wurde bis zur Vernichtung geschlagen, die Türkei triumphirte, Deutschland hatte seine treuen Dienste der Türkei geleistet und präsentirte die Rechnung und in Rußland, welches von dem geschlagenen Griechenland nichts mehr zu fürchten hatte, erwachte die alte Liebe zu den orthodoxen Hellenen.

(Ein Schlußartikel folgt).

Die Befreiung der Balkanvölker.

Mit den christlichen Balkanvölkern geht es wie mit den Bauern, denen eine in ihren Zielen humane, aber in ihren Mitteln unpraktische Gesetzgebung die unwürdigen Ketten der Leibeigenschaft abgestreift hat, ohne sie an den Gebrauch der Freiheit zu gewöhnen, ohne sie zu lehren von ihrem freien Selbstbestimmungsrechte weisen Gebrauch zu machen. Der Blinde, dem durch eine Operation das Sehvermögen wiedergegeben wird, muß erst langsam an das Licht gewöhnt werden, und dem Knaben, der Erbe eines Vermögens ist, wird kein vernünftiger Mensch das Recht zuerkennen, über dasselbe nach freiem Ermessen zu verfügen, so lange er nicht herangewachsen, körperlich und geistig sich die Fähigkeit erworben hat, frei schalten zu können. Den Landmann, der, als er von der Hörigkeit befreit wurde auch nicht mehr als ein großes Kind war, setzte man aber urplötzlich in den vollen Besitz der Freiheit ein, die er nicht zu benützen verstand und zum großen Theile auch heute noch nicht zu benützen versteht und die Folge davon ist, daß ein großer Theil der Bauern schon proletarisirt und ein anderer auf dem besten Wege dahin ist.

Wie mit dem Bauernstande verfuhr man mit den christlichen Balkanvölkern, welche nach jahrhundertelanger entwürdigender Sclaverei in den Wiederbesitz ihrer unveräußerlichen Menschenrechte gesetzt wurden. Hätte man an die Spitze der neugebildeten Balkanstaaten nicht nur Fürsten aus alten Häusern gestellt, sondern diesen auch die Möglichkeit gegeben ihr Volk zum Gebrauche der Freiheit zu erziehen, so würde am Balkan nicht eine so verlotterte Wirthschaft herrschen als sie thatsächlich besteht, und wenn man den neuen Staatsgebilden das Recht verwehrt hätte, ohne Zustimmung Europas Anlehen aufzunehmen, so wären dieselben nicht nach einigen Jahrzehnten ihres Bestandes am Rande des Bankerottes.

Durch Jahrhunderte war der Christ in der Türkei ein Sclave, vollständig rechtlos und jeder Willkür seines Herrn preisgegeben. Mannesstolz, Rechtsgefühl, welchen Werth hatten sie vor dem brutalen Herrn, der mit seinen Rajahsclaven machte was er wollte! An Stelle des Rechtsgefühles und des Mannesstolzes traten knechtische Unterwürfigkeit, Heuchelei und — eine natürliche Folge des unmenschlichen Druckes — Feigheit. Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, gewissenhafte Arbeit und Pflichttreue konnten dem Rajah nicht nur nicht den ruhigen Genuß der Früchte seiner Arbeit verbürgen, sie schützten ihn nicht

einmal vor den ärgsten Unbilden, welche die Laune seiner Peiniger über ihn verhängte. Nur hündische Unterwerfung, Heuchelei, List, Schmeichelei gewährten ihm einen nothdürftigen Schutz. Was in dem christlichen Rajah gut war, wurde im Laufe der Jahrhunderte erstickt.

Mit einemmal wurde er frei!

Hätte man dem Rajah im Anfange ein bescheidenes Maß der Freiheit gewährt und an seine Spitze eine weise und humane, vor allem gerechte Regierung gestellt, so wären die Balkanstaaten, die vom Himmel mit seinen Gaben verschwenderisch gesegnet sind, das Paradies der Welt geworden. Statt dessen gab man ihnen eine constitutionelle Regierungsform, machte den Sclaven von gestern zum Herrn von heute. Vor jedem Höheren früher in Demuth ersterbend, machte ihn das Uebermaß der ihm nun gewährten Freiheit zu einem Verächter jeder Autorität. An blinden Gehorsam gewöhnt, kannte er nun keinen höheren Willen als den seinigen. Beherrscht, wollte er jetzt herrschen und da in einem Staate nicht alle herrschen können, so entstand der Kampf Aller gegen Alle, ein brutaler Kampf jedes einzelnen Bürgers um die Macht im Staate, ein politisches Faustrecht, das jeden wahren Fortschritt hinderte und die Fürsten zwang, entweder ruhig dem das Ganze zerrüttenden politischen Parteienwesen mit verschränkten Armen zuzusehen oder der Gewalt mit Gewalt zu begegnen.

So manche grauenhafte That, die sich zum Entsetzen der Europäer im Südosten abspielte, wird hiedurch, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärlich.

Viel hat zur Corrumpirung der freien Balkanstaaten auch das europäische Element beigetragen, das massenhaft nach dem angeblich der Cultur erschlossenen Orient strömte. Der aus der Sclaverei befreite Orientale sah im Anfange in jedem Europäer ein höheres Wesen, an dem ihm Alles imponirte. Leider aber war die Mehrzahl der Fremden durch und durch verlotterte Individuen, die guten Grund hatten aus ihrer alten Heimat zu verschwinden und in ihrer neuen allen Gelüsten und oft verbrecherischen Leidenschaften die Zügel schießen lassen zu können glaubten. So kann es nicht Wunder nehmen, daß der anfängliche Respect vor Europäern bald in eine gründliche Verachtung derselben umschlug. War der Orientale Anfangs stolz darauf, sich, wenn auch nur äußerlich europäisches Wesen angeeignet zu haben, so begann er bald sich dem Fremden überlegen zu fühlen, so recht, sagen wir, den Orientalen hervorzukehren und alle und jede Untugend geradezu als eine „nationale Eigenart" hinzustellen. Hand in Hand damit ging dann eine Ueberhebung, die auf den Fremden geradezu komisch wirkt. Der Orientale, der Alles was er ist, Europa verdankt und ohne Europa nie frei geworden wäre, berauscht sich an Fabeln ehemaliger nationaler Größe, fühlt sich als den Abkömmling von Heldenvölkern, mit denen er vielleicht nichts als den Namen gemein hat, vergrößert einzelne heroische Thaten im Befreiungskriege, die aber ohne die Unterstützung Europas nie ausgereicht hätten seine Freiheit gegen die Türken zu erringen, zu welterschütternden Ereignissen und zeigt bei der ersten Gelegenheit, wo er seinen Heldenmuth und seine Größe beweisen soll, daß vorläufig nichts weiter an ihm groß ist als seine Phantasie. Schwärmer mögen über das System die Nase rümpfen, welches Oesterreich in den Reichslanden anwendet und es für eine schwere Sünde gegen das Dogma des patentirten Liberalismus erachten, daß den Oesterreichern jenseits der Save nur eine beschränkte Freiheit gewährt wird. Trotzdem ist der Weg, den Oesterreich in den Reichslanden einschlägt, der richtige. Durch die Gewöhnung an die Freiheit werden Bosnien und die Herzegowina der Cultur gewonnen, während in den übrigen Balkanländern der Mantel der Cultur kaum die Blößen der Barbarei verhüllt. Und besser wird es am Balkan nicht werden, bis nicht die schrankenlose Freiheit auf das richtige Maß zurückgeführt und weniger auf die Form des constitutionellen Lebens als auf Recht und Gesetz gesehen werden wird.

Alles für das Volk, aber durch das Volk nur dann, wenn es hiezu reif ist und im Orient und . . . . anderswo sind die Völker zur Selbstverwaltung noch lange nicht reif.

Oesterreich am Bosporus.

Es sind erst wenige Jahrzehnte verflossen, daß der Orient aus seinem vielhundertjährigen Todesschlafe erwacht ist und an dem Culturleben Europas theilzunehmen begonnen hat.

Bis zum Ausbruche der griechischen Revolution 1821 lebten die Bewohner des Ostens Europas und Kleinasiens, wie ihre Altvordern durch Jahrhunderte früher, d. h. sie vegetirten ohne jedes Bedürfniß in den Tag hinein, froh, nur das Nothdürftige bestreiten zu können; erst mit dem Momente, da Hellas frei wurde und die nun freien Bewohner von Griechenland den Ehrgeiz fühlten, es den Europäern gleichzuthun, begannen sie einerseits zu arbeiten und zu erwerben und andererseits aus dem Verdienste alle die hunderterlei Gegenstände anzukaufen, die für Kleidung und Wohnung nach europäischer Art und alle die anderen Bedürfnisse des Culturmenschen nothwendig sind.

Das Land selbst, ohne jede Industrie, konnte selbstverständlich die vielen plötzlich nothwendig gewordenen Gegenstände weder erzeugen, noch an eine Erzeugung derselben für absehbare Zeiten denken. So war nun plötzlich jener Theil der Türkei, der das neue Königreich Griechenland bildete, ein Absatzgebiet ersten Ranges für die Industrie geworden. Oesterreich konnte von dem neu erschlossenen Markte aber keinen Nutzen ziehen, da es keine Industrie besaß, die so bedeutend gewesen wäre, um mit der englischen und französischen concurriren zu können, keine entsprechenden Verkehrsmittel hatte und zudem bei den Bürgern des neuen Staates wegen der intensiven Bekämpfung der hellenischen Freiheitsbestrebungen durch Metternich verhaßt war.

Einige Jahrzehnte später wurden Rumänien, Serbien, Montenegro und Bulgarien frei und bildeten neue und reiche Einnahmen verheißende Absatzgebiete für die Erzeugnisse der Industrie des Westens und zuletzt begann es sich auch in der Türkei selbst zu regen und selbst dahin drang die europäische Cultur oder was man so nennt, vor. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde Europa so, um etwa vierzig Millionen Menschen bereichert, die bisher vollständig bedürfnißlos, nun Abnehmer europäischer Industrieartikel wurden, die ihnen bis vor Kurzem, selbst dem Namen nach, ganz fremd waren.

In dieser Zeit waren auch gewaltige Aenderungen im Wirthschaftsleben Oesterreichs vor sich gegangen; die österreichische Industrie hatte einen so gewaltigen Aufschwung genommen, daß sie sich jeder anderen ebenbürtig zur Seite stellen konnte und Oesterreichs Verkehrsmittel hielten in ihrer colossalen Ent-

wicklung mit der Industrie gleichen Schritt. Nur an Absatzgebieten fehlte es, denn, war es für eine junge Industrie schon an und für sich schwer, auf Märkten zu kämpfen, die eine alte und bewährte beherrschte, so war ein solcher Concurrenzkampf für uns noch erschwert durch mancherlei Handelsverträge, bei denen die Industrie sogenannten höheren politischen Zwecken geopfert wurde.

Da erstanden die Absatzgebiete im Oriente, wo noch keine Vorurtheile für die eine und keine gegen die andere vorhanden waren und wo Oesterreich schon vermöge seiner geographischen Lage alle Concurrenten hätte spielend schlagen oder vielmehr hätte verhindern können daß sie eindrängen.

Daß die neuen Märkte ausschließlich von Oesterreich beherrscht werden konnten, lag klar, es konnte gar nicht anders sein und die österreichische Regierung hatte eigentlich nichts mehr zu thun, als Verhältnisse, die von selbst uns günstig waren, zu regeln.

Leider geschah Alles, um diese naturgemäß günstige Situation für Oesterreich in ihr Gegentheil zu verwandeln und die neuen Absatzgebiete der wirthschaftlichen Alleinherrschaft Oesterreichs zu entrücken, ja in vielen Zweigen sogar Oesterreich im Concurrenzkampfe mit den übrigen Staaten, die schon wegen ihrer größeren räumlichen Entfernung hinter dem Donaureich stehen sollten, weit hinter diese zu stellen.

Die Ursachen dieser traurigen Erscheinungen sind mannigfaltige.

Eine kurzsichtige auswärtige Politik, die, statt sich mit der wirthschaftlichen Herrschaft zu begnügen, Unmögliches anstrebt und dann nichts erreicht, eine unpatriotische und schädliche Tarifpolitik und nicht zuletzt der verhängnißvolle Irrthum unserer Industrie, mehr auf Billigkeit als auf Solidität der Waaren zu sehen*), wodurch im Anfange allerdings vorübergehende Erfolge erzielt werden, der Ruf der österreichischen Industrie aber gründlich geschädigt wird.

Seitdem Baron Calice die Vertretung der Monarchie bei der hohen Pforte übernommen hat, ist allerdings Vieles besser geworden. Baron Calice kennt Land und Leute und ist nicht nur der hervorragendste Diplomat, der heute am Goldenen Horne wirkt, sondern zugleich ein energischer und weitsichtiger Staatsmann, der die Bedeutung der Industrie im Weltverkehre zu würdigen weiß. Aber er wird durch eine durchaus nicht am Platze befindliche Sparsamkeit des auswärtigen Amtes in Wien in der gerade im Orient so wichtigen äußerlichen Bethätigung der Macht Oesterreichs behindert.

„Kleider machen Leute" ist ein altes, zwar vielverlachtes und doch wahres Sprichwort, das überall Geltung hat, aber ganz besonders im Orient. Aeußerer Glanz und prunkvolles Auftreten sind für den Orientalen neben dem sichtbaren Erfolge der alleinige Werthmesser.

Das ist überall bekannt, und daher haben alle Regierungen, die österreichische ausgenommen, dafür gesorgt, daß schon die Residenz der Botschafter den Orientalen imponire.

Rußland und Frankreich haben prachtvolle, an der großen Perastraße gelegene Paläste, die englische Botschaft beherrscht von stolzer Höhe das Goldene Horn und erst die deutsche! Ein mächtiger, quadratischer, von Steinadlern gekrönter Bau repräsentirt Deutschland und ist so gelegen, daß die schwarz-weiß-rothe Flagge am Bosporus weithin sichtbar ist. Und die österreichische Botschaft? Da muß man von der Perastraße durch ein enges Stiegengäßchen hunderte Stufen hinabsteigen, um zu einem, den einfachsten Bedürfnissen nicht entsprechenden Gebäude zu gelangen, wo kaum für den Botschafter Repräsentationsräume, geschweige denn menschenwürdige Bureaux vorhanden sind.

*) Ein Beispiel für viele: Einem Berichte des österreichischen Consulates in Uesküb zu Folge hat ein österreichischer Exporteur, der 15.000 Stück türkische Kaffeebecher dorthin lieferte, zwar tadellose Muster eingesendet und annehmbare Preise gestellt, jedoch bei der Lieferung dem Besteller lauter Ausschußwaare gesendet. Das Consulat knüpft daran die Bemerkung, daß ein solcher Vorgang nichts weniger als geeignet sei, die Verbindungen mit der dortigen Kaufmannschaft zu festigen.

Im Jahre 1866 gab es eine sehr günstige Gelegenheit für die österreichische Botschaft, das prächtigste Palais zu gewinnen, welches die große Perastraße aufzuweisen hat und in dem sich jetzt das kaiserliche Lyceum befindet, aber da war es Mangel an Voraussicht und ein allerdings entschuldbarer Trotz des damaligen Internuntius, die diese Gelegenheit unbenützt vorübergehen ließen. Das österreichische Botschaftspalais ist ein ursprünglich venetianischer Bau und als Venedig an Italien verloren ging, da reclamirte man von Turin aus auch dieses. Es kam zu ernsten Zwistigkeiten, da Oesterreich das Palais nicht abtreten wollte. Sultan Abdul Aziz, dem der Streit zu Ohren gekommen war, wollte ihn dadurch schlichten, daß er das auf der großen Perastraße befindliche Palais von Galata Serail mit seinem prachtvollen Garten und riesigen Grund der österreichischen Botschaft als Geschenk anbot. Es wurde abgelehnt.

Für den Sommeraufenthalt besitzen die Vertreter der Großmächte seit vielen Jahren prächtige eigene Residenzen am Bosporus (Therapia und Bujukdere), nur Oesterreich mußte sich bis heuer mit einem Miethhaus behelfen. Aber auch jetzt besäße der österreichische Botschafter noch keine Sommerwohnung, wenn nicht der Sultan ein prachtvolles Grundstück in Jeniköi, auf welchem sich noch Ueberreste eines Palastes befanden, den ein reicher Armenier, namens Kaisarli, vor 50 Jahren erbaute den aber die türkische Regierung noch vor Fertigstellung confiscirt hatte, der österreichischen Regierung geschenkt hätte, die sich dann endlich entschloß, die Mittel für den Bau einer Sommerresidenz von den Delegationen in Anspruch zu nehmen. Die Erbauung einer würdigen österreichischen Residenz, wenn auch nur für den Sommeraufenthalt, durchgesetzt zu haben, dürfte Baron Calice gewiß nicht leicht geworden sein, den übrigens auch nur die geradezu enthusiastische Verehrung, die die Colonie am Goldenen Horn ihm mit Recht entgegenbringt und sein stark ausgeprägtes Pflichtgefühl auf seinen Posten hält, denn Constantinopel ist heute der wichtigste Punkt für Oesterreich und Calice fühlt es nur zu gut, daß es keinen österreichischen Staatsmann gibt, der ihn ersetzen könnte. Dies allein veranlaßt ihn, der weit über 40 Jahre im Staatsdienste steht, trotzdem ihm die Hände gebunden sind, auszuharren, wie ein Soldat auf einem . . . verlorenen Posten.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Ansehen eines Staates im Oriente ist das Spital, da die eigenen Spitäler des Landes kaum in Frage kommen, das Renommé des Spitals der betreffenden Colonie sich auf die Aerzte derselben erstreckt und die Jugend, welche sich dem ärztlichen Berufe widmen will, bei der Wahl der Universität beeinflußt und diese ihrerseits für die Gedankenrichtung der jungen eingeborenen Aerzte nicht unmaßgebend ist. Bis zu den Siebziger Jahren gab es nur zwei Spitäler die in Frage kamen, das österreichische und das französische, wie es als besonderer Vorzug galt, wenn ein Arzt ein Wiener oder Pariser Diplom aufzuweisen vermochte. Aber auch hier verschoben sich die Verhältnisse zu Ungunsten Oesterreichs, denn Stillstand ist Rückstand. Das österreichische Spital befindet sich in einem Miethhause und kann demnach nicht jene baulichen Vorzüge und jenen im Oriente eben absolut nothwendigen äußeren Glanz aufweisen, der nothwenig ist, wenn man sich an erster Stelle behaupten will. Wenn auch der Leiter desselben, Dr. Maly, anerkannt einer der besten Aerzte, von Constantinopel ist und er für das ihm unterstehende Hospital Uebermenschliches leistet, so ziehen es doch die Patienten aus besseren Kreisen vor, das deutsche Hospital aufzusuchen, das, obschon Deutschland die jüngste Macht am Bosporus ist, doch das besteingerichtete ist, in gesündester Lage am Taxim auf dominirender Höhe sich erhebt und mit allem Comfort und allen hygienischen Anforderungen entsprechenden Einrichtungen erbaut ist, selbstverständlich Eigenthum der deutschen Colonie oder der deutschen Regierung. Frankreich hat rasch anerkannt, daß das deutsche Hospital die Popularität des französischen beeinträchtigt und den Zug der studirenden Jugend indirect nach Berlin, resp. nach deutschländischen Universitäten lenkt

und ohne zu säumen wurde nach Abbruch des alten, auch am Taxim das neue prachtvolle französische Hospital erbaut.

Die Oesterreicher aber warten, bis durch Sammlungen so viel Geld aufgebracht wird, um ein eigenes Spital zu erbauen. Selbverständlich werden noch Jahre vergehen, denn Dr. Maly tritt wohl mit Feuereifer hiefür ein, aber Geld kann er aus dem Boden doch nicht stampfen und am Ballplatz hat man ja nicht die Verpflichtung ebenso zu handeln wie die Auswärtigen Aemter in Berlin und Paris!

Oesterreich übereilt sich nicht.

Die deutsche Bürgerschule, schon früher auf dem frequentesten Wege zwischen Galata und Pera untergebracht und von zahlreichen vorzüglichen Lehrkräften geleitet, hat neuestens einen wahren Schulpalast bezogen, während die österreichische Schule mit einem sehr kleinen Lehrerstand in so ungünstiger Lage und in einem so unpraktisch eingerichteten Hause untergebracht ist, daß selbst Oesterreicher es vorziehen, ihre Kinder in die deutschländische Schule zu schicken; und unter diesen befinden sich selbst hochstehende Persönlichkeiten der Colonie, denen man es aber schließlich nicht verdenken kann, wenn sie für das Wohl ihrer Kinder mehr besorgt sind, als für das Ansehen der österreichischen Schule. Von welcher Bedeutung aber gerade eine deutsche Schule in Constantinopel ist, beweist der Umstand, daß Türken, Griechen und Armenier sich zum deutschen Unterrichte förmlich drängen und statt der schlecht situirten österreichischen, die reichsdeutsche Schule aufsuchen, was für Oesterreich just kein Vortheil ist.

Die deutsche Regierung sorgt in anerkennendster Weise für ihre im Auslande lebenden Bürger, die österreichische gar nicht. Das sieht man um nur ein Beispiel anzuführen in der so wichtigen Frage des Einjährig-Freiwilligendienstes.

Während jeder Oesterreicher im Oriente, der nicht in der Lage, seine Kinder zu Ausbildung nach der Heimat zu schicken, wegen der Militärdienstpflicht derselben in banger Sorge ist, wurde den Reichsdeutschen die Möglichkeit geboten, auf Grund eines Zeugnisses einer deutschländischen Anstalt im Oriente die Vortheile des Einjährig-Freiwilligendienstes zu genießen.

Ueber diese Frage schrieb die Berliner „Post“:

„Ueber erfreuliche Fortschritte des deutschen Schulwesens im Auslande, insbesondere im Orient, sind in den letzten Tagen Mittheilungen durch die Blätter gegangen, wobei eine baldige Centralisation dieser Schulen unter Reichsunterstützung und Reichsaufsicht angeregt wurde, wie eine solche seit längerer Zeit in Italien bereits geübt wird. Zur gleichen Zeit wurde mitgetheilt, daß die evangelischen Pastoren im Orient auf der dießjährigen Synode zu Smyrna beschlossen haben, eine Eingabe an den Reichstag zu richten, worin sie für die Einrichtung einer Einjährigenprüfung an den deutschen Auslandsschulen eintreten. In dem letzten Winter ist diese Frage eingehend von dem nationalliberalen Abgeordneten Dr. Hasse im Reichstag bei Berathung des Etats des Auswärtigen Amtes zur Sprache gebracht worden. Und die Antwort seitens des Auswärtigen Amtes ging dahin, daß die Regierung wohlwollend dem Wunsche gegenüberstehe, den deutschen Schulen im Auslande in größerem Umfange als bisher die Befugnis zu ertheilen, Zeugnisse auszustellen, die in Deutschland zu einjährigem Dienst berechtigen.“

Die Schifffahrt war einst ein gar wichtiger Factor für die Beziehungen Oesterreichs zur Levante, sie war eine Quelle reichen Verdienstes für die Colonie. Tausende von großen Segelschiffen unter österreichischer Flagge brachten Waaren nach der Levante und wurden von da aus mit Getreide wieder befrachtet. War der Wind günstig, dann liefen ganze Flotten von Seglern in den Bosporus ein und verweilten dort nicht nur, bis sie ihre Ladung gelöscht und neue aufgenommen hatten, sondern bis der

Wind wieder günstig war. In Constantinopel nun, da besorgten die Schiffe alle ihre Einkäufe und hier verzehrten sie ihre Ersparnisse, wenn der Aufenthalt länger war. Kein Wunder daher, daß das Einlaufen der Segler ein Freudentag für die Bevölkerung im Allgemeinen und insbesondere für die ansässigen Oesterreicher war, bei denen als Landsleuten die österreichischen Schiffe Alles besorgten. Die Dampfschifffahrt hat die Segler bis auf einen verschwindend kleinen Theil zurückgedrängt, und der Lloyd, der noch die österreichische Flagge in den levantinischen Gewässern hochhält, hat heute schwer gegen die Concurrenz einheimischer Gesellschaften zu kämpfen, die wie die Pilze aus der Erde hervorwachsen. Trotzdem bewahrt der Lloyd seine erste Stelle unter den schwimmenden Verkehrsmitteln der Levante infolge der soliden Ausstattung der Dampfer, des geregelten Dienstes, der großen Sauberkeit und nicht zuletzt infolge der glücklichen Wahl der Agenten in Constantinopel, wie der umsichtigen Leitung der Centrale; und trotzdem verliert der Lloyd von Tag zu Tag an Boden. Da war z. B. ein sehr berechtigter Wunsch der rumänischen Regierung, den europäischen Verkehr über Rumänien zu leiten. Das konnte nur dadurch geschehen, daß eigens combinirte Orientzüge bis Küstendsche am Schwarzen Meere verkehrten und dort Schiffsanschluß nach Constantinopel fanden.

Selbstverständlich mußten in Küstendsche aber Dampfer vorhanden sein, die allen Anforderungen verwöhnter Reisender sowohl was Comfort als Schnelligkeit und Sicherheit betrifft, entsprechen. Rumänien selbst hat keine solchen Dampfer und mußte deshalb welche miethen. Was lag da näher, als daß solche Schiffe von Lloyd miethweise übernommen worden wären, vom Lloyd oder zum mindesten von einer das Schwarze Meer befahrenden russischen Gesellschaft. Aber weder österreichische noch russische, sondern deutsche Schiffe übernahmen es, die Verbindung zwischen dem Schwarzen und dem Marmarameere für Rumänien herzustellen und stolz weht nun auf den Hamburger Dampfern zwischen Küstendsche und Stambul die rumänische und die reichsdeutsche Flagge.

Von der Ottomanbank wollen wir hier gar nicht sprechen, denn an ihrer Spitze stehen ein englischer, ein französischer und ein preußischer Director; Oesterreich steht ganz abseits. Und doch könnte eine österreichische Bank glänzend reussiren.

Im wirthschaftlichen Leben der Türkei spielt die Tabakregie eine wichtige Rolle. Sie verfügt nicht nur über ein sehr großes Personal, sondern hat durch ihre Exposituren in allen Theilen des Reiches und ihre directen Beziehungen zu den Pflanzern und den Detailverkäufern einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Man kann die Tabakregie in der Türkei mit gutem Grunde eine österreichische Institution nennen, denn die Concession erwirkte der vor einigen Jahren verstorbene Oesterreicher Herr v. Baltazzi, und ein hervorragendes österreichisches Finanzinstitut ist in sehr bedeutender Weise finanziell interessirt. An der Spitze der Tabakregie steht ein Generaldirector, an der Spitze der Tabakfabrik in Djubali bei Konstantinopel — vielleicht dem größten Etablissement der Welt in dieser Art und mustergiltig eingerichtet — ein Director. Letztere Stelle bekleidete Herr Georg Klaric der vielverdiente Vorstand der Schulsection der Gemeinde. Er hat das Etablissement eingerichte nnd es ist ein ureigen österreichisches Werk, das zu besuchen kein Fremder unterläßt und das jeden zu bewundernder Anerkennung zwingt. Da die Stelle eines Generaldirectors der Präsident der österreichischen Gemeinde, Herr v. Forni, bekleidete, so waren bei der Tabakregie die Verhältnisse normale: Concessionär, Generaldirector und Fabriksdirector waren Oesterreicher.

Aber auch hier trat ein Umschwung zu Ungunsten Oesterreichs ein. Herr v. Forni starb vor einigen Jahren an der Cholera, und bevor man noch maßgebenden Ortes über den Nachfolger, der jedenfalls Oesterreicher sein mußte, schlüssig war, wurde ein Italiener, Herr Farnetti — übrigens

ein sehr tüchtiger und ehrenwerther Herr — zum Nachfolger Forni's ernannt und so die Leitung der Regie und durch Ernennung eines Türken zum Director der Tabakfabrik, auch diese den Händen Oesterreichs entwunden.

Als getreue Chroniſten dürfen wir dagegen die erfreuliche Thatsache nicht verschweigen, daß in der, ebenfalls sich über das ganze türkische Reich verzweigenden Staatsschuldenverwaltung der österreichische Einfluß ein bedeutender ist. Viel hat hiezu die Person des Delegirten bei dem Verwaltungsrathe derselben beigetragen, des hochverdienten Hofrathes Princig Ritter von Herwalt, dessen Tod die österreichische Colonie am Bosporus so tief beklagt. Der Nachfolger des Verstorbenen, Herr v. Janko, ist ein ebenso patriotisch fühlender und energischer Vertreter der österreichischen Interessen, als es Hofrath v. Princig war.

Unentwegt hoch hält Oesterreichs Panier im Oriente die österreichische Post. Die Vertreter der Großstaaten unterhielten in früheren Zeiten eigene Postanstalten zur Beförderungen von Sendungen ihrer Colonien nach und von der Heimat. Aus diesen anfänglich in sehr engen Grenzen wirkenden Anstalten entwickelten sich die fremden Postämter in der Türkei, die heute über eine größere oder geringere Anzahl von Stadt- und Provinzbureaux verfügen, Markenverschleiße besitzen und eigene Einwurfskästen aufgestellt haben. Selbstverständlich sieht die Türkei diese fremden Postanstalten sehr ungern, kann aber, da die sogenannten „Capitulationen" klar sprechen, nichts machen und hat es daher versucht, durch Reorganisation ihrer Anstalten — ein Deutscher wurde zu diesem Zwecke der Postdirection zugetheilt — und ziemlich bedeutenden Rabatt beim Markenverschleiß wenigstens zu concurriren, aber ohne Erfolg, weil in erster Linie das Vertrauen zur türkischen Post fehlt. Fünf fremde Staaten — Oesterreich, Frankreich, England, Deutschland und Rußland — haben im Oriente eigene Postanstalten.

An der Spitze derselben steht die österreichische Post, die größte und die besteingerichtete sowie diejenige, welche die meisten Stadt- und Provinzbureaux — mehr als dreißig — besitzt und einen sehr bedeutenden Reingewinn abwirft. Es freut jeden Oesterreicher, wenn er im Oriente die schwarz-gelben Postkästen und die das Bild unseres Kaisers tragenden Marken sieht und von Türken und Levantinern hört, daß sie zu keiner anderen Anstalt solches Vertrauen besitzen, als zur unter der ausgezeichneten Leitung des Oberpostdirectors Jeglinger — eines Oberösterreichers — stehenden k. k. österreichischen Post. Aber wie lange wird es dauern und auch die österreichische Post wird von der anderen überflügelt werden. Man kann es als charakteristisches Merkzeichen in dieser Beziehung ansehen, daß das Palais von Yildiz alle Zeitungen und Zeitschriften nicht durch die österreichische, sondern durch die deutsche Post bezieht, sowie alle unter der Adresse: Pour le service speciale de S. M. J. le Sultan von auswärts einlaufenden Sendungen an die deutsche Post dirigirt und durch diese dem Palast von Yildiz übermittelt werden.

Der Einfluß Oesterreichs im Oriente geht rapid zurück, die Vertreter der Monarchie im Oriente trifft aber kein Verschulden, denn sie dürfen eben nicht mit jener Schärfe auftreten, die im Oriente nothwendig ist, und werden, wenn sie es dennoch thun, desavouirt und verlieren schließlich die Lust, gegen Windmühlen zu kämpfen. Für den Kritiker ist es selbstverständlich sehr leicht und angenehm, für alle mißlichen Verhältnisse einen Sündenbock zu finden, und da die meisten Aufsätze, welche über die Zurückdrängung des österreichischen Einflusses im Oriente sprechen, auf Grund der während eines kurzen Aufenthaltes im Oriente gemachten Erfahrungen geschrieben werden und es mangels tieferer Einsicht in die Verhältnisse am allerbequemsten ist, alle Schuld den officiellen Vertretern in die Schuhe zu schieben, so ist der Klageruf über diese eine stehende Phrase geworden.

Die Verhältnisse im Oriente sind für Oesterreich tieftraurige. Verschuldet haben sie:

1. Die Sorglosigkeit, oder besser gesagt Theilnahmslosigkeit, welche früher die maßgebenden Kreise in Wien allen Fragen gegenüber, welche die Industrie betreffen, beherrschte, und die zur Folge hatten, daß von Vornherein unseren Handel schädigende Zustände geschaffen wurden, wie z. B. bei der Tracirung der Bahnen.

2. Die gewisse aus unserem auswärtigen Amte nicht auszumerzende traditionelle Leisetreterei, die sich darin äußert, ja jedes scharfe Auftreten, jedes schneidige Dreinfahren zu perhorresciren und festzuhalten an der vornehmen, durch die Jahrhunderte geheiligten diplomatischen Kunst des Hauses am Ballplatze. Diese vornehme, kühle Ruhe, die nur gestattet, eventuell diplomatische Noten zu verfassen, deren Nuance dem Eingeweihten zeigen mag, daß man „verstimmt" ist, macht im Orient gar keinen Eindruck oder wird vielmehr geradezu belächelt und als Zeichen der Schwäche gedeutet. Wer im Oriente höflich ist und bittet, ist immer im Nachtheil; wer dagegen, selbst wenn er im Unrechte ist, rücksichtslos auftritt, vor dem, und nur vor dem, hat man Respect.

Durch all dies ist Oesterreich im Oriente glücklich dahin gekommen, daß die Türken in ihm keinen Freund sehen und die Christen zu ihm kein Vertrauen haben, während z. B. Deutschland durch seine Rücksichtslosigkeit in seinem Eintreten für die Türkei allerdings den Haß der Levantiner auf sich geladen, aber die unbegrenzte Dankbarkeit der Türken — der Krone wie des Volkes — sich erworben hat, was der reichsdeutschen Industrie gar sehr zu Gute kommt.*)

3. Der beim österreichischen Ministerium des Aeußern geltende und allen Vertretungen ans Herz gelegte Grundsatz, ja nicht gegen einen befreundeten Staat aufzutreten, der einem k. k. Gesandten oder Consul, so oft sich bei einer Bewerbung von größeren Lieferungen österreichische und fremde Bewerber gegenüberstehen, einfach die Hände bindet, während man anderwärts solche zarte Rücksichten nicht kennt.

4. Der schlechte Eindruck, den alle österreichischen Institutionen im Oriente im Vergleiche mit denen anderer Colonien hervorrufen und die Orientalen zu Rückschlüssen auf Oesterreich überhaupt veranlassen, die für das Prestige Oesterreichs und in weiterer Folge seiner Industrie sehr nachtheilig sind.

Nun sind allerdings bei allen Regierungen fiscalische Rücksichten ausschlaggebend, aber nirgends in so engherzigem Geiste als am Ballplatze. Und wenn in einer ausführlichen Correspondenz der „N. Fr. Pr." hervorgehoben wird, daß die reichsdeutsche Colonie am Bosporus aus eigener Kraft ein prachtvolles Vereinshaus**) und einen Schulpalast geschaffen hat, so ist zu bemerken, daß das Botschaftspalais, die Sommerresidenz und das Hospital schon früher von reichswegen geschaffen wurden nnd daß die Mittel für das Vereinshaus und die Schule wohl ohne Unterstützung der Reichsregierung von der kleinen reichsdeutschen Colonie, nicht aber von der zehnmal größeren österreichisch-ungarischen zusammengebracht werden können, da diese, zwar groß aber blutarm ist, während, um nur wenige Beispiele anzuführen, der kleinen deutschen Colonie u. A. angehören: der Director der Ottomanbank, Herr Gustav Wülfing, der

*) Bezeichnend hiefür ist eine kleine Episode, welche Herr Bernhard Stern, der Vertreter der „Neuen Freien Presse" in Constantinopel, in obigem Blatte erzählt: Ein deutscher Kaufmann, Vertreter einer Berliner Papierfabrik, sollte seine Muster verzollen lassen. Der Beamte schätzte sie ziemlich hoch ein, so daß der Reisende ausrief: „Der Zoll ist ja höher als der Berliner Fabrikspreis." Kaum hörte aber der Beamte das Wort Berlin, als er entgegnete: „Sie sind Deutscher, das ist etwas Anderes" — und die Schätzung war sofort auf ein Minimum reducirt.

**) Es ist das Haus der deutschen Gesellschaft „Teutonia" gemeint, einer Gesellschaft, die heute unter reichsdeutschem Schutze steht und reichsdeutsch ist, aber von Oesterreichern gegründet wurde.

zugleich Präsident der reichsdeutschen Schulgemeinde ist, der Generaldirector der anatolischen Bahnen, Herr Dr. Zander dessen Wort ausschlaggebend bei der Deutschen Bank in Berlin ist, der frühere Generaldirector der orientalischen Eisenbahnen, Herr Grosholz und last not least der frühere Baudirector der anatolischen und dann Generaldirector der Jonctionbahn, Herr von Kapp, zugleich Präsident der deutschen Gesellschaft „Teutonia", der maßgebenden Einfluß auf die würtembergischen Banken hat u. A.

Unterstützt vom auswärtigen Amte in Berlin, wurde von den obgenannten Herren eine Sammlung in Deutschland zu Gunsten eines Schul- und eines Vereinshauses am Bosporus eingeleitet und ergab, da die Banken sich in der munificentesten Weise betheiligten, ein glänzendes Resultat. Oesterreich aber hat keine Bank- und Eisenbahndirectoren zu Mitgliedern seiner Colonie und ohne solche würde eine Sammlung in Oesterreich kaum ein Resultat ergeben. Bei solchen Verhältnissen müßte das Ministerium des Aeußern eintreten, ... aber thut es eben nicht. Also nicht Personen verschulden Oesterreichs trostlose Lage im Orient, sondern das System, das heute leider noch am Ballplatze befolgt wird.

Quer durch die Reichslande.

I.

Mit dem Tornister auf dem Rücken und dem Werndl zur Seite hatte ich vor 22 Jahren Bosnien durchquert. Es war eine schwere Zeit und doch wie schön! Jugendmuth und lodernde Begeisterung ließ wie Alle, die der Ehre theilhaftig waren, in Kaisers Rock Oesterreichs Cultur nach dem Orient zu tragen, so auch mich alle die furchtbaren Anstrengungen und Gefahren des Occupations-Feldzuges leicht ertragen und wenn auch Kleinmuth den Einen oder Anderen zeitweilig überkommen mochte, so ließ das patriotische Gefühl, das Alle, vom General bis zum Infanteristen erfüllte und die Liebe zum Kaiser, die auf jeden Oesterreicher begeisternd wirkt, diesen Kleinmuth nicht lange standhalten. Immer weiter nach Süden ging es, Sarajewo, das goldene Bosna Serai, war kaiserlich geworden, bei Senkowitsch waren die letzten Reste der Aufständischen nach hartem Kampfe überwunden worden, Rogatitza wurde entwaffnet, Vyschegrad, die fast uneinnehmbare Festung, an Kaisers Namenstag ohne Schwertstreich erobert, immer weiter und weiter ging es, bis endlich das 41. Regiment, dem ich angehörte, den willkommenen Befehl erhalten hatte, nach Sarajewo zurückzukehren, um dort Winterquartire zu beziehen, und ich bald darauf beurlaubt in vier Tagereisen mit der k. k. Militärpost Oesterreichisch-Brod erreichte und wieder zu meinen Lieben in die Heimat zurückkehren konnte. Ein halbes Jahr hatte ich in Bosnien zugebracht und schon damals schriftstellerisch thätig, nicht verabsäumt, in einem genau geführten Tagebuch alle Eindrücke und Beobachtungen aufzuzeichnen, die ich gemacht hatte. Ich hatte Bosnien kennen gelernt, wie es zur Zeit der Occupation ausgesehen, es ist begreiflich, daß der Wunsch in mir rege war, durch eigene Anschauung das Heute mit dem Damals zu vergleichen. Erst im vorigen Jahre war es mir jedoch möglich, mein Vorhaben auszuführen und eine Reise nach den Reichslanden zu unternehmen. Man fährt von Wien Frühmorgens weg und ist am nächsten Tag gegen Mittag in der stolzen Hauptstadt der Reichslande, dem goldenen Bosna-Serai.

Bevor ich daran gehe, meine Reiseerlebnisse in den Reichslanden zu schildern, sei es mir gestattet, einen „Feldpostbrief" hier zum neuerlichen Abdrucke zu bringen, den ich aus dem Lager von Dobrunje Ende October 1878 an die „Czernowitzer Zeitung" richtete und der ein vielleicht nicht uninteressantes Bild österreichischen Soldatenlebens während des Occupations-Feldzuges bietet:

Dieser Brief, veröffentlicht in Nr. 266 der „Czernowitzer Zeitung" 1878, lautete:

Feldpostbriefe aus Bosnien.

I.

(Aus dem Lager von Dobrunje Ende October 1878.)

Nach mühevollem Vorpostendienste war das 41. Inf.-Regiment Freiherr Kellner von Köllenstein (jetzt Erzherzog Eugen) in Dobrunje, einem elenden Dorfe hinter Vyschegrad, angekommen. Trotzdem das Dorf blos aus einigen mit Stroh gedeckten Bretterbuden besteht, waren wir doch herzlich froh, endlich einmal im Angesichte einer Ortschaft campiren zu können. Kaum war der Befehl zum Beziehen des Lagers gegeben, als ohne jedes besondere Commando unsere „Kellner" eine fieberhafte Thätigkeit entwickelten. Schaarenweise, hier unter Anführung eines ehrsamen Tischlermeisters d. Z. Gefreiten, dort beaufsichtigt von einem alten „Achtundsechziger", dem es in der Heimat obliegt, seinen Mitbürgern die Dächer zu flicken, zogen sie in den Wald, aufs Feld, um die nöthigen Materialien zum Baue einer Soldatenstadt zu holen. Und ehe man sich versah, erhoben sich, wo vordem eine kahle Fläche war, eine Reihe recht hübscher „Koliben", in denen man wenigstens vor den Unbilden der Witterung Schutz findet. Inzwischen wurde die Bagage von den Tragthieren abgeladen, die Kanzleien etablirt, hie und da primitive Holzbänke und Tische aufgestellt und die Kochherde gegraben. Das Lager war fertig, ein Lager, das, aus der Perspective angesehen, lebhaft an die Decorationen in der „Fatinitza" erinnert.

Und wie auf der Bühne, so auch hier überall muntere Gesänge, aufgeräumte Gesichter, heitere Mienen. Unser Soldat verliert eben Muth und Humor nie und bringt selbst unter den größten Strapazen einen gewissen Frohsinn zur Schau, der ihm über die Misère hinaushilft.

Und nun erlauben Sie mir ein Bild unseres durch keine „Liebesgaben" versüßten Lagerlebens zu entrollen.

Kaum graut der Morgen, da erschallt von der Hauptwache das Trompetensignal, das uns an die Arbeit ruft. Auf! auf! hören wir die Inspectionscharge von Zug zu Zug rufen und schlaftrunken erheben sich die Söhne des Buchenlandes, um nach kurzem Gebete ihrem Tagewerke nachzugehen. Vor Allem nimmt die Zubereitung des Kaffee ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die einen rösten die Kaffeebohnen in Schalen am Feuer, die anderen zerstoßen sie mit dem Spatenstiele, einige holen Wasser, die Kessel werden aus Feuer gerückt und bald ertönt der angenehme Befehl: „Zum Kaffee antreten!" Jeder eilt mit einem Gefäße herbei, erhält seine Portion, beiläufig $^2/_{10}$ Liter, und gibt sich mit vielem Behagen dem Genusse seines freilich oft „bitteren Schwarzen" hin. Und statt der Kipfeln ein Stück Zwieback — gar viel besser hat mir das Morgenbrod beim „Wilckens" oder „Gerstenbrand" nicht geschmeckt. Noch eine Cigarette „echten Türkischen" — aber fragt nicht, welcher Qualität! — und nun ans Exercitium oder welche Beschäftigung sonst anbefohlen ist.

Inzwischen wird das Fleisch geholt, die Köche beginnen die Zubereitung der Menage und Punkt 11 Uhr 30 Minuten wird gespeist. Je zwei Mann erhalten einen Kochkessel mit Suppe und Reis oder Rollgerste und ein Stückchen Fleisch.

In der Regel ist die Mittagsportion an und für sich ausreichend, doch fehlt uns Brod, das nicht gefaßt wird und nur selten und dann zum Preise von 60 bis 90 kr. per Stück en miniature gezahlt werden muß; der für vier Tage ausgefaßte Zwieback reicht kaum für einen Tag aus.

Doch glauben Sie ja nicht, daß der 41er deshalb wirklich Mangel leidet. Da müßte er kein echter 41er sein. Mit vielen guten Worten und gegen baare Bezahlung unterschiedlicher „Sechser" — der einzigen in Bosnien gangbaren Geldsorte — für Victualien, die bei uns eben so viele Kreuzer kosten,

erhält man doch zur Noth Maiskolben, Mehl oder gar Erdäpfel, hier „Krumbir" genannt und diese schmackhaft zubereitet, ersetzen doch wohl das Brod. Ist die Menage und, wenn etwa die Zeit gestattet, ein kurzes „Nachmittagsschläfchen" beendet — Sie sehen, wir machen es uns bequem — dann rufen die heimischen Weisen, welche die Regimentskapelle vor den Officierszelten ertönen läßt. Auf der einen Seite unser Oberst Lipowsky, auf einem Schemel sitzend und seinen Tschibuk rauchend, umgeben von den Stabs- und Oberofficieren, unter denen mit seinen scharf geschnittenen Zügen und den stets ernst einherblickenden Augen Oberstlieutenant Kraumann hervorragt; auf der anderen Seite die Mannschaft. Hier und dort folgt Alles mit größter Aufmerksamkeit dem Vortrage der Musikpièçen und kommt gar ein echter „Strauß" an die Reihe, da geschieht es nicht selten, daß hüben oder drüben sich Paare zusammenfinden und fröhlich das nachzuholen suchen, was sie heuer beim Schwender versäumt. Nach einer Stunde ziehen sich der Oberst und der Oberstlieutenant in ihr Zelt zurück, die Musik verstummt und Officiere und Mannschaft zerstreuen sich nach allen Richtungen, die Einen, um Zeitungen zu lesen oder Briefe zu schreiben, die Andern, um für ein tüchtiges Lagerfeuer und ein frugales Nachtessen Sorge zu tragen. Sind die Vorbereitungen beendet und hat sich der Schleier der Nacht allmälig über das Lager ausgebreitet, da flammen mit einem Male hunderte Feuer auf, daß weithin der Himmel geröthet wird. Mir sind diese Abendstunden am Feuer die angenehmste Zeit. Es hat einen eigenen poetischen Zauber, so um das Feuer herum zu sitzen, sein Pfeifchen zu schmauchen und sich bei frohen Liedern und Gesängen in die Heimat zu den lieben Seinen zu träumen. An einem Feuer sitzen die „Dii majorum gentium" die Officiere, an einem andern die „minorum gentium", zu deutsch Cadetten und Einjährig-Freiwillige und suchen bei einem kräftigen „Gaudeamus" oder „ergo bibamus" zu vergessen, daß sie bei Wasser kneipen. An einen anderem Feuer wieder in größeren Gruppen Infanteristen und Chargen bunt durcheinander, singend und plaudernd oder den Münchhausiaden eines Veteranen lauschend. Daß dabei manche und mitunter recht derbe Witze gemacht werden, häufig Soldaten als Bosniaken verkleidet, d. i. in Unterkleidern erscheinen und mit stereotypen „boga nema" (Bei Gott nichts da!) die Lachlust der Kameraden erregen, gehört zu den allabendlichen Unterhaltungen. Der 41er sorgt so gut es eben geht, für sein Amusement, denn den Kopf hängen zu lassen, das gibt es nicht. Die meisten haben zu Hause Weib und Kind, was thut es? Wir Bukowinaer folgen dem Rufe unseres geliebten Kaisers immer gerne und sehen es überdies ganz gut ein, daß dem Wohle des Vaterlandes gegenüber das Interesse des Einzelnen in den Hintergrund treten muß.

Die Worte, die unser Oberst zu „Han Compania" sprach, als das Regiment den Eid der Treue erneuerte, sind in aller Gedächtniß.

„Soldaten", rief er mit weithin schallender Stimme, „brave Söhne der Bukowina, Ihr seid von unserem Kaiser mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, in einem Lande, in dem alle Bande der Ordnung gesprengt sind, den Frieden, die Ruhe herzustellen. Soldaten! Ich hoffe, daß ihr den alten Glanz des Regimentes erneuern werdet!" Diese schlichten Worte machten auf den Mann mehr Eindruck, als die schönsten Phrasen, und erfüllten ihn mit einem gewissen Selbstbewußtsein, „Träger des Friedens" zu sein.

Unter Gesang, Gelächter und Geplauder ist allmälig die Stunde der Retraite herangerückt, ein Feuer nach dem andern erlischt, Einer nach dem Andern sucht sein Lager auf und bald herrscht tiefe Stille, über den schlafenden müden Kriegern spannen die guten Engel ihre Fittige und senden ihnen holde Friedensbilder von den Ufern des Pruth und der Sutschawa — von Weib und Kind, vom Liebchen, vom Elternhause, von Freunden und Collegen.

Die gute alte Zeit in Bosnien.

Nur wenige Jahrzehnte sind verflossen, daß Bosnien und die Herzegovina von dem türkischen Joche befreit wurden und schon geräth die schreckliche Lage, in der sich die christliche Bevölkerung vor der Occupation befunden hat, in Vergessenheit. Alle jene Elemente in den Reichslanden, welche durch fremde Emissäre aufgestachelt werden oder Unruhen herbeisehnen, um im Trüben fischen zu können, finden ihren Vortheil darin, auf jene Zeiten als angeblich bessere hinzuweisen, in denen noch der Türke im Lande hauste. Und europäische Berichterstatter, die im Fluge durch Bosnien eilen, erzählen dann dem so leicht zu täuschenden Lesepublicum, daß der Bauer früher sich in Bosnien besser befunden habe als jetzt.

Man kann diese geradezu lächerliche Behauptung, die aber trotz ihrer handgreiflichen Unrichtigkeit — oder vielleicht gerade deshalb — hie und da geglaubt werden könnte, nicht besser widerlegen, als wenn man ein Bild der Verhältnisse entrollt, wie sie *vor* der Occupation jenseits der Save bestanden haben.

Ein Zufall war mir, als ich daran ging, die bosnischen Verhältnisse unter der Türkenherrschaft auf Grund quellenmäßiger Studien zu schildern günstig, denn er spielte mir ein Büchelchen in die Hand, das lange, bevor man in Wien auch nur daran dachte, auf der Zinne von Sarajevo das schwarzgelbe Banner aufzuhissen (1853), unter dem Titel: „*Die Christen in Bosnien*“ erschienen ist.

Dieses Schriftchen spricht so deutlich, daß ich mich darauf beschränken kann, die markantesten Stellen aus demselben zu veröffentlichen; sie sprechen eine laute und so deutliche Sprache, daß alle Phantasien über die angeblich bessere alte Zeit in Bosnien wie ein Nebel in Nichts zerrinnen:

„Die Verworrenheit“, heißt es dort, „ist nach untrüglichen Kennzeichen im ganzen osmanischen Reich so groß und so allgemein, daß man sie füglich mit chaotischer Anarchie bezeichnen könnte; aber eine Provinz und vielleicht eben die unbekannteste, hat hierin den traurigen Vorrang vor allen übrigen. Es ist dies ein Land, wo man mit größeren Schwierigkeiten und mit nicht geringer Gefahr reist als im wilden Kurdistan; wo die Unduldsamkeit und der Haß gegen

die Christen lebendiger und thätiger ist als in der Umgebung des altfanatischen Damaskus; wo die Widersetzlichkeit gegen alle Verordnungen, die von Constantinopel, als dem vermeintlichen Sitz der Regierung, kommen, stärker und nachhaltiger ist als mitten im Hauran, wo die Indolenz der Agas anmaßender ist, als jene der egyptischen Mameluken gewesen, und wo der Zustand der Unterthanen gedrückter und trostloser ist, als jene der Fellahs am Nil es je war. Und doch ist die Provinz, von welcher wir sprechen, nicht etwa irgend ein entlegenes, durch ferne Wüsten und unübersteigbare Gebirge oder weite Meere schwer zugängliches Land, nein, es grenzt unmittelbar an einen civilisirten, human regierten Staat, ist von zwei Seiten von Provinzen eben dieses Staates umfaßt, seine Einwohner sind von Stamm- und Religionsverwandten umgeben, europäische Consule residiren im Lande, man treibt Handel mit dessen Einwohnern, hat Verträge mit dessen Regierung, ja man hat zwar ziemlich alte, aber deshalb keineswegs verjährte oder aufgegebene Ansprüche auf Schutz der Bewohner dieses Landes. Und dessenungeachtet ist dem so.

Das Land aber heißt Bosnien, hat über tausend geographische Quadratmeilen, über eine Million Einwohner, ist von Natur reich gesegnet und war einst blühend, ist aber seit vier Jahrhunderten unter türkischer Herrschaft und dies allein reicht hin, um zu erklären, wie und warum das Land so herabkommen konnte und mußte.

Die Christen, d. h. die Unterthanen, das eigentliche Volk von Bosnien, sind ohne Gesetz, ohne Recht, ohne Besitz, ohne Schutz. Diese Recht- und Schutzlosigkeit der Christen ist in Bosnien eine constante Landespraxis. Sie tritt weder infolge gewisser Strafen ein, welche Vorrechte entziehen, noch wegen verächtlicher Geburt, wie dies im Mittelalter durch die sogenannte Anrüchigkeit stattfand, sondern sie ist lediglich in dem Gegensatz bedingt, welcher zwischen Raaja und Moslim zwischen Christenthum und Islam, zwischen Gjaur und Muselman unübersteigbar besteht. Es ist dies eine infamia indelebilis, haftend auf jenem Theil der Eingeborenen, welcher die unverhältnißmäßige Mehrzahl bildet, welcher fast ausschließlich arbeitet, welcher allein alle Staatslasten trägt, welcher der Religion seiner Väter treu geblieben ist, der die eigentliche Nation bildet, der aber dennoch wehrlos ist, und für ehrlos gilt. Um sich eine Idee von der Verachtung zu bilden, womit die Christen von den Moslimen in Bosnien behandelt werden, muß man selbst einige Zeit hindurch im Orient gelebt haben, muß ihre Sprachen und ihre Sitten kennen lernen, muß den Hochmuth der Moslimen in unmittelbarer Nähe gesehen haben, muß Zeuge gewesen sein der Verfolgungen jedweder Art, womit man die Christen in den Provinzen quält. Der letzte, niedrigste, hungererschöpfte, mit Lumpen und Ungeziefer bedeckte Muselman dünkt sich mehr zu sein als der gebildetste, wohlhabendste Christ. Wenn ersterer je der Hilfe des letzteren bedarf, erbittet er solche nicht als eine Wohlthat, Gefälligkeit oder milde Gabe, die man dem bedürftigen Nächsten erweist oder reicht, sondern er fordert sie im anmaßenden Ton eines Herrn, oder mindestens wie ein Gläubiger die Rückzahlung seines Darlehens fordert. Fragt ihr ihn etwa, weshalb er denn so anspruchsvoll wäre, antwortet er euch hochmüthig: „Musulmanim beh!“ „ein Muselman bin ich ja, hörst Du!“ Dies ist in seinen Augen ein Grund, der keine Gegenrede duldet. Es ist dies eine dort allgemein verstandene Redeweise, die, an einen Christen gerichtet, etwa so viel sagen will, als: „ich verlange nur, was mir gebührt; du bist mir noch obendrein Dank schuldig, wenn ich dir nicht Alles wegnehme, was du besitzest und wenn ich dir dein Leben lasse. Ich bin ein Muselman, du aber nur ein Gjaur, ein Hund von einem Christen; weißt du denn nicht, daß es deinerseits schon eine Anmaßung ist, überhaupt etwas neben mir zu besitzen? Allah schuf den Muselman, auf daß er in dieser Welt herrsche, in jener selig sei; die Raaja aber hat er [illegible] geschenkt, damit sie diesen ismet (Dienste) thuen“.

Sehr klar und faßlich hat vor vielen Jahren diese Theorie dem Schreiber dieses ein alter Bosniak auf folgende Weise dargestellt: „Freund" sagte er, „du mußt nicht glauben, daß wir über die Gestaltung und Eintheilung der Erde ganz unwissend seien. Wir wissen es recht gut, daß die Erde rund ist, wie dieser Apfel. Wenn ich nun diesen Apfel in sieben Schnitte schneide, so stellen sechs Schnitte davon das Islamlik vor, davon eine Schnitte Bosnien ist, die siebente Schnitte bildete insgesammt eure sieben Krals und deren Länder. Daß der Sultan der Schah-in-Schah sei, wirst du wohl wissen, die sieben Krals aber setzt er ein und ab, wie es ihm behagt." „Beli, beli" (wohl, wohl), war die Antwort darauf, indem es noch gut war, daß er die sieben Krals nicht mit dem Wurm im Apfel verglich, und es ohnehin leicht einzusehen war, daß die kosmographischen Ansichten des alten Bosniaken selbst kein deutscher Professor der Geographie auch nur um ein Haar breit umändern könnte.

Die Recht- und Schutzlosigkeit der Christen in Bosnien ist an und für sich so unzweifelhaft, daß es sich eigentlich mehr darum handelt, zu erforschen und zu erklären, weshalb es so kommen mußte, und wie es so fortbestehen könnte, als daß man die Wirklichkeit des Bestandes zu erweisen brauchte. Es müßten denn alle unparteiischen Reisenden, alle Augenzeugen, alle fremden dort befindlichen Behörden, alle humanen Regierungen, deren Hauptdogma nicht ist: „es convenirt uns oder es convenirt uns nicht" und endlich das ganze unglückliche hartbedrängte Volk sammt und sonders grober Unwahrheit oder unbegreiflicher Hallucination sämmtlicher Sinne geziehen werden können.

Den Inbegriff des ganzen recht-, gesetz- und schutzlosen Zustandes der christlichen Bevölkerung in Bosnien drückt das einzige Wort „Raaja" aus; also müssen wir diesen Begriff vorerst etwas näher beleuchten. Das Wort Raaja oder Raajet bedeutet im Allgemeinen die Heerde und rührt von einer Ueberlieferung des Propheten Mohammed her, wo es heißt: „Wir sind alle Hirten und jeder wird von seiner Heerde Rechenschaft geben. Die Diener sind die Heerde des Herrn, der darum wird gefragt werden; die Kinder sind die Heerde der Eltern, die darum werden gefragt werden; die Völker sind die Heerde des Fürsten, der darum wird gefragt werden." Im engen Sinne des Wortes bedeutet Raaja den steuerbaren Unterthan, sei er Moslim oder Christ. Im engsten Sinne des Wortes aber ist es ein Schimpfname, welcher alle Schmach und Unterdrückung eines besiegten, der Willkür des Eroberers preisgegebenen Volkes mit sich führt und wird nur vom christlichen Unterthan gebraucht im Gegensatz des Moslim oder freien Staatsbürgers (vergl. v. Hammer's Staatsverfassung des osmanischen Reiches).

In diesem letzten Sinne nun wird das Wort in der gesammten Türkei genommen und vor Allem in Bosnien, wo es beinahe nie ohne das Epitheton „sirotinja raaja" (die armselige Raaja) gehört wird. Es ist dies so recht die eigentliche Heerde des Moslim, die er nach Köpfen zählt und besteuert, sie ungestraft scheert und schlachtet. Wenn es je ein Beiwort gegeben, das richtig gewählt, im vollen Umfang des Wortes gerade dasjenige ausdrückt, was es ausdrücken soll, so ist es das der sirotinja raaja. Ja, die Raaja ist armselig, weil sie aller persönlichen und sachlichen Rechte baar und ledig ist. Die Raaja besitzt nichts, die Raaja findet vor Gericht kein Recht, sie darf gegen Mohammedaner vor Gericht nicht Zeugniß abgeben, ein Raaja darf seine Religion nicht ungehindert ausüben, darf kein Nationalitätsgefühl äußern, ein Raaja ist ein wirklicher Sclave und unterscheidet sich von diesem blos formell und dadurch, daß ihn im Frieden Niemand kaufen und verkaufen kann, weil kein Käufer dafür da ist, indem Niemand dasjenige kaufen mag, was er umsonst haben kann. Wir müssen also diese Abnormität unseres Jahrhunderts zu erklären trachten.

Diejenigen, welche dem osmanischen Reich die Ehre anthun, es für einen Staat anzusehen, behaupten, daß alle seine Institutionen aus folgenden vier Quellen sich ableiten lassen, deren Lauterkeit zwar viel zu wünschen übrig läßt, deren praktische Anwendbarkeit aber wenigstens nicht leicht bezweifelt werden kann.

Die erste Quelle ist das Schery-Gesetz oder Scheri Scherif — das edle Gesetz — nämlich der Koran und die Sunna, d. h. die heilige Schrift des Islam und die Ueberlieferungen des Propheten. Es ist dies das allgemeine Gesetz des Islam, welches nicht nur das religiöse und bürgerliche Recht aller Moslimen, sondern auch die Grundsätze ihres allgemeinen sogenannten Staatsrechts enthält. Gegen das Scheri darf also selbst der Sultan nichts unternehmen — er kann es blos verletzen, aber nicht umstoßen — oder er hörte auf Gläubiger zu sein. Es gibt im türkischen Reich blos Gläubige und Ungläubige; alle Ungläubigen aber sind rechtlos, indem die Quelle des Rechts der Koran ist und sein muß. Daher die unermeßliche Wichtigkeit des Scheri Scherif für alle türkischen Verhältnisse überhaupt, und insbesondere in Bezug auf die Verhältnisse zwischen Moslim und Christ.

Die zweite Hauptquelle der osmanischen Einrichtungen bildet der Kanun — das Staatsgesetz. Dieses fließt unmittelbar aus Machtvollkommenheit des Sultans in allen Dingen, welche das Scheri nicht berührt. Jeder Zweig der Verwaltung und beinahe jede Provinz hat seine besondern Kanuns. Das wichtigste für unsern Zweck ist das Feudalgesetz, Kanuni-Siamet und Timar (der Kanun der großen und kleinen Lehen), und das Kanuni Raaja we Russum (Kanun der Unterthanen und Steuern), weil diese am tiefsten in die Verhältnisse der gesammten Bevölkerung eingreifen.

Die dritte und vierte Quelle der osmanischen Zustände im allgemeinen und der bosnischen Verhältnisse im besondern sind der Aadet — das Herkommen, usus — und der Urf — die Willkür, Mißbrauch abusus. Ersteres vertritt die Stelle des geschriebenen Gesetzes in jenen Fällen, wo Scheri und Kanun nichts entschieden haben. Der Aadet ist der Sache selbst nach in verschiedenen Provinzen verschieden, und hat so lange die Kraft eines Gewohnheitsgesetzes bis er durch ein besonderes Kanun abgeändert oder aufgehoben wird. Aadet entsteht am häufigsten aus dem Urf bloß durch dessen längere Fortdauer. Urf ist zwar im wahren Sinne des Worts ein willkürlicher, eigenmächtiger, gesetzwidriger Act des Herrschers; allein da jeder größere oder geringere Machthaber in der Türkei sich mehr oder minder eigenmächtige Handlungen erlauben kann und sich solche auch zu erlauben pflegt, so wimmelt es allerorten von Urfs, und namentlich in Bosnien wuchern sie so üppig und so ungehindert, daß sie hier, wenn auch nicht die einzige, doch gewiß die reichhaltigste und ausgedehnteste Quelle aller socialen Einrichtungen und Verhältnisse bilden.

Wir wollen diese vier Quellen in Kürze durchgehen, um daraus die Ursachen der trostlosen Lage der Christen in der Türkei im allgemeinen und insbesondere in Bosnien zu deuten und zu erklären.

Es ist uns keineswegs unbekannt, daß der Koran seinen Gläubigen Ergebung, Vertrauen und Dankbarkeit gegen Gott anbefiehlt, noch wollen wir es mit Stillschweigen übergehen, daß er im Umgang mit Menschen vorzugsweise empfiehlt die Tugenden der Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, Treue bei Versprechen, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Ausdauer und Geduld. Aber ebenso wenig wird man es uns verneinen können, daß sich über Intoleranz und Religionshaß solche Aussprüche darin befinden, welche bei Beschränkten, Haßerfüllten, Habgierigen zur Bedrückung Andersglaubender Geneigten der zügellosesten Willkür Thür und Thor öffnen.

Von nicht minderer Wichtigkeit ist für uns zur Erkenntniß des Zustandes der Raaja, die Sunna oder Hadiß anzuführen, weil diese den zweiten Theil des Scheri Scherif — des edlen Gesetzes — bildet, und [illegible] von nicht geringerem Werth ist als der Koran sebst. Wir

wählen dazu das Gebot Omar al Chattab, des zweiten Chalifen, welcher nächst Mohammed als der Stifter des Islams betrachtet wird, und dessen Geltung durch den Verlauf so vieler Jahrhunderte keineswegs verjährt oder aufgehoben ist, noch aufgehoben werden kann, so lange der Islam überhaupt besteht, es geschehe denn dieß, nach der Meinung aller Rechtgläubigen, mittelst eines übrigens höchst gewagten Urf.

Aus diesem Gebote heben wir hervor:

1. „Die Christen und Juden dürfen in den uns unterworfenen Ländern keine neuen Klöster, Kirchen oder Einsiedeleien bauen."

2. „Sie dürfen ihre Kirchen nicht ausbessern." So ist es in Bosnien gekommen, daß von den früher dagewesenen 22 katholischen Klöstern, ungeachtet des von Mohammed II., dem Eroberer, den Franciskanern verliehenen Freibriefs, jetzt nur noch drei vorhanden sind, nämlich das vom heil. Geist in Fojnitza, das von St. Katharina in Kreschewo und das von St. Johann in Sutieska; daß es im ganzen Lande von Kirchen- und Kloster-Ruinen wimmelt, und daß die armen Christen in den allermeisten Gemeinden Bosniens ihren Gottesdienst bei Wind und Wetter unter freiem Himmel abhalten müssen.

3. „Sie werden sich gegen die Moslimen ehrerbietig betragen, bei ihrem Eintritt aufstehen und ihnen den Platz überlassen". Was Wunder also, wenn der Sabdschi Tahir unlängst bei Sarajewo vom österreichischen Generalkonsul verlangt hat, daß er ihm ausweiche, und da dieser es nicht thun wollte, ihn mißhandelte? War Tahir doch zu Pferd, bewaffnet, bärtig und vor allem ein Muselmann, jener hingegen zu Fuß, ohne Waffen, ohne Bart und nur ein in fränkischen Kleidern steckender Gjaur.

4. „Sie dürfen sich an Kleidern und Fußbekleidung nicht wie die Moslimen tragen." Auch dieser Punkt wird in Bosnien bis auf den heutigen Tag streng aufrecht erhalten. Rothes Tuch zu Kleidern, Shawls als Kopfbund oder Gürtel, gelbe Pantoffel oder Stiefel sind dem Raaja eben so untersagt, wie das Reiten auf einem ordentlich gesattelten Pferd oder das Tragen der Waffen. Es müssen düstere Farben sein, worin der Raaja gekleidet ist, und dürftiges, ärmliches, unterwürfiges Aussehen muß er haben. Hat er etwa Pistolen, so verbirgt er sie rückwärts unter den Kleidern; barfüßig sieht man ihn am liebsten, höchstens darf er sich Bundschuhe (opanke) erlauben, nur der Städter darf sich dunkle Stiefel oder Schuhe erlauben. Muß er schon durchaus zu Pferd sein, so bedient er sich eines Saumsattels, gleichsam als wollte man dadurch symbolisch anzeigen, das Pferd sei eben nur mit Gepäck beladen. Ist es ein christlicher Kaufmann, der eine Reise zu Pferd thut, so kann er sich sogar eines unscheinbaren Sattels bedienen, muß aber dafür vor jedem Türken, dem er begegnet, vom Pferd steigen und das Pferd vorbeiführen, oder demüthig stille stehen bis der Türke vorbeigeritten ist.

5. „Sie dürfen außer ihren Häusern weder das Kreuz noch ihre heilige Schrift öffentlich tragen."

6. „Sie dürfen in ihren Häusern nicht laut und stark, sondern nur gemäßigt läuten." In diesem Punkt ist man in Bosnien weiter gegangen, denn nirgends im Lande darf die Glocke erschallen.

Daß Bosniens Territorialverhältnisse vor der türkischen Occupation in feudaler Weise eingerichtet waren, erhellt aus zahlreichen Schenkungsurkunden der alten Bane und Könige von Bosnien an Klöster und Private, aus Kaiser Duschans Gesetzbuch, welches sich auch auf Bosnien erstreckte, und aus vielen byzantinischen, dalmatinischen und anderen älteren Geschichtschreibern. Als Mohammed II., der Eroberer, im Jahre 1463, zehn Jahre nach Constantinopels Eroberung, das schon über ein halbes Jahrhundert hindurch tributzahlende Bosnien endlich ganz unterjochte, ließ er den gefangenen Scheinkönig

Stephan Tomaschevitj, seinen Vetter Radivoj, den Woiwoden von Trebinje und Popovo, Radoslav Pavlovitj und viele andere Große und Mächtige hinrichten. Er ließ ferner 30.000 junge Bosnier, die Blüthe des Landes, unter die Janitscharen stecken, und etwa 200.000 Personen beiderlei Geschlechtes nach Kleinasien in die Sklaverei schleppen. Der vom Sultan eingesetzte Statthalter Minnet-Bey fing nun sogleich an das ganze Land auf türkischen Fuß einzurichten. Was dieses aber unter Mohammed II. bedeutet haben mochte, werden die Leser am besten einsehen können, wenn wir aus dem Kriegsrecht des ein Jahrhundert später lebenden und von jenem um vieles erhabeneren und humaneren Sultans Suleiman Kanuni — des Gesetzgebers — folgende Stelle anführen: „Dem Imam oder Chalifen, d. i. dem obersten Gewalthaber, steht es frei, die bei der Eroberung gemachten Gefangenen hinzurichten oder sie als Sklaven zu erklären, oder, wenn er ihnen die Sklaverei erläßt, sie zum Nutzen der Moslimen als steuerbare Unterthanen (Raaja) zu erklären."

Was immer nur laufen konnte, lief vor dieser neuen Organisation Minnet-Bey's außer Landes, nach Dalmatien, in's Ragusaner Gebiet, nach Croatien, nach Ungarn, jeder wohin und wie weit er vermochte. Als Mohammed sah, daß auf diese Weise das Land bald entvölkert werden müsse, lenkte er ein, indem er zuerst den Franciskanermönchen einen Schutzbrief gab, wonach ihnen Steuerfreiheit und das ausschließliche Recht der katholischen Kirchenpflege im Lande verliehen ward. Dann aber ließ Mohammed den noch im Lande verborgenen adeligen Güterbesitzern Berate ausfertigen, daß sie auch fortan im Besitz ihrer Güter und Herrschaften bleiben könnten. Ersterer Schutzbrief wird von den Franciskanern auch gegenwärtig noch im Kloster Fojnitza aufbewahrt, konnte es aber doch nicht verhindern, daß der talentvolle Pater Jukitj durch Omer Pascha eingekerkert und dann durch dessen Helfershelfer im Gefängniß auf die entwürdigendste Weise beschimpft und gemißhandelt wurde. Die den Adeligen gegebenen Berate aber hat ein späterer Begler-Beg von Bosnien, Namens Usren-Bey, ein sultanischer Schwiegersohn, vernichtet, indem er alle Besitzer solcher Berate unter dem Vorwand vor sich berief, er wolle ihnen die alten Documente erneuern. Als er die Leichtgläubigen in seiner Gewalt hatte, ließ er die Documente verbrennen, deren Besitzer aber — falls sie sich nicht zum Islam bekehren wollten — die Köpfe abschlagen. Viele zogen ihr Leben dem Christenthum vor, wurden dann in ihren Rechten neuerdings bestätigt, und ihre Nachkommen heißen noch heutzutage in Bosnien Begs, und tragen die früheren slavischen Familiennamen.

Außer diesen Ueberresten der bosnischen Urlehensträger wurden dann später im Verlauf der häufigen und langwierigen Kriege, zu welchen die Bosniaken jedesmal ihr tüchtiges Contingent geliefert hatten, diejenigen unter den Kriegern, so sich am meisten hervorgethan, mit neuen Lehen beschenkt, so daß allmälig das ganze Land in viele kleinere und größere Lehen vertheilt wurde, und es noch gegenwärtig wirklich ist.

Ein jedes Lehen, sei es groß oder klein, heißt überhaupt Kilidsch — der Säbel — gleichsam das Säbelgeld oder die dem tapferen Degen verliehene Belohnung. Der Lehensmann selbst heißt Spahi (eigentlich Sipahi), der Reiter, weil in der Regel nur tapfere berittene Krieger belehnt wurden. Ein Lehen, welches über 500 Acker Landes beträgt, heißt Siamet, und der Träger eines solchen heißt Saïm; ein weniger als 500 Acker betragendes Lehen heißt Timar, und der Spahi, der es zu Lehen hat, heißt Timarli oder bei den Europäern Timariote.

Der Spahi war der Grundherr der Grundholden seines Lehens, hatte das Zehntrecht auf jeglichen Ertrag seines Spahilik — wie man das Lehen im allgemeinen, sei es groß oder klein, nennen kann — und der Unterthan war eigentlich nichts mehr und nichts weniger als ein auf einem Lehensgut ansässiger (Grundhold. Dem Kanun nach heißt der Unterthan, welcher einen Grund in Erbpacht

oder in Erbzins hält und bearbeitet, Tschiftli — der Hufner — sein Bauerngut Tschift oder Tschiftlik eine Hufe Landes. Ein volles Tschiftlik, d. h. ein ganzer Bauernhof, enthielt vom besten Grund 60 Dönüm, vom mittelguten Grund 80 bis 90 Dönüm, und vom Grund schlechtester Beschaffenheit 100 bis 150 Dönüm; ein Dönüm aber hat 40 Schritt ins Gevierte, oder ist nach Meninski: ager qui sextario frumenti conseri potest, also ein Scheffel Landes, d. h. soviel Acker als man mit einem Scheffel Getreide besäen kann. Auch die Bauern wurden nach der Größe des Tschiftliks getheilt in: Tschiftli — Ganzhufner; Nimtschiftli — Halbhufner; und die noch weniger als eine halbe Hufe Landes hatten, hießen Nebak.

Daß der Raaja, d. h. nichtmohammedanischer Unterthan kein Spahi sein konnte, versteht sich wohl von selbst, der ärmere Muselmann konnte aber so gut Tschiftli sein als der Christ.

Die Steuern und Abgaben, welche die Tschiftli zu leisten gesetzlich verpflichtet waren, sind folgende:

1. Dschistet, Charadsch — die Kopfsteuer — als Tribut, womit der nichtmohammedanische Unterthan seinen Kopf von dem Schwert des Siegers erkauft.

2. Charadschi Ersie — wörtlich Erdentribut — eigentlich aber eine Entrichtung in recognitionem dominii directi an das Staatsoberhaupt als den Oberlehensherrn alles Grundes und Bodens, unter verschiedenen Benennungen, als: Aschr-Zehnt, auch von den Grundstücken der Moslimen, von den Nichtmohammedanern aber als Drittel, Viertel, Fünftel ꝛc. in verschiedenen Provinzen verschieden, hieß auch oft uneigentlich Charadsch der leblosen Dinge, so z. B. Charadschi Etschdschar — Kopfsteuer der Bäume.

3. Indirecte Steuern, als da sind: die verschiedenartigen Gefälle und Zölle, Frohnden und noch einige geringere Gebühren, die man dem Staat zu leisten verbunden war.

4. Das Tapu, der eigentliche Grund- oder Bodenzins, der Grundpacht; Tschift, das Hufengeld; Tenim, das Scheffelgeld u. s. f.

5. Eine Entrichtung von Heerden, Bienen, Mühlen, Branntweinbrennen ꝛc., was alles mit Geld reluirt werden konnte.

6. Mäßige Frohnden zur Bearbeitung der von dem Spahi reservirten Grundstücke.

Daß die letzteren drei Rubriken dem Spahi gebührten, erhellt von selbst. Dies sind beiläufig die Hauptclassen der Steuern, Abgaben und sonstigen Giebigkeiten, die der Unterthan theils an den Staat, theils aber an seinen Lehensherrn zu entrichten kanunmäßig vormals schuldig war. Man kann also hieraus entnehmen, daß das Verhältniß zwischen Spahi und Tschiftli so ziemlich dasselbe war, wie es auch anderwärts zwischen dem Lehensträger und seinen Erbpächtern, oder zwischen dem Grundherrn und dem Grundholden, oder zwischen Obereigenthümer und Nutzungseigenthümer ist. Das Staatsoberhaupt oder der Sultan war der Oberlehensherr, der Spahi der belehnte Grundherr, der Nutznießer war aber der Tschiftli. Schlaue, habgierige und gewaltthätige bosnische Mohammedaner wußten dies Verhältniß mit der Zeit so umzuändern, daß sie zu wirklichen Grundeigenthümern, die Tschiftlis aber zu besitzlosen und rechtlosen Knechten wurden. Durch Ueberredung, Scheinkauf, wirklichen Kauf, Drohung, Einschüchterung, offene Gewalt und Beraubung sind aus und neben den Spahis die Tschiftlik-Sahibi — oder wie man sie in Bosnien zu nennen pflegt — die Tschiftlik-Sejbije entstanden, welche sich allmälig zu eigentlichen erblichen Besitzern und Eigenthümern von allem Grund und Boden, allem darauf befindlichen Beweglichen und Unbeweglichen, Lebenden und Leblosen eigenmächtig aufgeworfen haben.

Wir haben es weiter oben bereits erwähnt, auf welche Weise die zum Islam übergetretenen Eingeborenen mit Lehen belehnt, oder vielmehr in ihren alten Lehen bestätigt wurden. Es waren dies die Begs und Erb-Kapetani Bosniens. Noch vor Kurzem gab es 36 der Letzteren, unter welche

ein großer Theil des Landes in Lehen vertheilt war, und die auch Begs waren. Jeder von ihnen residirte in einer Stadt oder in einer Burg, hatte jus gladii, patibuli et pali über seinen Kreis, und war, wenn auch nicht der einzige, doch meist der ansehnlichste Spahi seines Kreises. Nächst den Begs und Kapetani waren die Janitscharen die mächtigsten im Lande. Der Janitscharen-Aga residirte in Sarajewo, und hatte bloß im Mollalik von Sarajewo, welches das Centrum des Landes bildet, 12.000 Janitscharen unter sich, im übrigen Bosnien aber, nämlich in den Sandschaks Svornik, Bosna und Klis — welches letztere später Sandschak Skoplje hieß — gab es deren zweimal so viel, also in Allem etwa 36.000 Janitscharen. Die Janitscharen-Agas hingen unmittelbar vom Constantinopeler Janitscharen-Aga ab, und indem die Begs und Erb-Kapetani mit ihnen meist im gutem Einvernehmen standen, waren diese drei Corporationen die eigentlichen Herren von Bosnien, die sich weder um Sultan noch um Wesir viel kümmerten. Jeden ihnen mißliebigen Wesir-Statthalter verjagten sie entweder gewaltsam aus dem Lande, oder wenn ihnen dies nicht gelang, ließen sie ihn durch den Janitscharen-Aga von Constantinopel bei der Pforte verdächtigen, anklagen, seine Absetzung und Abberufung fordern, und solche nöthigenfalls durch Drohungen erzwingen. So lange die Pforte mit den Nachbarstaaten häufige Kriege hatte, oder so lange die bosnischen Spahis und Janitscharen auf eigene Faust oder auf den Wink der Pforte ins benachbarte österreichische Gebiet öftere Invasionen unternehmen und Razzias ausführen konnten, wo sie dann meist beutebeladen nach Hause kehrten, waren die einheimischen Bauern von ihnen weniger bedrückt als nachdem diese Quelle bosnischer Habgier allmälig dadurch versiegte, daß sich Oesterreich durch das Institut der Militärgrenze gegen diese großartigen Räubereien sicher stellte. Jetzt erst wandten sie sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Herrsch-, Hab- und Raubgier gegen die Raaja. Manche von ihnen kauften den Bauern einzelne Tschiftliks um selbstbestimmte Preise ab; andere verjagten friedsame, aber nicht ganz willfährige Bauern von ihren Tschiftliks und setzten dafür andere fügsamere unter selbstgemachten Bedingungen darauf ein; noch andere ließen sich durch ihre Genossen, die Kapetani, falsche Teskeres — Besitzscheine — ausstellen; wieder andere waren bereits so mächtig, daß sie die Unterthanen schwächerer Spahi unter dem Vorwand sicheren und kräftigeren Schutzes gegen harte Agas an sich zogen; noch andere gaben den Bauern Vorschüsse, die diese später nicht zurückerstatten konnten, wo sie sodann im Executionsweg die Beute der Mächtigeren wurden.

Der christliche Bauer heißt in Bosnien und der Herzegowina Kmet, d. i. derjenige Bauer, der fremden Grund und Boden bebaut, ja auch ein fremdes Haus bewohnt, und meist mit fremdem Zugvieh arbeitet. Wenige Kmeten bilden hievon eine Ausnahme, die nämlich eigenes Feld, Haus und Vieh besitzen. Ihre Herren sind die Tschiftlik-Sahibi oder Aga, wie man sie da kurzweg zu nennen pflegt.

Anfangs waren die Forderungen der Tschiftlik-Sahibis mehr geregelt und weniger drückend. Wohl hielten sie sich für die eigentlichen Eigenthümer des Bodens, allein der Besitz eines jeden Kmet war dennoch bestimmt, seine Grundstücke vererbten sich vom Vater auf den Sohn, und der Tschiftlik-Sahibi konnte mit Fug und Recht keinem Kmet seinen angeerbten Antheil schmälern. Nur wenn eine Familie gänzlich ausgestorben war, fiel das Tschiftlik an den Tschiftlik-Sahibi zurück. Die Baulichkeiten gehörten ganz dem Kmet; er konnte bauen wie und wo er wollte, konnte sein Haus frei verkaufen, und wollte er etwa von dem Ort ganz wegziehen, so durfte er dies nicht nur ungehindert thun, sondern er konnte selbst die Grundstücke nach Belieben an einen anderen Kmet für Geld abtreten, natürlich mit den darauf haftenden Giebigkeiten. Ebenso konnte er mit seinem Vieh frei schalten und walten und im Fall er fortzog, es verkaufen oder mittreiben. Damals gebührte

dem Tschiftlik-Sahibi das Neuntel von den Feldfrüchten und vom Heu, außerdem von jedem steuerbaren Kopf etwa 5 Oka Gemüse, 1 Oka gebrochener Hanf und von jedem Hause je ein Maß von $1^1/_2$ Oka Schmalz (die Oka hat $2^1/_4$ Pfund Wiener Civilgewicht). Außerdem hatten die Kmeten dem Tschiftlik-Sahibi Frohnen zu leisten — beglutschiti -- was meist des Sonntags und nur im Sommer geschah, und wozu namentlich die Jugend nicht ungern ging, weil man sie beköstigte und am Abend noch zum Dudelsack getanzt wurde. Später kam es allmälig anders; die Frohnen mehrten sich von den Sonn- auch auf die Werktage, vom Sommer auch auf den Winter.

Der Tschiftlik-Sahibi kam oft auf längere Zeit im Dorf wohnen, im Sommer zur Villegiatur — Teferidseh -- im Winter zur Jagd. Die Kmeten mußten ihn und sein manchmal zahlreiches und nicht leicht zu befriedigendes Gefolge mit Allem aushalten, ja falls er kein eigenes Haus im Dorf besaß, mußte das beste für ihn und seine Leute eingeräumt werden, und der Bewohner des Hauses mochte sich umsehen wie und wo er unterkommen könne. Es handelte sich nicht mehr davon, was der Kmet zu leisten schuldig war, als vielmehr was der Aga benöthige oder haben wolle. Die Bedrückung der Kmeten durch die Tschiftlik-Sahibi ward immer härter, bis sie zu unserer Zeit bereits den Grad erreicht hat, daß sie beinahe nicht mehr zunehmen kann, indem die fernere Leistungsfähigkeit der Kmeten so gut als erschöpft ist.

Mit wahrem Vergnügen erwähnen wir hier wiederholt, zur Steuer der Wahrheit und zur Ehre einzelner bosnischer Spahi, daß namentlich mehrere der altadeligen Begs ihre Kmeten im Ganzen mild und menschlich behandelt haben, weshalb die Spahi auch jetzt in Bosnien nicht allgemein von den Bauern gehaßt werden.

Etwas Anderes ist es mit den Tschiftlik-Sahibi. Wir sahen oben, daß sie zuerst gar nicht dagewesen sind, daß sie später durch Urf entstanden, dann durch die Länge der Zeit in Adet übergingen, daß sie aber trotz allen den drückenden Uebeln, welche die Institution an und für sich enthält und verursacht, noch keineswegs sich constabiliren konnten, sondern ihr Verhältniß sich auch jetzt noch von Jahr zu Jahr ändert, und zwar jedesmal zum großen Nachtheil der Kmeten.

Mehr als sonst heißt es jetzt: „Gjaur, du gibst was du sollst, und außerdem nehme ich was ich will und kann."

Nachdem wir nun eben angeführt haben, was der Kmet dem Tschiftlik-Sahibi zu leisten schuldig ist und ohne es schuldig zu sein ihm leisten muß; nachdem wir dessen Leistungen an den Spahi früher schon erwähnt haben, ist es noch nothwendig kurz anzuführen, was er gegenwärtig an Steuern dem Staate entrichten muß. Es ist dieses: 1. Der Charadsch -- Kopfsteuer — in Bosnien 16 bis 18 Piaster der Kopf, in der Herzegowina aber zu 22 Piaster der Kopf jährlich. 2. Der Pores, halbjährig im Frühjahr und Herbst — gjurgjevski i lutschinski pores -- in Bosnien von jedem Scheffel des Anbaues 7 bis 9 Piaster; in der Herzegowina wird diese Steuer nach dem Viehbesitz berechnet, so zwar, daß ein jeder Sub — Zahn — halbjährig zu 20 Piaster zahlt. Auf einen Sub — Zahn — gehen aber vier Stück Hornvieh oder Pferde und vierzig Stück kleineres Vieh, als: Schafe, Ziegen, Schweine. 3. Dimnjarina — Schornstein- oder Rauchsteuer — gezahlt von denjenigen ganz dürftigen Kmeten, welche kein Feld bebauen, 6 Piaster das Jahr. 4. Ratscharina oder Schljivarina — Kessel- oder Branntweinsteuer — 7 Piaster das Jahr. 5. Menjubhana 6 Piaster der Scheffel jährlich. 6. Nerschla — Kriegssteuer -- was an Getreide, Heu, Stroh, Holz, Kohlen u. s. f. für den Militärbedarf requirirt wird. Dahin gehört auch das Frohnen und Baumateriallliefern für den Kasernenbau, der Unterhalt und der Transport der Wesire, seiner Suite, Kapidschis und anderer Beamten, ferner die Expeditionskosten bei jedem Krieg oder Aufstand,

die auch jedesmal die Sirotinja Raaja zahlen und abbüßen muß, und noch manches andere dem ähnliches.

Wer sich die Mühe nehmen will, die bisher angeführten Steuern, Abgaben, Giebigkeiten und Leistungen zusammenzurechnen, die der Kmet an den Staat an den Spahi und vorzüglich an den Tschiftlik-Sahibi rechtmäßig oder unrechtmäßig zahlen und leisten soll oder muß, und noch die von uns nicht näher erwähnten, aber keineswegs geringen Leistungen und Taxen an den höheren oder niederen Clerus, die oft unverschuldeten Gerichtskosten und Geldstrafen, die üblichen unfreiwilligen Geschenke an die Agas bei Heiraten, Theilungen, Sterbefällen u. s. f. dazuschlägt, wird einsehen, daß der bosnische Kmet fürwahr nicht weniger zu geben und zu leisten bemüssigt ist, als irgend ein Bauer irgend eines Landes. Wenn man ferner die Vortheile, die er wieder dafür genießen soll, auf Null reducirt sieht, so ist es keineswegs übertrieben, wenn man erklärt, der bosnische Kmet sei von einem Joch gedrückt, welches ihn bald gänzlich zu erdrücken droht. Er leistet Alles, was ein Mensch mit äußerster Anstrengung aller seiner Kräfte zu leisten vermag, und ist dafür vollkommen besitzlos, rechtlos, ehrlos und schutzlos.

Wahr bleibt, was H. Desprez über Bosnien sagt: „En Bosnie, en effet, rien n'est défini, rien n'est assuré, ni le droit, ni le fait, ni le titre de premier occupant, ni les fruits du traivail, ni les choses, ni les personnes."

So waren die Zustände in Bosnien vor 1878!

Und da wagt man es noch heute in den Reichslanden von der guten alten Zeit zu reden!

Res bulgaricae.

Als Anfang der Siebzigerjahre die Operette „Fatinitza" zum ersten Male über die Bretter gieng, da beschwerten sich Studirende aus Bulgarien darüber, daß eine ziemlich unrühmliche Rolle in dieser Operette nach dem Theaterzettel einem „Bulgaren" zugedacht war. Wir erinnern uns noch lebhaft an all die scherzhaften Glossen, mit denen die Presse diesen Protest begleitete und wie die große Menge erst durch diesen Protest erfuhr, daß es überhaupt „Bulgaren" gebe.

Wenige Jahre später wurden diese in weitesten Kreisen unbekannten Bulgaren unabhängig und heute nach blos 22 Jahren steht das Fürstenthum Bulgarien unter der Regierung eines Fürsten, der durch die That bewiesen hat, daß er klüger und weitsehender ist, als so manche Herren, die auf den Titel eines Staatsmannes Anspruch machen, weil ihnen der liebe Herrgott ein Staatsamt beschieden hat, geachtet und in sich consolidirt da.

Wenn man sich die Mühe nimmt ein wenig in statistischen Tabellen zu blättern, so findet man, daß unter allen Balkanstaaten — die österreichischen Reichslande ausgenommen — Bulgarien wirtschaftlich am höchsten steht und die geordnetsten Finanzen besitzt.

Serbien wurde 1829, Griechenland 1830, Rumänien 1861 und Bulgarien 1878 unabhängig, das heißt, Serbien zählt 71, Griechenland 70, Rumänien 39 und Bulgarien 22 Jahre staatlicher Selbständigkeit. Diese wenigen Jahrzehnte haben die Balkanstaaten fleißig zum Schuldenmachen benützt. Rumänien hat 1.365,568.960 Fr., Griechenland 921,800.000 Fr. und Serbien 409,537.000 Fr. Schulden aufgenommen, Bulgarien jedoch nur 260,000.000 Fr. Auf den Kopf berechnet, zeigt sich, daß, während auf jeden Griechen 278, Rumänien 252 und Serben 171 Franken Staatsschuld entfallen, der Bulgare nur 78 Franken schuldig ist. Schon diese kurze Zusammenstellung zeigt, daß der Bulgare ungleich seinen Nachbarn, sparsam und vorsichtig im Schuldenmachen ist, daß er nicht nur leiht, sondern auch an das Zurückzahlen denkt, und daß er, bei der heutigen geringen Belastung per Kopf noch sehr creditfähig ist, während seine Nachbarn bereits an der Grenze ihrer Creditwürdigkeit angelangt sind. Die europäischen

Geldplätze bringen Bulgarien deshalb volles Vertrauen entgegen, soweit man in Europa überhaupt einem Balkanstaate traut und dieses Vertrauen ist um so gerechtfertigter, als Bulgarien sehr zum Unterschiede von anderen Balkanstaaten, das geliehene Geld zu Investitionen verwendet. So hat Bulgarien von seinem 1587 Kilometer betragenden Eisenbahnnetz 1105 Kilometer theils selbst gebaut, theils käuflich an sich gebracht. Während nun bei einer Staatsschuld von 210 Millionen Bulgarien 1587 Kilometer Eisenbahnen besitzt, stehen in Griechenland einer Schuld von 921 Millionen blos 952 Kilometer Bahnen gegenüber, Serbien hat 409 Millionen Schulden und nur 570 Kilometer Bahnen und Rumänien 1366 Millionen, allerdings aber auch ein Schienennetz von 2864 Kilometern. Was den Außenhandel betrifft, so steht unter den Balkanstaaten Rumänien am höchsten da (mit 122·01 per Kopf). Bulgarien, obschon der jüngste Staat, steht trotzdem nicht an letzter Stelle, denn es weist 47·55 auf, während auf jeden Serben blos 36.80 kommen. Griechenland hat 75·96.

Was den Staatshaushalt betrifft, so erreichen die Ausgaben in Serbien 68, in Bulgarien 83, in Griechenland 87 und in Rumänien 222 Millionen Franken oder es zahlt jeder Rumäne 41, jeder Grieche 35 und jeder Serbe 28 Franken per Jahr, während der Bulgare blos 25 Franken zahlt. Man sieht, daß die Bulgaren unter der Regierung des Fürsten Ferdinand keinen Grund zur Klage haben und besser daran sind, als alle anderen Balkanvölker. Sie zahlen relativ wenig Steuern, haben eine geringe Schuldenlast und ein relativ großes Nationalvermögen und zeigen durch die That, daß sie bildungsfreundlicher sind als ihre Nachbarn, denn im Ausgabenetat finden sich 7·2 Millionen für Unterrichtszwecke oder 2·18 per Kopf, während Rumänien 2·10 und Griechenland nur 1·85 per Kopf hiefür ausgibt (Ausgaben für Unterrichtszwecke in Rumänien 11·3, in Griechenland 4·5 und in Serbien 3·2 Millionen). Dafür können aber die Bulgaren auch mit Stolz darauf hinweisen, daß unter 100 Wehrpflichtigen in Bulgarien 34 lesen und schreiben können, während in Serbien diese Kunst nur 20 und in Rumänien gar nur 11 erlernt haben.

Trotz dieser für Bulgarien so günstigen statistischen Ausweise und den auf allen Gebieten sich merkbar machenden Fortschritten fällt es uns nicht ein, es zu Europa in cultureller Beziehung zu zählen. Der Weg dahin ist noch sehr weit. Ebensowenig wollen wir Alles gutheißen, was in den letzten Jahrzehnten in Bulgarien geschehen ist, die Thatsache aber läßt sich, wenn man nicht geradezu voreingenommen ist, nicht in Abrede stellen, daß Bulgarien am Balkan den Culturfortschritt repräsentirt, daß es das Preußen des Balkans ist, dem in der Zukunft eine bedeutsame Rolle zufallen wird. In Europa mag man vielleicht darüber lächeln, daß die Bulgaren, kaum flügge geworden, von einem bulgarischen Kaiserthron träumen, und daß im bulgarischen Volke eine Sage von Mund zu Mund geht, daß der zweite Fürst des freien Bulgariens sich die Kaiserkrone in der Hagia Sophia aufs Haupt setzen werde, das mögen kindische Phantasiegebilde sein, thatsächlich gehört die Zukunft am Balkan den Bulgaren.

Für Oesterreich wäre es übrigens die beste Lösung der Orientfrage, wenn Bulgarien bei der Liquidirung der Türkei das Erbe derselben antreten würde, denn Oesterreich hat keine Staatsbürger bulgarischer Nation und daher auch nicht zu fürchten, daß ein großes Bulgarien eine unliebsame Anziehungskraft auf seine Bürger ausüben könnte. Hätten wir in Oesterreich nun nicht nur Excellenzen in goldgestickten Fräcken an der Spitze unserer Regierung sondern auch Staatsmänner, so wäre deren Bestreben darauf gerichtet gewesen, das bulgarische Volk durch freundliches Entgegenkommen Oesterreich zu verpflichten, was umso leichter gewesen wäre, als Fürst Ferdinand wie wenige Regenten von der aufrichtigsten Sympathie für Oesterreich und von der tiefsten Anhänglichkeit an den ritterlichen Kaiser Franz Joseph erfüllt ist.

Die traditionelle Halbheit der Herren am Wiener Ballplatz trieb aber Bulgarien sehr wider den Willen des Fürsten direct in russisches Fahrwasser. Die Sachlage ist so bekannt, daß wir sie nur mit einigen Worten streifen wollen. Bulgarien wurde durch Rußland befreit, aber es ließ sich nicht befreien um den Herrn zu wechseln, sondern um frei zu sein, während Rußland auf seine Rechte als Befreier pochte und in Bulgarien nach Belieben schalten und walten wollte. Alexander I. fällt, Ferdinand wird Fürst, aber das grollende Rußland will ihn nicht anerkennen. Ferdinand, selbst ein Oesterreicher von Geburt, bittet Oesterreich, ihn, der ja de jure Fürst von Bulgarien ist, als solchen auch anzuerkennen, aber in Wien traut man sich nicht recht. Und so wird Fürst Ferdinand gezwungen sich Rußland zu unterwerfen. Nachträglich darob in Wien eine Entrüstungskomödie, Fürst Ferdinand wird von allen Organen, die ihre Informationen am Ballplatz erhalten, beschimpft und .... schließlich wird doch gute Miene zum selbstverschuldeten bösen Spiel gemacht und Alles applanirt, nur daß Bulgarien seine Anerkennung nicht Oesterreich .... sondern Rußland verdankt und man in Sophia sich überzeugt hat, daß die Freundschaft Oesterreichs in praxi nur sehr geringen Werth hat, die Ungnade Rußlands aber sehr böse ist. ....

Von österreichischem Standpunkte aus ist es tief bedauerlich, daß Bulgarien sich Rußland unterworfen hat, vom katholischen Standpunkte ebenso bedauerlich, daß die Kinder des katholischen Ferdinand Schismatiker worden sind, aber die Schuld, das darf nicht verschwiegen werden, trifft nicht den Fürsten Ferdinand, sondern einzig das österreichische Ministerium des Aeußern, das sich von der traditionellen Halbheit nicht losreißen kann durch welche Oesterreich als Feind ungefährlich und als Freund unverläßlich ist.

Fatime und Kiazim.

Eine Geschichte aus dem türkischen Familienleben.

Hadschi Ahmed Efendi hatte heute seinen bösen Tag. Unmutig hockte er auf seinem Schemel vor dem Kaffeehause seines alten Freundes Mustapha, das an der Straße gegen Kassim Pascha, einer Vorstadt von Constantinopel, mitten in dem riesigen Leichenfelde gelegen war, von welchem nur die großen düstern Cypressen und hie und da ein umgestürzter Stein verrathen, daß einst alle die verstorbenen Gläubigen da zu Grabe getragen wurden. Hadschi Ahmed Efendi, der reiche Juwelier aus dem Bazar in Stambul, dem Allah nicht nur reiche Güter sondern auch ein reizendes Töchterchen, Fatime, bescheert hatte und der unweit seinen Konak (Haus) besaß, trank allabendlich nach dem Essen bei seinem Jugendfreunde, dem Kafedschi Mustapha Efendi seinen Kaffee und rauchte bedächtig sein Nargileh, tauschte mit den Nachbarn seine politischen Ansichten aus und pries den Propheten, daß er nicht gleich war den ruhelosen, sich überhastenden Giaurs, die zwar jetzt alle Macht haben, vor denen sich auch Vezire bücken müssen, die aber schließlich doch nur Ungläubige bleiben, denen die Hölle sicher ist. Hadschi Ahmed Efendi gehörte zu jenen Naturen, die nirgends öfter als unter den Türken vorkommen und die durch nichts aus ihrem olympischen Gleichmaße herauszubringen sind. Aber heute, wie gesagt, war mit dem alten Manne, dessen scharf geschnittenes Gesicht ein lang herabwallender weißer Bart zierte, eine entschiedene Veränderung vorgegangen. Schon daß ihm der Kaffee nicht schmeckte, war ein bedenkliches Zeichen, daß aber auch das Nargileh, auf das er selbst feingeschnittenen, goldgelben Tombekitabak schüttete, ihm nicht mundete, und er das Feuer ausgehen ließ, vor sich hinstarrend, bewog den Kaffeewirth, näherzutreten, und theilnahmsvoll sich zu erkundigen, ob Hadschi im Geschäfte Aerger gehabt habe. „Nein, im Geschäfte geht Alles gut und Allah lenkt die Schritte der ungläubigen Franken zu mir, um mir gegen meine Armbänder und Ringe blinkende Goldliren zu schenken. Aber warum hat Allah, sein Name sei gepriesen und er verzeihe mir die Frage, die Chanums (Frauen) erschaffen?“ Und nachdem sich Hadschi Ahmed die Wasserpfeife wieder angezündet, eine neue Tasse Kaffee bestellt und den Mustapha eingeladen hatte, sich zu ihm zu setzen, fuhr er fort:

„Da komme ich wie o[illegible] 11 Uhr (eine Stunde vor Sonnenuntergang) nach Hause; der weite Weg hat mich hu[illegible]ts Böses ahnend, lange ich zu, um mich zu sättigen.

Die traditionelle Halbheit der Herren am Wiener Ballplatz trieb aber Bulgarien sehr wider den Willen des Fürsten direct in russisches Fahrwasser. Die Sachlage ist so bekannt, daß wir sie nur mit einigen Worten streifen wollen. Bulgarien wurde durch Rußland befreit, aber es ließ sich nicht befreien um den Herrn zu wechseln, sondern um frei zu sein, während Rußland auf seine Rechte als Befreier pochte und in Bulgarien nach Belieben schalten und walten wollte. Alexander I. fällt, Ferdinand wird Fürst, aber das grollende Rußland will ihn nicht anerkennen. Ferdinand, selbst ein Oesterreicher von Geburt, bittet Oesterreich, ihn, der ja de jure Fürst von Bulgarien ist, als solchen auch anzuerkennen, aber in Wien traut man sich nicht recht. Und so wird Fürst Ferdinand gezwungen sich Rußland zu unterwerfen. Nachträglich darob in Wien eine Entrüstungskomödie, Fürst Ferdinand wird von allen Organen, die ihre Informationen am Ballplatz erhalten, beschimpft und .... schließlich wird doch gute Miene zum selbstverschuldeten bösen Spiel gemacht und Alles applanirt, nur daß Bulgarien seine Anerkennung nicht Oesterreich .... sondern Rußland verdankt und man in Sophia sich überzeugt hat, daß die Freundschaft Oesterreichs in praxi nur sehr geringen Werth hat, die Ungnade Rußlands aber sehr böse ist. ....

Von österreichischem Standpunkte aus ist es tief bedauerlich, daß Bulgarien sich Rußland unterworfen hat, vom katholischen Standpunkte ebenso bedauerlich, daß die Kinder des katholischen Ferdinand Schismatiker worden sind, aber die Schuld, das darf nicht verschwiegen werden, trifft nicht den Fürsten Ferdinand, sondern einzig das österreichische Ministerium des Aeußern, das sich von der traditionellen Halbheit nicht losreißen kann durch welche Oesterreich als Feind ungefährlich und als Freund unverläßlich ist.

Fatime und Kiazim.

Eine Geschichte aus dem türkischen Familienleben.

Hadschi Ahmed Efendi hatte heute seinen bösen Tag. Unmutig hockte er auf seinem Schemel vor dem Kaffeehause seines alten Freundes Mustapha, das an der Straße gegen Kassim Pascha, einer Vorstadt von Constantinopel, mitten in dem riesigen Leichenfelde gelegen war, von welchem nur die großen düstern Cypressen und hie und da ein umgestürzter Stein verrathen, daß einst alle die verstorbenen Gläubigen da zu Grabe getragen wurden. Hadschi Ahmed Efendi, der reiche Juwelier aus dem Bazar in Stambul, dem Allah nicht nur reiche Güter sondern auch ein reizendes Töchterchen, Fatime, beschеert hatte und der unweit seinen Konak (Haus) besaß, trank allabendlich nach dem Essen bei seinem Jugendfreunde, dem Kafedschi Mustapha Efendi seinen Kaffee und rauchte bedächtig sein Nargileh, tauschte mit den Nachbarn seine politischen Ansichten aus und pries den Propheten, daß er nicht gleich war den ruhelosen, sich überhastenden Giaurs, die zwar jetzt alle Macht haben, vor denen sich auch Vezire bücken müssen, die aber schließlich doch nur Ungläubige bleiben, denen die Hölle sicher ist. Hadschi Ahmed Efendi gehörte zu jenen Naturen, die nirgends öfter als unter den Türken vorkommen und die durch nichts aus ihrem olympischen Gleichmaße herauszubringen sind. Aber heute, wie gesagt, war mit dem alten Manne, dessen scharf geschnittenes Gesicht ein lang herabwallender weißer Bart zierte, eine entschiedene Veränderung vorgegangen. Schon daß ihm der Kaffee nicht schmeckte, war ein bedenkliches Zeichen, daß aber auch das Nargileh, auf das er selbst feingeschnittenen, goldgelben Tombekitabak schüttete, ihm nicht mundete, und er das Feuer ausgehen ließ, vor sich hinstarrend, bewog den Kaffeewirth, näherzutreten, und theilnahmsvoll sich zu erkundigen, ob Hadschi im Geschäfte Aerger gehabt habe. „Nein, im Geschäfte geht Alles gut und Allah lenkt die Schritte der ungläubigen Franken zu mir, um mir gegen meine Armbänder und Ringe blinkende Goldliren zu schenken. Aber warum hat Allah, sein Name sei gepriesen und er verzeihe mir die Frage, die Chanums (Frauen) erschaffen?“ Und nachdem sich Hadschi Ahmed die Wasserpfeife wieder angezündet, eine neue Tasse Kaffee bestellt und den Mustapha eingeladen hatte, sich zu ihm zu setzen, fuhr er fort:

„Da komme ich wie gewöhnlich um 11 Uhr (eine Stunde vor Sonnenuntergang) nach Hause; der weite Weg hat mich hungrig gemacht und nichts Böses ahnend, lange ich zu, um mich zu sättigen.

Der erste des Monates Schaban war herangekommen, an dem die Verlobung stattfinden sollte. Im Hause Omer Bey's hatten sich die nächsten Verwandten und der Muktar (Vorsteher des Quartiers) eingefunden und nachdem man sich an einem ausgiebigen Mahle erfreut hatte, forderte der Kaymakam (Oberst) Ismael Bey, ein alter hochangesehener Herr den Riazim auf, ihm in ein zweites Zimmer zu folgen, was dieser in Begleitung zweier schon früher bestimmter Freunde that. Dort richtete Ismael Bey an Riazim die Frage: „Willst Du mich bei der bevorstehenden Verlobung als Deinen Vekil (Stellvertreter) annehmen", worauf Riazim antwortete: „So Gott will, ich nehme Dich an". Nachdem dies geschehen, begaben sich alle im Hause befindlichen männlichen Personen, mit Ausnahme des Bräutigams, der zu Hause bleiben mußte, in das Haus Hadschi's, wo sie feierlich empfangen und in die schönste Stube geführt wurden. Auch fand sich dort der Imam des Stadtviertels ein. Während Alles Platz nahm und Kaffee und Pfeifen angeboten wurden, war im Hause der Braut Zuleika, Riazim's Mutter in Begleitung zahlreicher Freundinnen erschienen. Von der Thüre bis zum eigentlichen Harem waren Zuleika zu Ehren Teppiche ausgebreitet, welche nach altem Brauche den Begleiterinnen der zukünftigen Schwiegermutter als Geschenk zufielen. Als Zuleika auf dem Ehrensitze Platz genommen, gab sie ihrer Dienerin ein Zeichen, worauf diese den Raum bis zur Thüre mit mitgebrachten Teppichen bedeckte, die wieder der Amme der Braut zufielen. Nun trat Fatime ein, lieblich anzusehen, einer Rosenknospe gleich. Den Blick erröthend zu Boden gesenkt und die Augen voller Thränen, schritt sie von der Amme begleitet zu ihrer künftigen Schwiegermutter, der sie ehrerbietig die Hand küßte und von der sie den Verlobungsring erhielt.

Inzwischen hatte sich im Selamlik der Imam erhoben, die Pfeife weggelegt und trat nach einem kurzen Gebete zu Ismael Bey, den Vekil des Bräutigams und fragte ihn, sowie einen Verwandten Hadschi's, der als Vekil der Braut fungirte, dreimal: „Erkennst Du, der Du als Stellvertreter mit zwei Zeugen hier bist, den Riazim, Sohn des Omer Bey, als den Verlobten der Fatime, Tochter des Hadschi Mehmed an?" Nachdem beide Vekils die Frage dreimal bejaht hatten, rief der Imam mit lauter Stimme: „So gebet dem Riazim Fatime zum Weibe", was die Vekils mit „Wir geben sie" beantworteten. Hierauf zog der Imam den bereits früher ausgefertigten Ehecontract aus der Tasche und sprach: „Ich vereinige sie hiemit in der Ehe (Akd) und bitte den allmächtigen Gott, daß ihre Verbindung gedeihen möge, wie die zwischen Adam und Eva, Abraham und Sara, Joseph und Zuleika, unserem heiligen Propheten und Kadischa, Ali und Zehra. Möge der Segen des allbarmherzigen und allmächtigen Gottes auf ihnen ruhen! Amen."

„Amen" fielen alle Anwesenden ein und nun waren Riazim und Fatime ein Brautpaar.

Während Geschenke vertheilt wurden, welche Omer Bey am Abend vorher in das Haus des Hadschi geschickt hatte, beeilten sich Freunde, den Bräutigam, der zu Hause hatte bleiben müssen, von der Beendigung der Ceremonie zu verständigen, worauf er in das Haus der Braut kam und von den anwesenden Männern beglückwünscht wurde.

Einige Stunden später erschien die alte Amme Fatimes im Hause Omer's und brachte dem Bräutigam ein Geschenk, das Nischan Boschassi heißt und das aus einem schönen Shawl, einem Hemde, zwei mit Perlen gestickten Tüchern, einem Paar ähnlich gestickter Spangen und einer mit Perlmutter und Schildpatt ausgelegten mit Kandiszucker gefüllten Büchse bestand.

Zwei Tage später sandte Riazim seiner Braut das Nischan Tukini genannte Geschenk, das aus fünf Schüsseln bestand. In der ersten befanden sich prächtige Tschiptschip (Pantoffeln) aus rothem Sammt mit Perlen gestickt, die mehrere Goldliren gekostet hatten, weiters ähnliche Pantoffeln

für seine zukünftige Schwiegermutter und die nächsten Verwandten seiner Braut, dann ein silberner Handspiegel und eine silberne Bonbonnière, sowie für jede Dienerin je ein Paar Terlik (gelbe Stiefel).

In der zweiten Schüssel waren zwei schöne Blumenvasen, in der dritten Obst, in der vierten Zuckerwerk, mehrere Packete Wachskerzen und einige Beutel Henna (zum Färben der Fingernägel) und in der fünften Kleiderstoffe und hübsche Kämme.

Zuleika ließ es sich nicht nehmen, diese Schüsseln nach altem Brauche zu arrangiren, denn was wußte Kiazim von derlei Sachen. Jede Schüssel wurde sorgfältig in ein gesticktes Tuch eingeschlagen und einer Dienerin übergeben. Der Zug erregte in Mahala (Viertel) berechtigtes Aufsehen und wurde im Harem der Braut gebührend empfangen. Die freudige Miene der heimgekehrten Dienerinnen zeigte, daß Aischa mit Bakschisch nicht gegeizt hatte.

Gleichzeitig fuhren vor das Haus Hadschis einige landesübliche Fuhrwerke (Arabas) vor, um die Ausstattung Fatimes in das Haus ihres künftigen Gatten zu bringen, die in allen möglichen Hausrath, Teppichen, Kleidern, Kochgeschirren u. s. w. bestand.

Kaum waren diese Wagen bepackt und nach ihrem Bestimmungsort geschickt, als alle Mitglieder des Harems unseres Hadschi sich in das große Badehaus begaben, damit die Braut die üblichen Waschungen vornehme.

Die Usta (Badeaufseherin), welche Fatime seit vielen Jahren im Bade bedient hatte, ließ es sich nicht nehmen, die Badetoilette zu besorgen, die Badeprocedur, die mehrere Stunden dauerte, zu überwachen, ihr dann das Haar sorgfältig zu ordnen und sie dann in das Ankleidezimmer auf einen mit Atlasbändern und Goldpapier geschmückten Lehnstuhl zu führen, wo sie, umgeben von den glückwünschenden weiblichen Verwandten und Freundinnen, denen allerhand Erfrischungen geboten wurden, bis zur Abenddämmerung blieb. Nachdem noch die Fingernägel Fatimes mit Henna gefärbt wurden, begab sich die schöne Braut in Begleitung der Verwandtschaft nach Hause, wo sie in ihrem Kämmerlein von den Anstrengungen des Tages endlich ausruhen konnte.

Am Mittwoch war Ruhetag, am Donnerstag endlich sollte die Hochzeit gefeiert werden. Schon am frühen Morgen begann die Brautmutter ihr schönes Töchterchen zu schmücken und als die prachtvolle Brauttoilette, die viele schwere Goldliren gekostet hatte, angelegt und ein reizender Fez und brillantengeschmückte Agraffen auf den üppigen Flechten befestigt waren, da sah Fatime allerliebst aus.

Inzwischen hatte Kiazim, nachdem er ein Bad genommen und sorgfältige Toilette gemacht hatte, das Brautgemach in Augenschein genommen, das an den Wänden mit Seidenstoffen behängt einen phantastischen Eindruck machte, der noch durch die an den Fenstern angebrachten Zweige und Blumenkränze und den am oberen Ende des Zimmers aufgestellten Brautthron erhöht wurde. Daß nicht vergessen wurde, ein Stück Alaun in rothes Tuch gehüllt als Abwehr gegen das „böse Auge" anzubringen, ist selbstverständlich.

Gegen Mittag verließen zuerst die männlichen Hausbewohner und deren Freunde, ausgenommen Omer Bey und Kiazim, dann die weiblichen das Haus und begaben sich nach dem Konak des Hadschi, wo zwei große Tafeln gedeckt waren, die eine für die Frauen im Harem, die andere für die Männer im Selamlik. Fleißig wurde den Speisen zugesprochen und kühlende Sorbets getrunken. Als das Mahl beendet war, fuhr eine schöne Equipage vor das Haus, welche die in Thränen gebadete Fatime bestieg, der nicht nur der Abschied von den Eltern, die sie bisher nie verlassen hatte, schwer fiel, sondern der auch die bange Ungewißheit, was da kommen werde, die Kehle zuschnürte. Hadschi selbst, der mühsam die Thränen zurückhielt, denn auch ihm ging der Abschied von seinem Töchterchen zu Herzen, führte

Fatime zum Wagen und hob sie, nachdem er sie mit dem Brustshawl umgürtet hatte, in den Wagen, während die weibliche Verwandtschaft Münzen auf die Straße warf, um die sich die armen Frauen des Mahala[19]) balgten. Fatime trug weder Jaschmak noch Feridsche, sondern einen weiten goldgestickten Schleier, der ihre ganze Gestalt verhüllte.

Mit ihr nahmen die Jengeh, Brautführerinnen platz, während die beiden Mütter den zweiten Wagen bestiegen. Diesen schloß sich die große Reihe der übrigen Kutschen an, deren Pferde zum Zeichen, daß sie vor Hochzeitswägen gespannt seien, bunte Tücher am Zaumzeug trugen.

Nach wenigen Minuten war das Haus Omers erreicht.

Klopfenden Herzens erwartete Kiazim die Ankunft seiner jungen Frau, deren Züge ihm seine Phantasie mit den glänzendsten Farben vorgemalt hatte. Endlich fuhr die Brautequipage in den Vorhof, den die ganze weibliche Nachbarschaft gefüllt hatte. Kaum war die Equipage vorgefahren, als Kiazim die Treppe hinabeilte. Der Wagen hielt, Kiazim hob die zitternde Fatime aus demselben, die es wie mit einem elektrischen Schlage durchfuhr, als — zum ersten Mal in ihrem Leben — die Hand eines Mannes sie berührte und dessen Augen sie förmlich verschlangen. Mit aller Kraft sich zusammennehmend, um nicht den Lästermäulern Stoff zu übler Nachrede zu geben, geleitete Kiazim gemessenen Schrittes Fatime in das Brautgemach bis zu dem Thronstuhl, auf dem sie Platz nahm. Noch aber gehörte Fatime ihrem Manne nicht an, noch durfte er ihr Antlitz nicht sehen, denn der Brauch — dieser grausamste aller Tyrannen — zwang ihn, Fatime jetzt für mehrere Stunden zu verlassen, damit sie die Glückwünsche der weiblichen Verwandtschaft und Nachbarschaft entgegennehme, bei der ein Mann nicht zugegen sein darf, da die Frauen dann nicht ablegen dürfen und daher auch ihre Toiletten nicht zeigen könnten, was doch die Hauptsache ist und anderseits der Bräutigam im Selamlik die Honneurs machen muß.

Endlich ist der Abend gekommen und nun beginnt ein Festessen im Selamlik, dem der arme Kiazim nicht nur beiwohnen, sondern bei dem er auch alle die mehr oder weniger verhüllten und seine begreifliche Ungeduld verspottenden Scherzreden über sich ergehen lassen mußte.

Endlich war das Mahl beendet und nun sprach der Imam das Gebet, in welches die eheliche Einsegnung eingeschlossen wurde und jetzt erst durfte sich Kiazim entfernen.

Er küßte dem Vater und den ältern Herren die Hand und eilte zu seiner jungen Frau, die, jetzt nur noch in Gesellschaft ihrer Jengeh Kadin, ihres Gatten sehnsuchtsvoll wartete.

Noch aber mußten beide eine weitere Geduldprobe bestehen. Denn bevor er seine ihm angetraute Frau entschleiern durfte, mußte er noch ein Gebet, das aus zwei Rikats von acht verschiedenen Stellungen besteht, hersagen.

Erst nachdem auch dieses besorgt war, führte ihm die Jengeh Kadin Fatime zu, legte deren Hände in die des Kiazim, sprach einen Segen und entfernte sich.

Jetzt hob Kiazim den Schleier und konnte das entzückend schöne Gesichtchen seiner in tiefster Purpurröthe erglühenden Fatime ansehen.

— —

Kiazim und Fatime waren Mann und Weib.

[19]) Stadtviertel.

Theaterleben am Bosporus.

Constantinopel zählt ungefähr eine und eine halbe Million Einwohner, ist also eine der größten Städte Europas. Leider sind unter dieser anderthalbfachen Million kaum mehr als fünfzigtausend Menschen. Alles andere ist Herdenvieh, das geboren wird, sich fortpflanzt und stirbt — ohne gelebt zu haben. Das gilt vom Türken, Christen und Juden in seiner überwältigenden Mehrheit. Tracht, Ernährungsweise, Lebensgewohnheiten, Alles heute wie vor Jahrhunderten! Tagsüber lebhaft pulsirendes Treiben auf den öffentlichen Plätzen und Straßen, und kaum daß die Sonne untergeht eine unheimliche Oede, eine Todtenstille, nur hie und da von dem Geheule der Straßenhunde unterbrochen. Türke, Christ und Jude, Alles zieht sich hinter seine Mauern zurück, und muß Jemand durchaus auf die Straße, dann geschieht es nicht, ohne vorsichtig eine Laterne mitgenommen zu haben, die übrigens in allen von europäischer Cultur noch nicht beleckten Stadttheilen sogar polizeilich vorgeschrieben ist. Wer zwischen Sonnenuntergang und -Aufgang ohne brennende Laterne auf den Straßen getroffen wird, der wird kurzweg als böser Absichten verdächtig hinter Schloß und Riegel gebracht.

Was hier gesagt ist, gilt von gut 95% der Constantinopler Bevölkerung. Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß Theater und Concerte für das eigentliche Constantinopel nicht existiren und sich auf jene Kreise beschränken müssen, welche aus dem Westen nach dem Bosporus kommen oder im Westen Sinn für mehr als bloßes Essen und Trinken gewonnen haben und das Tingl-Tangl nicht für den höchsten der künstlerischen Genüsse ansehen.

Constantinopel als Theaterstadt zählt demnach höchstens 50.000 Einwohner; an und für sich wohl eine genügend große Zahl, um ein oder mehrere ständige gute Theater erhalten zu können, umsomehr, als ein kaiserlicher Hof und ein großes diplomatisches Corps am Goldenen Horn residiren. Leider spielen noch allerhand widrige Umstände mit. Der Sultan, der sehr kunstsinnig ist, verläßt aus politischen Gründen oder besser gesagt: aus übertriebener Furcht vor Attentaten sein Märchenschloß Yildiz nur sehr selten, und zieht es vor, wenn eine gute Theatergesellschaft in Pera spielt, sie in seinem Privattheater im Yildiz-Kiosk spielen zu lassen, wobei der weibliche Hofstaat in den mit engem Gitter verschalten Logen sitzt und das Parquet gähnend leer ist. In ein öffentliches Theater aber geht der Padischah niemals und

aus diesem Grunde fällt es weder einem Prinzen noch einem Hofwürdenträger jemals ein, das Theater zu besuchen. Ist es nun an und für sich schon sehr schwierig, ein Kunstinstitut ohne jede Subvention, ohne jede staatliche oder sonstige Förderung zu erhalten, so kommt in Constantinopel noch der Umstand hinzu, daß das so geringfügige Theaterpublicum nach Sprachen geschieden ist. Was zur sogenannten Gesellschaft zählt, beherrscht zwar die französische Sprache vollkommen, genügt aber nicht, um ein Theater zu füllen. Und die große Menge des aus dem Westen stammenden Bürgerstandes, der gerne ein Theater besucht, radebrecht wohl französisch, hie und da auch italienisch, ist aber nicht in der Lage, ein französisches oder italienisches Stück völlig zu verstehen. In Folge dessen kann man in Constantinopel Dramen und Lustspiele nur in neugriechischer Sprache und im jüdischen Levantiner Jargon hören, da nur dafür genügendes Publikum vorhanden ist, während Vorstellungen in französischer oder italienischer Sprache nur fallweise (in deutscher zum ersten Mal im Vorjahre durch kurze Zeit von einer durchreisenden Truppe) veranstaltet werden. Ein deutsches Theater würde, bei dem Umstande, daß heute die deutsche Colonie relativ sehr groß ist, sich vielleicht halten können, wenn nicht der größte Theil der am Bosporus lebenden Deutschen aus Preußen, respective Norddeutschen bestünde, die im Auslande an nichts Anderes denken, als Geld zu sparen, um im Wohlstand nach der Heimat zurückzukehren, ganz ungleich dem Süddeutschen, der lebt und leben läßt.

Dagegen aber blüht nirgends das Dilettantentheater so sehr, als in Pera. Im Winter finden regelmäßig mehrmals im Monat solche Vorstellungen statt — französisch in der „Union française", italienisch in der „Società operaja" und deutsch in der „Teutonia" und sie bieten theilweise recht Gediegenes.

Das einzige Kunstgenre, das auf ein größeres Publicum rechnen kann, ist die musikalische Aufführung. Mit geringen Unterbrechungen spielen fast das ganze Jahr zwei Operettengesellschaften, eine italienische und eine französische. Man gibt die ältesten Operetten und Spielopern. Offenbach und Verdi beherrschen das Repertoire -- Strauß ist noch unbekannt. Die einzige neue Operette, deren ich mich entsinne, war „Venditore di uccelli" („Der Vogelhändler").

Im Sommer, wo die Theater am besten gehen, da im Freien gespielt wird und die herrlich milden Nächte zum Aufenthalt unterm Sternenhimmel locken, spielen die Italiener in der „Concordia" und die Franzosen im Stadtgarten. Der Einheitspreis beträgt 5 Piaster, gleich einer Krone.

Im Winter stellt sich einem besseren Theaterbesuche schon der Mangel entsprechender Theatergebäude entgegen.

Das Theater im Stadtgarten ist ein unbequemer, kleiner hölzerner Bau von eminenter Feuergefährlichkeit. Das ganz hübsche „Odeon" nehmen in der Regel die Griechen in Anspruch, und das einzige Gebäude, das auf den Namen eines Theaters thatsächlich Anspruch machen konnte, das „nouveau theatre" in der Perastraße, brannte vor mehreren Jahren ab und wurde nicht wieder aufgebaut.

Doch wie sich in Allem in Constantinopel in den letzten Jahren ein gewaltiger Fortschritt zum Bessern bemerkbar macht, so auch in der Theaterfrage. Der Stadtpräfect von Constantinopel Redvan Pascha, ein Herr, dem man eine besondere Vorliebe für das schöne Geschlecht nachsagt, insbesondere wenn es sich um Künstlerinnen handelt, hat den lobenswerthen Entschluß gefaßt, größeren Gesellschaften längere Gastspiele in Constantinopel zu ermöglichen. Mit Hilfe der Präfectur, die über große Einkünfte verfügt, und reicher Theaterfreunde soll eine große Bühne im Stadtgarten erbaut werden. Die Architekten Vallaury und Durée haben Pläne und Kostenüberschläge fertiggestellt, und im Herbst 1900 wird auch die Hauptstadt des Osmanenreiches ein würdiges Heim für Theateraufführungen haben. Dann gedenkt man dem Muster der europäischen Städte zu folgen und für eine ständige Theatergesellschaft Sorge zu tragen. Qui vivra, verra!

Benjamin von Kallay.

Die Staatsmänner, welche sich in den letzten Jahrzehnten in Oesterreich in leitenden Stellen befanden, erfreuten sich einer sehr großen Popularität. Nicht daß es lauter Bismarck's gewesen wären, beileibe nicht; kein Einziger reichte auch nur annähernd an den eisernen Kanzler heran; sie waren auch nicht populär, weil sie begeisterte Anhänger oder erbitterte Feinde hatten, nein, sie waren populär, weil Jedermann sie kannte. Sie hatten entweder scharfgeschnittene Physiognomien oder sonst äußere Kennzeichen, die sie von der Menge abhoben und nach kurzer Amtsthätigkeit der Menge bekannt machten. Der behäbige Fürst Adolf Auersperg und der geschmeidige, ewig lächelnde Höfling Taaffe, der geckenhafte tänzelnde Andrassy mit dem ausgesprochenen Gesichte eines Zigeunerprimas und der hochvornehme monoclegeschmückte Graf Thun und alle die übrigen Excellenzen, die fortwährend Oesterreich retteten, sie Alle erkannte man auf hundert Schritte und das gab ihnen einen gewissen Grad von Popularität.

Sie konnten nirgends unerkannt erscheinen; wo sie sich zeigten, da hieß es gleich: Unser Minister. Nur einer der Staatsmänner, die in den letzten Jahrzehnten in Oesterreich im Vordergrunde gestanden haben und der vielleicht mehr geleistet hat als alle anderen zusammengenommen, ist in Wien ganz unbekannt, wandelt unerkannt durch die Straßen Wiens, wird zwar sehr viel in der Presse genannt, in ganz Europa bewundert, aber von keinem Menschen, außer wenigen Bekannten gegrüßt.

Wer möchte auch von dem unscheinbaren nachlässig gekleideten Herrn, der das Haupt mit einem weichen Hute bedeckt in Gedanken versunken seinen Spaziergang macht, denken, daß dies eine hochmögende Excellenz sei, der tausende Beamte unterordnet sind, und deren Name mit Bewunderung genannt sein wird, wenn die Zeitgenossen in Ministeruniformen längst verschollen sein werden?

Ein älterer Herr mit einem feinen durchgeistigten Professorengesicht würde man diesen Spaziergänger für einen Gelehrten halten, der über irgend ein Problem nachgrübelt oder für einen älteren Beamten, der sich in den Straßen ergeht, um neue Kraft für seinen mühseligen Beruf zu gewinnen und vielleicht auch daran denkt, daß daheim Frau und Kinder mehr brauchen, als der Staat für gut findet für die Arbeit seiner Diener zu zahlen.

Wir sind zufällig in der nächsten Nähe dieses Herrn und uns fesselt das jugendlich lebhafte Auge desselben.

Der wie traumverlorene, bescheidene Herr, das wäre ein prächtiges Modell für eine Charakterstudie.

Da sehen wir, wie der Thürhüter eines vornehmen Palais, in das der Herr seine Schritte lenkt, bis tief auf die Erde seine goldbordirte Mütze zieht.

Das erweckt unsere ganz besondere Neugier, denn an der Tiefe der Verbeugung eines Thürhüters läßt sich am besten die äußere Stellung und Macht eines Sterblichen ermessen, und wenn der stolze Hüter eines Palastes sich vor dem unscheinbaren Gelehrten so tief verneigt, so verbirgt sich vielleicht gar hinter der unscheinbaren Hülle einer der Mächtigen dieser Erde.

Ich frage den Thürsteher.

„Das ist ja Seine Excellenz Herr von Kallay."

„So, das ist Herr von Kallay?"

In der That, Herr von Kallay, der umsichtige Chef der österreichischen Reichslande, der weitblickende Staatsmann, der energische Organisator der beiden Provinzen jenseits der Save, die wir vor 22 Jahren mit blutiger Faust uns gewonnen haben, der es verstanden hat, der Welt zu zeigen, daß Oesterreich noch die alte Kraft und Fähigkeit hat, seiner historischen Culturaufgabe gerecht zu werden . . . . .

Benjamin von Kallay wurde am 22. December 1839 geboren, steht also im 61. Lebensjahre. Er entstammt einer uralten magyarischen Familie, die ihren Ursprung auf einen tapferen Kämpfer zurückführt, der mit den Arpaden Ende des neunten Jahrhunderts nach Ungarn kam.

Aus altem Adel, reich begütert, erhielt Kallay ganz im Gegensatze zu vielen seiner Standesgenossen nicht nur äußeren Schliff, sondern eine gediegene Erziehung. Von Wissensdurst verzehrt, widmete er als Jüngling alle seine Zeit ernsten Studien, während seine Altersgenossen Vergnügungen nachgingen. Von einem besonderen Sprachentalent begünstigt, erwarb er sich eine gründliche Kenntniß sowohl mehrerer Welt- als der wichtigsten orientalischen Sprachen und gewann durch größere Reisen einen tiefen Blick in die Verhältnisse außerhalb Oesterreichs. Eine meisterhafte Uebersetzung Stuart Mill's „Freiheit" in die magyarische Sprache lenkte die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise Ungarns auf Kallay und brachte ihm die Mitgliedschaft der ungarischen Akademie. Nach Beendigung seiner Studienreisen trat er in den diplomatischen Dienst und leitete das General-Consulat in Belgrad durch sechs Jahre (1869 bis 1875).

Gewöhnt mit seiner Zeit weise hauszuhalten, brachte er es zuwege, neben den vielen Pflichten seiner Stelle, auch noch gründliche Studien über Serbien zu machen. Als Frucht derselben erschien 1877 die bekannte ausgezeichnete „Geschichte der Serben", welche Schwicker in die deutsche Sprache übertrug. (Pest 1878.)

Im Jahre 1874 in den Reichstag gewählt, vertrat er in diesem, wie in einer von ihm herausgegebenen Zeitung „Das Volk des Morgenlandes" jene politische Richtung, die auch von höchster Stelle angestrebt, aber von den kurzsichtigen Eintagsgrößen des Parlamentes in seiner wahren Bedeutung nicht erfaßt wurde, jene politische Richtung, welche in Consequenz des erzwungenen Austrittes der habsburgischen Monarchie aus dem deutschen Bunde Compensationsobjecte im Osten suchte. Eine kräftige offensive Orientpolitik war die Devise des Abgeordneten Kallay und als Andrassy, weniger seiner Ueberzeugung als dem ausgesprochenen höheren Willen folgend, die Politik eines Vorstoßes der Monarchie nach Südosten vertrat, die naturgemäß auf Kosten der Türkei erfolgen mußte, für die zu schwärmen

zum guten Ton jenseits der Leitha gehörte, da erhob sich ein wilder Sturm gegen den bisher vergötterten Andrassy und Kosenamen wie Petschowitz*) waren noch das geringste, mit dem man der Empörung gegen die „slavische" Politik Andrassy's Ausdruck gab.

Als die Wogen der Empörung gegen die angeblich slavische Hofpolitik, zu deren Verfechter sich Andrassy hergegeben habe, den Höhepunkt erreichten, da erschien plötzlich als Retter in der Noth der Abgeordnete Kallay, der in meisterhaften Reden bewies, daß der Vorstoß Oesterreichs gerade das Gegentheil von dem bezwecke, was man in Ungarn befürchtete, nämlich nicht die Erstarkung des Slavismus am Balkan, sondern einem großserbischen Reiche dadurch einen Riegel vorzuschieben, daß sich Oesterreich wie ein Keil zwischen die slavischen Balkanstaaten eindränge.

Kallay betonte dabei immer, daß er als Ungar vom Herzen türkenfreundlich sei, daß aber in der Politik nicht Gefühle, sondern Interessen entscheiden und Oesterreich nicht im Stande sei, unter Aufopferung seiner ganzen Zukunft im Orient sich zur Zeit für die Türkei zu exponiren.

Die streng sachlichen Ausführungen Kallays, dessen Patriotismus zu hoch stand, als daß irgend Jemand im Reiche ihn hätte in Zweifel ziehen können, trug viel dazu bei, daß die urtheilsfähigen Parlamentarier zur Einsicht kamen und eine Opposition aufgaben, die, wie das Beispiel der Liberalen in Cisleithanien genugsam zeigte, nur für die Opposition verhängnißvoll geworden wäre.

Als Haymerle an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten trat, so mußte ihm ein Mann zur Seite gestellt werden, der am Ballplatz Transleithanien zu vertreten hatte und dabei aber auch das vollste Vertrauen des Hofes genoß. Die Wahl fiel auf Kallay, der zum Ersten Sectionschef ernannt wurde und nach dem leider zu früh erfolgten Tode Haymerle's, dieses ausgezeichneten wahrhaft österreichischen Staatsmannes bis zur Ernennung Kalnoky's auch interimistisch das Ministerium leitete.

Die 1878 mit Oesterreich vereinigten Provinzen jenseits der Save bedurften einer kräftigen organisatorischen Hand. Es waren in der Verwaltung schwere Fehler begangen worden. Sie gut zu machen war wohl noch Zeit, aber man mußte sich beeilen, wollte man sich nicht vor der ganzen Welt bloßstellen.

Kallay, der ausgezeichnete Kenner Bosniens wie des ganzen Orients, der treue Diener des Kaisers, der umsichtige Staatsmann und der hingebende Patriot, der bewiesen hatte, daß er mit eiserner Consequenz auf ein einmal gefaßtes Ziel zu steuern verstand, war der richtige Mann am richtigen Platze. Vielleicht noch nie war der Kaiser in der Wahl eines Berathers so glücklich gewesen wie diesmal.

Siebzehn volle Jahre steht nun Kallay an der Spitze der österreichischen Reichslande, kein anderer Minister des Kaisers hat auf eine solch lange Reihe von Amtsjahren zurückzuweisen, aber auch keiner auf solche Erfolge als der gemeinsame Reichsfinanzminister, der auch Bosnien leitet oder eigentlich der Minister für Bosnien, der nebstbei auch die gemeinsamen Finanzen verwaltet.

Wenn wir übrigens von Herrn von Kallay sprechen, dürfen wir seiner Gemahlin auch nicht vergessen, deren Fürsorge für die Reichslande und deren unermüdliche Thätigkeit jenseits der Save ihr einen ehrenvollen Platz in der Geschichte Bosniens gesichert haben.

Ein eigenes Capitel soll dem Walten dieser Dame gewidmet werden, deren Andenken in den Reichslanden gesegnet werden wird, auch wenn schon längst die Erinnerung an die ersten Jahre österreichischer Verwaltung verblaßt sein werden.

*) Mit diesem Spottnamen wurden die nach Wien gravitirenden Ungarn bezeichnet.

Ein fataler Zufall.

Eines Tages wurde die gute Stadt Constantinopel durch die Mordwuth eines wahnwitzigen Soldaten erschreckt, der gegen 5 Uhr Nachmittags — es war im Jänner, also bereits Dämmerung — die große Pankaldistraße hinablief, mit einem Dolche viele Passanten verletzte und einem Spaziergänger — es war ein Deutscher, Herr Stuppe, Beamter der Untergrundbahn — ohne jede Veranlassung die Waffe in die Brust stieß, daß dieser sofort todt niedersank.

Selbstverständlich bildete diese Schreckensthat das Thema des allgemeinen Gespräches und man bezeichnete allgemein einen Palaisoffizier namens Ismed Bey, Sohn des Milchbruders des Sultans, als den Mörder.

Damals fungirte in der Redaction des von mir herausgegebenen Tagblattes „Osmanische Post" der Arzt Dr. Sauslein, ein bekannter Schöngeist von Constantinopel, als Redacteur des localen Theiles und ein Grieche als Localreporter. Dieser meldete das Gerücht, daß Ismed Bey der Mörder von Pancaldi sei, pflichtgemäß seinem Chef, aber nur zu dessen Information. Bei den Türken gilt der Milchbruder fast so viel, als der wirkliche Bruder. Daß Dr. Sauslein diese Information zu einem Artikel für die Zeitung benützen könnte, fiel dem Reporter auch nicht im Traume ein, denn ist es schon an und für sich höchst gewagt, einen Officier auf ein bloßes Gerücht hin als einen Mörder zu bezeichnen, so ist es geradezu Wahnsinn, eine solche Behauptung von einem Manne zu wagen, der, wie Ismed Bey, der Sohn des sultanischen Milchbruders war, also nach türkischen Begriffen ein naher Verwandter des Padischah und zudem in einer Zeitung, die in Constantinopel erschien und unter strenger Präventivcensur stand. Trotzdem benützte Dr. Sauslein diese Information zu einer kleinen Notiz und beförderte sie zum Druck, obschon er Jahrzehnte am Bosporus lebte und die Verhältnisse sehr gut kannte.

War es ihm nur um einen unschädlichen „Witz" zu thun, da er wußte, daß ich jede Zeile vor dem Drucke sorgfältigst prüfte und jedenfalls diese Notiz entfernt hätte; war er im Momente nicht ganz bei sich oder war es ein Racheact, kurz, Dr. Sauslein verarbeitete fein säuberlich die Information zu einer

kleinen ganz unscheinbaren Localnotiz und schickte sie in die Druckerei. Und als ob es nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre, verschwor sich gerade an diesem Tage Alles gegen mich, den schuld- und ahnungslosen, verantwortlichen Herausgeber der Zeitung. Es war Samstag, es mußte eine Reihe von Rechnungen geprüft und Correspondenzen erledigt werden und so kam ich nicht dazu, die Manuscripte schon vor der Drucklegung zu lesen und da gerade an diesem Abend der Ball des deutschen Turnvereines stattfand, dem ich beiwohnen mußte, so begnügte ich mich ausnahmsweise in der Druckerei nur die politischen Artikel flüchtig durchzusehen und die Chronik der Wachsamkeit meines Nachtredacteurs, eines Ungars, namens Kadar zu empfehlen.

Dieser las wohl die Chronik nicht durch, sondern verließ sich darauf, daß der locale Theil ja nichts censurwidriges enthalten könne und der kaiserliche Censor Kiazim Bey wieder, wollte sich den Abend — Samstag im Fasching — nicht erst durch den Besuch einer Redaction verderben — zudem war die „Osmanische Post" als das loyalste und harmloseste Blatt in der Türkei bekannt — und verließ sich gerade an diesem Unglücksabende auf meine Fürsorge.

Während solcher Art einer sich auf den andern verließ und das Blatt mit der Unglücksnachricht in die Presse ging, vergnügte ich mich am Turnerball, kam erst in den Morgenstunden nach Hause und schlief noch den Schlaf des Gerechten, als mein Hauswirth, ein Spaniole, Beamter der hohen Pforte, mich unsanft aus meinen Träumen weckte.

Das Blatt war erschienen, auf der Polizei hatte man die Notiz gelesen, sofort in das Palais rapportirt, der Sultan war wüthend, der beschuldigte Officier schäumte und schwur, den ahnungslosen Herausgeber zu erschießen, zu erstechen oder sonstwie kostenfrei ins Jenseits zu befördern und der erste Secretär des Palais beeilte sich, die „Osmanische Post" für immer und ewig zu supprimiren.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich aus dem Schlafe gerüttelt werden konnte und noch länger bis ich zum Bewußtsein der Gefahr kam, in der ich persönlich — ganz abgesehen von der Zeitung — schwebte. Bei den Sicherheitsverhältnissen in Constantinopel ist das Leben keinen Pfifferling werth, wenn man einen Palaisofficier zum Todfeind hat und insbesondere einen, von dem es hieß, daß er sich ruhigen Blutes den Spaß erlaubt hatte, allerlei harmlose Passanten zum Zeitvertreib niederzustechen. Und dann meine Zeitung, mit deren Existenz die so vieler Familien verknüpft war!

Daß Zeitungen auf höheren Befehl eingestellt werden, ist in der Türkei weder etwas seltenes noch gefährliches. Zwar trägt jede diesbezügliche Anordnung den Vermerk: „est et demeure suspendu", d. i.: ist und bleibt suspendirt, aber länger als ein paar Tage dauert eine solche Suspension denn doch nicht, wenn sie vom Preßbureau verfügt ist und nicht mehr als eine Woche, wenn sie über Auftrag des Großveziers erfolgt.

Eine Suspension auf Befehl des Sultans, wie das im vorliegenden Falle geschehen war, ist aber sehr ernst und bedeutet im besten Falle eine unfreiwillige Ruhe von vielen Monaten und den Ruin der Zeitung.

Nun kannte man mich im Palais viel zu gut, als daß man angenommen hätte, ich wäre der Verfasser der Notiz gewesen; von allem Anfang an war der Sultan überzeugt, daß ich die Notiz blos übersehen hatte, war aber umsomehr erpicht, den Verfasser zu kennen, den dann die schwerste Strafe hätte treffen sollen.

Während sich nun ein Javer (Adjutant) des Sultans auf den Weg zu meiner Behausung machte, um mich in's Gebet zu nehmen, erschienen der unglückselige Dr. Sauslein und der Localreporter vor mir. Ersterer erklärte ruhig, wenn ich ihn zur Verantwortung zöge, den Localreporter als Quelle

zu nennen. Er konnte auch leicht ruhig sein, denn der Ruin der Zeitung traf mich und nicht ihn und persönlich konnte ihm als Ausländer nichts geschehen, wenn er angab, woher er seine Information geholt hatte. Der Reporter aber — türkischer Unterthan — fiel mir zu Füßen und beschwor mich, ihn zu retten. Als Rajah seien er und seine Familie rettungslos verloren, wenn ich die Verantwortung auf ihn wälze.

Und so versprach ich ihn und um seinetwillen auch Dr. Sauslein aus dem Spiele zu lassen und nahm Alles auf mich.

Klug war es gerade nicht, aber ich konnte den armen Reporter, der Familienvater war, nicht einem sicheren Tode weihen.

Als der Javer zu mir kam, hatte ich meinen Entschluß gefaßt und erklärte ihm, ein Mann, den ich nicht nennen wolle, hätte mir die Nachricht mitgetheilt, ich hätte sie für mein Tagebuch notirt und der Zettel sei unglückseligerweise in die Druckerei gekommen. Ich bedauere den Vorfall, doch sei Niemand schuld, es sei nur ein böser Zufall. . . . .

Daß ich den Autor nicht nannte, das wurde mir im Palais sehr übel gedeutet; man sah darin den Beweis, daß die Notiz mit meinem Wissen erschienen sei und daß irgend etwas dahinter stecke. Bei der bekannten Attentatsfurcht des Sultans war es denn auch nicht schwer, ihm irgend ein Märchen vorzulügen, von wer weiß was für bösen Absichten, die ich gegen das Palais hege.

In die Eintönigkeit des Lebens im Yildiz brachte der Zwischenfall mit der „Osmanischen Post" willkommene Abwechslung; in allen Bureaus wurde fieberhaft gearbeitet, die ganze Polizei aufgeboten, kurz, die Eunuchenpartei hatte aus einer an und für sich ganz unbedeutenden Sache eine Haupt- und Staatsaction construirt.

Da faßte der Sultan einen großen Entschluß.

Er wollte dieses Ungeheuer — meine Wenigkeit — das gewagt hatte, den Sohn seines Milchbruders des Mordes zu verdächtigen, selbst sehen und selbst hören. Am nächstfolgenden Abend — gegen 10 Uhr — klopft man ungestüm an die Thür meiner Privatwohnung und nachdem geöffnet wird, tritt eine Palaisordonnanz ein, die mir den Befehl überbringt, sofort in das Palais zu kommen. Schriftlichen Befehl hatte die Ordonnanz wohl nicht, aber sie erklärte, ohne mich nicht fortgehen zu können. Sie habe stricte Ordre.

Ich muß offen gestehen, daß ich vor einer Nachtfahrt ins Palais Angst hatte; um ins Palais zu kommen, mußten ganz menschenleere Plätze passirt werden und da konnte eine Kugel leicht kurzen Proceß machen.

Kurz entschlossen hieß ich die Ordonnanz warten und schickte einen Boten zu dem damaligen sehr energischen österreichischen Consulatsgerenten Van Zell d'Arlon mit der Bitte um einen Kawaß (bewaffneter Consulatsdiener), indem ich in einigen Zeilen angab, um was es sich handle. In Begleitung dieses und der Ordonnanz fuhr ich nun in das Palais und kam um Mitternacht dort an. Sofort wurde ich in das Bureau des ersten Secretärs Excellenz Tahsin Bey geführt, wo schon der telegraphisch beschiedene Director des Preßbureaus Excellenz Nischan Efendi wartete.

Ueber meine Erlebnisse im Yildiz in einem anderen Capitel.

Kreuz und Halbmond

erscheint in fünf Abtheilungen

zu je vier Bogen.

Inhalt

der

vorliegenden zweiten Abtheilung;

Menschenjagd in den Straßen Constantinopels	Seite	65
Abenteurer in Constantinopel I	„	73
Evangelos Efendi Papadopulos	„	77
Die Orientpolitik Oesterreichs	„	81
Die Befreiung der Balkanvölker	„	87
Oesterreich am Bosporus	„	89
Quer durch die Reichslande I	„	97
Die gute alte Zeit in Bosnien	„	100
Res Bulgaricae	„	110
Fatime und Riazim	„	113
Theaterleben am Bosporus	„	119
Benjamin von Kallay	„	121
Ein fataler Zufall	„	124

Die erste Abtheilung enthielt:

Die österreichischen Reichslande	Seite	5
Der bosnische Kirchenstreit	„	13
Sultan Abdul Hamid II	„	18
Im Yildiz	„	39
Die türkische Armee	„	45
Die Jungtürken	„	49
Das gesellschaftliche Leben am Bosporus	„	54
Die Metzeleien in Constantinopel	„	58

Im Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig erschien:

Als Ergänzung von „Kreuz und Halbmond" wird in nächster Zeit erscheinen:

Fürsten und Staatsmänner des Orients

in Wort und Bild.

Biographien und Bildnisse der Fürsten der Balkanstaaten, der leitenden Staatsmänner und der im Oriente wirkenden europäischen Diplomaten. Das bisher noch nirgends veröffentlichte **Porträt** des **Sultans Abdul Hamid** soll diese Sammlung eröffnen.

Was nun?

Mahnruf eines Schwarzgelben.

Preis 35 Pfennig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dieses Schriftchen hat mit Recht bedeutendes Aufsehen gemacht. Aus der Fülle anerkennender Urtheile heben wir zwei hervor. Die Corr. d'l'Este schreibt:

„L'idée est neuve, lumineuse, pratique, à d'excellents côtés, mérite d'être prise en sérieuse considération et appliquée aussitôt que possible, s'il se trouve un gouvernement autrichien assez ferme, intelligent et énergique pour vouloir et savoir la réaliser malgré tous les obstacles. La réalisation pourrait s'en faire sans inconvénients visibles, et avec grands avantages, incontestable utilité. Ce serait refaire en grande partie l'unité, centraliser et fortifier d'autant l'action unitaire du gouvernement et de l'administration, en démolissant l'organisme démodé et par trop moyen-âge des Diètes provinciales et de leurs administrations lourdes, paperrassières, sans action féconde possible, véritables entraves dans l'action directe supérieure du gouvernement impérial."

Das „**N. Tagbl.**" schreibt: „Die Schrift verdient die Beachtung aller Kreise, denen das Schicksal Oesterreichs nicht gleichgiltig ist. — Der Vorzug der Schrift liegt in ihrer trefflichen Schilderung der gegenwärtigen unhaltbaren Zustände des Kaiserstaates."

Im Verlag von Robert Baum, Leipzig, erschienen:

W. Coucheron-Aamot

Die Geschichte Ostasiens

nach dem Frieden von Shimonoseki

Preis elegant gebunden . . . . . M. 5.—.

Inhalts-Verzeichniß.

1. Kapitel: **Einleitung.**
2. „ **Von Shimonoseki nach Chefoo.**
3. „ **Korea.**
4. „ **Der Feldzug auf Formosa.**
5. „ **Japan.**
6. „ **Der Eisenbahnbau in China.**
7. „ **Die Geldschwierigkeiten der Centralregierung.**
8. Kapitel: **Die militärische Civilisation der Chinesen.**
9. „ **Der letzte mohammedanische Aufstand in China.**
10. „ **Chiang-Hsü-Hui.**
11. „ **Die Kaiserin-Witwe Tsi-Thsi.**
12. „ **Li-Hung-chang und seine Reise um die Welt.**

Geschmückt mit 26 Illustrationen.

Durch das Land der Chinesen

von W. Coucheron-Aamot, Lieutenant zur See.

Geschmückt mit 35 Illustrationen. **Preis elegant gebunden M. 5.—.**

Druck von Josef Brosik, Wien, M., Beatrixgasse 14a.

Dionys Rosenfeld-Buchenau.

Kreuz und Halbmond

Skizzen aus der Türkei, Bulgarien, Griechenland
Montenegro, Rumänien, Serbien
und den österreichischen Reichslanden.

Leipzig 1900.
Verlag von Friedrich Fleischer

Kreuz und Halbmond

erscheint in fünf Abtheilungen

zu je vier Bogen.

Inhalt

der

erſten Abtheilung:

Die österreichischen Reichslande . . . . . Seite 5

Der bosnische Kirchenstreit . . . . . „ 13

Sultan Abdul Hamid II. . . . . „ 18

Im Yildiz . . . . . „ 39

Die türkische Armee . . . . . „ 45

Die Jungtürken . . . . . „ 49

Das gesellschaftliche Leben am Bosporus . . . . . „ 54

Die Metzeleien in Constantinopel . . . . . „ 58

Kreuz und Halbmond.

Von

Dionys Rosenfeld-Buchenau.

Skizzen aus der

Türkei, Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rumänien, Serbien

und den

österreichischen Reichslanden.

Leipzig 1900.

Verlag von Friedrich Fleischer.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Der Orient steht im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Der Zeitpunkt rückt immer näher, da den derzeitigen unmöglichen politischen Verhältnissen im Südosten Europas ein Ende bereitet werden wird und ganz Europa rüstet sich für diesen Moment.

Ueber den Orient giebt es eine Unzahl von gelehrten Schriften, Abhandlungen, Schilderungen und Reisebüchern. Unsere Absicht ist es nicht, diese zu vermehren.

Wir wollen weder eine Geschichte des Orientes schreiben, noch eine landschaftliche Schilderung desselben entwerfen.

Unser Augenmerk ist einzig und allein den culturellen Verhältnissen des Ostens zugewendet.

In einer Reihe von Aufsätzen wollen wir die culturellen Zustände der Türkei und jener Staaten beleuchten, die vordem unter dem Scepter der Osmanen gestanden haben und überlassen es dem Leser, die Schlußfolgerungen selbst zu ziehen.

Im Oriente sehen wir Länder, die, obschon geographisch zu Europa zählend, culturell vollständig asiatisch sind, — es sind dies die noch von Stambul aus regierten Provinzen — andere, in denen europäische Gesittung und asiatische Barbarei mit einander ringen, wie Bulgarien, in welchem ein vielverlästerter und trotzdem von den besten Intentionen beseelter Fürst sich bemüht, sein Land zu sich emporzuheben und endlich jene Provinzen, die ein gütiges Schicksal vor 21 Jahren unter das segensreiche Scepter der Habsburger gebracht hat und in denen Oesterreich in glänzendster Weise seinen historischen Beruf, Cultur nach dem Osten zu tragen, neuerdings erwiesen hat — Bosnien und die Herzegowina, die wir kurzweg als die österreichischen Reichslande bezeichnen wollen.

Wir wollen unsere Leser nicht durch eine pedantische Eintheilung des Stoffes ermüden. In bunter Reihe sollen Skizzen aus der Türkei mit solchen aus den selbständig gewordenen Balkanstaaten und den österreichischen Reichslanden abwechseln.

Der Verfasser, welcher viele Jahre im Orient gelebt hat und die Gebiete, deren culturelle Zustände er zu schildern unternimmt, aus eigener Anschauung kennt, hatte Gelegenheit, als Soldat, als Lehrer an griechischen und armenischen Schulen und endlich als Herausgeber des deutschen Tagblattes in Constantinopel mit weiten Kreisen in Berührung zu kommen.

Jahre hindurch hat er alle seine Beobachtungen sorgfältig aufgezeichnet und diese Aufzeichnungen ermöglichen es ihm in „Kreuz und Halbmond" durchgehends ebenso originelle als fesselnde Schilderungen zu bieten.

Der Verfasser.

Die österreichischen Reichslande.

Seit 21 Jahren gehören Bosnien und die Herzegowina, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich zu Oesterreich. Die Erwerbung dieser beiden Provinzen kam Oesterreich unverhältnißmäßig hoch zu stehen. Zehntausende Oesterreicher vergossen auf den bosnischen Schlachtfeldern für Oesterreich oder besser gesagt für die europäische Cultur, deren Pionnier, wie früher so auch jetzt noch das habsburgische Donaureich ist, ihr Blut, Millionen Steuergulden wurden jenseits der Save investirt und nicht zuletzt wurde der Gebietszuwachs im Jahre 1878 mit dem inneren Frieden Oesterreichs bezahlt.*) Provinzen nun, die Oesterreich mit so ungeheueren Opfern an Blut und Geld und durch Preisgebung des inneren Friedens erworben hat, besitzen für dasselbe naturgemäß einen ganz außerordentlichen Werth.

Dieser Werth wird noch erhöht durch den Umstand, daß der bosnische Feldzug der einzige siegreiche im letzten Halbjahrhundert für Oesterreich war und Bosnien und die Herzegowina den fürchterlichen Verlusten gegenüber, die Oesterreich unter Kaiser Franz Joseph erlitten hat, den einzigen Gebietszuwachs dieser Monarchie bedeuten.

All' dies würde es vollauf rechtfertigen, wenn das österreichische Volk und dessen Presse ihr Auge unausgesetzt auf das Occupationsgebiet richteten und mit gespanntester Aufmerksamkeit die Verhältnisse jenseits der Save verfolgen würden. Leider steht die österreichische Presse, so unbestritten hoch auch deren Bedeutung sonst ist, gerade was Bosnien und die Herzegowina betrifft, durchaus nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe, sie beschäftigt sich fast gar nicht mit jenen Gebieten, die wir am liebsten als die

*) Es ist ja bekannt, daß die Vernichtung der deutsch-liberalen Partei, die, mochte sie noch so große Fehler besitzen — ihr höfischer Servilismus und ihr Mangel an wirklich freiheitlicher Gesinnung in erster Linie — denn doch reichstreu war und die Traditionen des größten Habsburgers Joseph des Einzigen, am reinsten bewahrte, eine Folge ihrer unzeitgemäßen Halsstarrigkeit in der bosnischen Frage war und mit der Auflösung dieser allein regierungsfähigen Partei all' der Jammer über Oesterreich hereinbrach, gegen den es fast gar kein Gegenmittel mehr zu geben scheint.

österreichischen Reichslande bezeichnen möchten und glaubt genug zu thun, wenn sie gelegentlich über Festlichkeiten oder Elementarereignisse im Occupationsgebiet mehr oder weniger ausführlich berichtet.

Selten, äußerst selten, werden allgemeine reichsländische Angelegenheiten in der österreichischen Presse eingehend besprochen, aber auch dann erfüllen diese Erörterungen ihren Zweck nicht, denn man merkt ihnen den Mangel an Unparteilichkeit an. Sie erschöpfen sich entweder in Lobhudeleien der thatsächlich ausgezeichneten, aber trotzdem nicht fehlerfreien Verwaltung des Herrn von Kallay, eines der wenigen Staatsmänner, die Oesterreich heute überhaupt besitzt, oder überbieten sich in gehässigen und persönlichen Angriffen auf diese Verwaltung. In beiden Fällen kein sachliches auf gründliches Studium basirendes Urtheil, sondern Erwägungen, von Parteitaktik dictirt. In ersterem Falle vielfach zugleich das Urtheil von Berichterstattern, welche die Reichslande im Fluge durcheilen und sie nur aus Toasten bei verschiedenen Banketten und auf officiellen Spazierfahrten kennen lernen, in letzterem ein Abklatsch von serbischen, im Dienste Montenegros stehenden, mehr oder weniger mit Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinenden Blättern. . . . .

In ruhiger, leidenschaftsloser Weise wollen wir nun hier die Verhältnisse der österreichischen Reichslande besprechen und untersuchen, ob und welche Culturfortschritte unter österreichischer Verwaltung in den neuen Provinzen gemacht wurden und ob die bisherigen Maßnahmen der Regierung zweckentsprechende waren; wo sich Mängel in der Verwaltung zeigen, auf diese hinweisen und auf deren Abstellung dringen; untersuchen, wie weit es der Verwaltung gelungen ist, das Vertrauen der eingeborenen Bevölkerung zu gewinnen und was uns noch wichtiger scheint, wie weit die Bevölkerung sich des Glückes bewußt ist, zu Oesterreich gehören zu dürfen und ob sie bestrebt ist, dieser Auszeichnung sich würdig zu erweisen und endlich ob diplomatisch und militärisch alle Vorkehrungen getroffen wurden, damit Oesterreich an Bosnien nicht eines schönen Tages erlebe, was ihm in Venedig zugestoßen ist.

Wir wollen in den folgenden Zeilen, soweit es der engbemessene Raum gestattet, diese Fragen durch eine wahrheitsgetreue Schilderung der Reichslande beantworten, eine Schilderung, die eine Frucht monatelanger Fußwanderung durch Bosnien im Jahre 1878, einer Studienreise in diesem Jahre und eines gründlichen Eingehens in die gesammte das Occupationsgebiet betreffende Literatur ist.

Wahrheitsliebe und aufrichtige Sympathie für das kerngesunde bosnische Volk, unsere neu gewonnenen österreichischen Brüder jenseits der Save sollen uns leiten, dabei aber werden wir immer an dem Grundsatze festhalten: **Omnia ad majorem Austriae gloriam!**

Eine Bemerkung wollen wir uns gleich vornweg erlauben. Die Verwaltung der Reichslande geht von dem Grundsatze aus, daß Oesterreich Alles aufbieten müsse, um die Bosnier recht zufrieden zu stellen und ihren Wohlstand zu heben. In allen Erörterungen und Schilderungen bosnischer Verhältnisse wird der Prüfstein angelegt, ob die Verwaltung dies ihr Ziel erreicht hat und wenn es noch nicht der Fall wäre, ob sie auf gutem Wege dahin sei. Daß es einer österreichischen Regierung aber nicht nur obliegt, Provinzen, die mit so großen Opfern erworben wurden, glücklich zu machen, sondern auch den Stammlanden, ein, wenn auch nur geringes Aequivalent für deren Opfer zu bieten, daß die Wohlfahrt der neuen Provinzen nicht Endzweck allein sein kann, sondern blos insoweit, als das Gesammtreich einen Nutzen davon hat, scheint man in Regierungskreisen, wie in der öffentlichen Meinung ganz zu übersehen. Wenn z. B. Alles aufgeboten wird, um die Landesproducte der Reichslande zu verwerthen, so ist das selbstverständlich nur recht und billig; wenn man aber in jenen Provinzen eine Industrie künstlich züchten will und dadurch der altösterreichischen, die genug geblutet hat, um Bosnien der Cultur zuzu-

führen, ein berechtigtes Absatzgebiet entzieht, nur um mit außerordentlichen Fortschritten prunken zu können, so will uns das doch recht unbillig scheinen.

Ebensowenige können wir es für recht finden, daß eine Reihe von Theoretikern darauf hinarbeitet, den Bosniern, die nach jahrhunderte langer Knechtschaft erst an die Freiheit sich gewöhnen müssen, ohne weiteres jenes Maß der Selbstverwaltung zu concediren, welches die Stammprovinzen besitzen, die ja selbst nicht alle hiefür schon reif sind. Wenn unsere neugewonnenen Brüder jenseits der Save einmal gut österreichisch und auf gleicher Culturstufe mit uns sein werden, wenn ihnen das Oesterreicherthum in Fleisch und Blut übergangen sein wird, dann, aber erst dann und früher nicht, sollen sie vollberechtigte Bürger sein, dann sollen sie ihr volles Selbstbestimmungsrecht erlangen. Bis dahin aber müssen wir die Herren bleiben und müssen die Bosnier fühlen, daß sie nur so viel Rechte haben, als wir ihnen zu geben für gut finden, insbesondere da die Bosnier nicht freiwillig zu uns gekommen sind, sondern ihr Land ein von uns mit Waffengewalt erobertes ist.

Die österreichische Verwaltung hat in den occupirten Provinzen in kurzer Zeit so viel geleistet, wie keine andere in ähnlichem Falle. In dem Jammerbilde der heutigen österreichischen Zustände ist der Erfolg der österreichischen Verwaltung jenseits der Save, ist der geradezu märchenhafte Culturfortschritt in Bosnien, die einzige Partie, die im strahlenden Sonnenlichte erglänzt und auf die jeder Oesterreicher stolz ist und stolz sein darf.

Der wohlwollendste Kritiker kann aber Herrn von Kallay von der Schuld nicht freisprechen, daß er viel zu milde ist, daß er in Bosnien viel zu sehr extrem nationale Aspirationen berücksichtigt und selbst unberechtigte Forderungen der Bosnier des lieben Friedens wegen zu erfüllen trachtet, der Bosnier, die, bisher nur an die türkische Peitsche gewöhnt, in der ihnen von Oesterreich gebrachten Freiheit übermüthig geworden sind.

Die ungeheuren, an das Unglaublichste grenzenden Fortschritte der occupirten Provinzen finden in der ganzen Welt Anerkennung, in Bosnien selbst aber kaum auch nur wohlwollende Beurtheilung. Der Bosnier ist eben Orientale und kann den Gedanken nicht fassen, daß eine Regierung etwas selbstlos thut. Wenn sie etwas schafft, so geschieht dies nach seiner Ueberzeugung blos entweder aus berechneter Absicht, oder dem Zwange gehorchend. In beiden Fällen fühlt er sich als Herr der Situation, der keinen Dank schuldet, sondern als kluger Geschäftsmann sich unzufrieden zeigen muß, um mehr zu erhalten. Und was das Wohlwollen betrifft, das die Regierung den Bosniern entgegenbringt, so gilt ihm diese nur als Schwäche. Der Orientale weiß aus jahrhundertelanger Erfahrung, daß eine kräftige Regierung, wohlgemerkt im Oriente, sich wenig um die nationalen Eigenthümlichkeiten ihrer Unterthanen kümmert und daß eine orientalische Regierung, die die Unterthanen mit Liebe und Sanftmuth behandelt, dies nur aus Schwäche, aus Furcht vor Revolutionen thut; daß zwischen einer orientalischen und einer europäischen Regierung aber diesbezüglich ein gewaltiger Unterschied besteht, ist er zu erkennen noch zu wenig politisch reif. Würde die Regierung energischer sein, rücksichtslos vorgehen und was sie für gut findet durchführen, ohne viel zu fragen, den loyalen Bürger fürstlich lohnen und den widerstrebenden selbst grausam, jedenfalls ausgiebig strafen, dann wären die Eingeborenen von der Kraft und Stärke und Weisheit Oesterreichs überzeugt.

Die angebliche Schwäche der Regierung aber — daß Milde und Kraft vereint sein können, begreift der Bosnier nicht — hat zur Folge, daß es heute zum guten Ton in Bosnien

gehört, Opposition zu spielen, ein Vergnügen, das sich die Bosnier unter den Türken allerdings nur unter Lebensgefahr erlauben durften.

Wir dürfen und wollen uns nicht täuschen:

In Bosnien gährt es, in Bosnien herrscht Unzufriedenheit!

Und die Ursache liegt nicht darin, daß die Bosnier zu klagen Grund hätten, sondern einzig und allein, daß sie verlernt haben, sich vor Oesterreich zu fürchten; und im Oriente gibt es keine Achtung und Zufriedenheit ohne entsprechende Furcht vor der Regierungsgewalt. Dazu kommt noch, daß es an Emissären nicht fehlt, die gegen Oesterreich hetzen, panislamistischen und panslavistischen.

Und beide lassen den Bosnier nicht zur Ruhe kommen, beide rauben ihm das Gefühl, sich in geordneten, sicheren und unabänderlichen politischen Verhältnissen zu befinden, durch den steten Hinweis auf die leider seit 21 Jahren noch immer nicht geregelte staatsrechtliche Stellung der Reichslande. In Oesterreich fühlt man sich leider bekanntlich am wohlsten, wenn Alles provisorisch ist. „Nur keine entscheidenden energischen Maßnahmen" war und ist der Weisheit letzter Schluß unserer in der Regel hochgeborener aber nicht hocherleuchteter Staatslenker. Und diesem Principe gemäß läßt man es gerne auch in Bosnien bei einem Provisorium. Man anerkennt offiziell, daß Bosnien und die Herzegowina von Oesterreich nur verwaltet werden und daß de jure der Khalif nach wie vor der Herr von Bosnien ist und sorgt anderseits dafür, daß das Occupationsgebiet als eine österreichische Provinz behandelt wird und hebt Soldaten aus, die dann in Wien Pest und Graz garnisoniren, obschon sie eigentlich als ausländische Truppen in österreichischen Garnisonen gar nicht verweilen dürfen.

Um gerecht zu sein, müssen wir übrigens zugeben, daß eine und nicht die letzte Ursache des bosnischen Provisoriums die eigenartige Construction unserer Monarchie ist. Soll Oesterreich jenseits der Leitha das Occupationsgebiet bekommen, oder Westösterreich, oder soll es aufgetheilt werden und wie? Das sind Alles Fragen, die viel Kopfzerbrechen machen und ..... den Kopf allzusehr anstrengen, ist noch nie die Passion der österreichischen Excellenzen gewesen. Man läßt also Alles hübsch beim Alten, man beeilt sich nicht, man „wurstelt" eben fort. Dies „Fortwursteln" oder diese Politik von „Fall zu Fall" hat sich zwar bisher noch immer als Krebsschaden Oesterreichs gezeigt, aber gewisse Herren haben nichts gelernt und nichts vergessen.

Und wie deutet man das Provisorium in Bosnien?

„Der ‚Schwaba' traut sich nicht Bosnien österreichisch zu erklären, dazu hat er doch zu viel Respect vor dem Padischah in Stambul" meint der Türke, und der Serbe glaubt den großsprecherischen Prahlereien des Fürstleins der Schwarzen Berge, daß dieser, gedeckt vom Väterchen, eine Annexion Bosniens durch Oesterreich sofort mit einer bewaffneten Invasion von Montenegrinern nach der Herzegowina beantworten würde und vor den Montenegrinern habe man angeblich in Wien heillosen Respect. Unsere Autorität stärkt natürlich derlei Volksstimmen nicht. Der Oppositionelle in den Reichslanden wird in seiner Widerspänstigkeit bestärkt und gewinnt von Tag zu Tag an Anhang und selbst der ruhige friedliche Bosnier, der sich Oesterreich gerne mit vollem Herzen anschließen möchte, zaudert, denn er zweifelt an der Stabilität der jetzigen Verhältnisse und fürchtet bei einem Wechsel der Herrschaft compromittirt und der Rache seiner Feinde ausgeliefert zu sein. Er ist deshalb wohl loyal, aber nur soweit, als es sein muß. Frische fröhliche begeisterte Anhänglichkeit bildet sich unter solchen Umständen schwer aus.

Bosnien und die Herzegowina gehören zu Oesterreich!

Wohl hat Oesterreich von Europa blos den Auftrag erhalten, jenseits der Save Ordnung zu schaffen und es sollte daher von rechtswegen nach geschaffener Ordnung und Ersatz seiner Kosten Bosnien verlassen. Wäre die Occupation friedlich verlaufen, so wäre dies auch die Pflicht Oesterreichs gewesen. Da aber zehntausende Oesterreicher mit ihrem Blute den bosnischen Boden gedüngt haben und dieses Blut von Niemandem ersetzt werden kann, so denkt kein Oesterreicher daran, Bosnien zu verlassen und wird, so Gott will, die schwarzgelbe Fahne fortan in alle Ewigkeit von den Zinnen Sarajevos wehen!

Trotzdem ist der heutige Zustand thatsächlich illegal und für die Zukunft insoferne sehr gefährlich, als wieder, wie so oft, unsere tapfere Armee mit ihrem Blute wird gutmachen müssen, was diverse geborene Staatsmänner verschuldet haben!

Man hat eben am Ballplatz nicht den Muth, den gordischen Knoten durchzuhauen, man zögert, man wartet, man verschließt wie der Vogel Strauß die Augen . . . gebe Gott, daß nicht eines Tages Ströme Blutes, wie schon so oft, die Versäumnisse unseres auswärtigen Amtes gutmachen müßten . . . .

Wenn wir die derzeitigen Verhältnisse in den Reichslanden verstehen wollen, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit in erster Linie der ganz eigenartigen Gliederung der Bevölkerung nach nationalen und confessionellen Momenten zuwenden.

Es gehört schon ein ziemlich hoher Culturgrad dazu, um das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Nation zu besitzen. Den auf einer niedrigen culturellen Stufe stehenden Völkerschaften ist das nationale Gefühl fremd; das religiöse verdrängt jedes andere. Durch die türkische Hochflut wurde alle Cultur am Balkan förmlich ausgerottet und in den zu Heloten herabgedrückten Eingeborenen erlosch daher jedes Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, das sie früher besessen hatten; was ihnen blieb, das war nur das religiöse Bekenntniß. Für den unter türkischer Herrschaft seufzenden Autochtonen gab es nur ein Unterscheidungszeichen von dem siegreichen Herrscher und von den anderen geknechteten Eingeborenen: die Religion. „Rum" nannte der Türke in Constantinopel Alle, die der orientalischen Kirche angehörten, gleichviel ob sie Griechen oder Bulgaren, Rumänen oder Serben waren. Sie besuchten eine und dieselbe Kirche und das genügte, um sie als ein Ganzes aufzufassen, ebenso wie Frank jeder Katholik hieß, gleichviel ob Franzose oder Oesterreicher. Etwas ähnliches findet sich noch heute z. B. in der österreichischen Provinz Bukowina, wo die katholische Kirche in der Regel als die polnische bezeichnet wird, weil fast alle Katholiken dort Polen sind.

In Bosnien und der Herzegowina gab es von altersher nur ein Volk und zwar Slaven. Diese slavischen Ureinwohner wurden von Constantinopel sowohl als von Rom christianisirt und bekannten sich demzufolge entweder zur orientalischen oder zur katholischen Kirche; erstere gehörten dem serbischen, letztere dem kroatischen Volksstamme an und daher wurden bald die Begriffe serbisch und gr.-or. sowie katholisch und croatisch identisch und sind es noch heute. Unter einer Bevölkerung von 1,568.092 Bosniern im Jahre 1895 waren 673.246 Orientalen und 334.142 Katholiken. Für den Fremden ist allerdings zwischen Serben und Croaten ein Unterschied nur in religiöser Beziehung wahrnehmbar. Die einen sind Südslaven, die anderen auch, beide sprechen fast dieselbe Sprache, und daß erstere sich der cyrillischen, letztere der lateinischen Schriftzeichen bedienen, ist schließlich ziemlich belanglos. Und doch ist der Antagonismus zwischen diesen beiden Volksstämmen ein geradezu unglaublich großer und läßt sich nur dadurch erklären, daß hüben wie drüben mit Absicht von den Führern die Scheidewand durch Entflammung des religiösen Fanatismus beiderseits zu einer unübersteigbaren gemacht wurde.

damit man vor Ueberläufern sicher sei. Der Serbe, der katholisch wurde, der Croate, der sich zur orientalischen Kirche bekannte, beide traten nicht nur aus der religiösen, sondern auch aus der völkischen Gemeinschaft. Selbstverständlich legt man in Bosnien dem Unterschiede zwischen Serben und Croaten große Bedeutung bei und der Fremde, der etwa seinen Gedanken Ausdruck verleihen wollte, daß schließlich Serbe oder Croate mehr oder weniger dasselbe sei, würde sich des Hochverrathes an dem Dogma der Superiorität schuldig machen, die beide Volksstämme für sich in Anspruch nehmen. Wenn man übrigens der Wahrheit die Ehre geben will, so muß man zugeben, daß die Croaten culturell himmelhoch über den Serben stehen. Es ist dies leicht zu erklären. Die Croaten hatten als Katholiken ihren Rückhalt an Oesterreich und als Lehrer und Führer Franziscanermönche, welche von Oesterreich unterstützt, den türkischen Behörden gegenüber freier auftreten und für ihre Gemeinden mehr wirken konnten, als die orientalischen Priester, die sich in tiefster Abhängigkeit von Türken wie von den Ortsgrößen befanden und dabei kaum das trockene Brod für sich und ihre Familien erwarben oder als die vollkommen ungebildeten und dabei in steter Angst vor den Türken vegetirenden gr.-or. Ortsältesten.

Die Serben, welche die Majorität im Lande bildeten, standen culturell niedriger, da ihr Rückhalt die selbst unter türkischer Herrschaft gestandenen Serbien und Montenegro waren und wenn sie auch heute noch den Croaten nachstehen, so liegt die Ursache eben in dem trotzig demagogischen Geiste, der ganz gegen die kanonischen Satzungen der orientalischen Kirche, ihre Gemeindegrößen erfüllt und sie veranlaßt, ihre eigenen kirchlichen Behörden zu bekämpfen. Heute sind in Bosnien die orientalischen Bischöfe Generäle ohne Armee und das Volk eine Armee ohne Officiere. Was Wunder, daß die Regierung vorerst ihr Augenmerk darauf richtet, Ordnung zu schaffen. Wird diese hergestellt, dann wird auch allen kulturellen Anforderungen Rechnung getragen werden. Heute, da jede, auch in der wohlwollendsten Absicht erfolgende Einmengung der Behörde z. B. in das Schulwesen der Orientalen gleich als Eingriff in die Gerechtsame derselben betrachtet wird, kann die Regierung kaum mehr als passiv sich verhalten.

Ein sehr wichtiges Element in Bosnien, das berufen ist, in Hinkunft dem einen der beiden rivalisirenden Volksstämme das Uebergewicht in Bosnien zu verleihen, sind die Mohamedaner. Wir sagen ausdrücklich Mohamedaner und nicht Türken, denn die 548.632 Bekenner des Islam jenseits der Save sind Slaven, sprechen blos slavisch, verstehen kein Wort türkisch und fühlen und denken slavisch, wenn sie auch in religiöser Hinsicht fanatische Mohamedaner sind. Als die Türken ins Land kamen, gab es neben den Orientalen und den Katholiken zahlreiche Bogumilen. Sämmtliche Feudalherren und deren Anhang bekannten sich zu dieser Secte, deren Name „Gottesfreunde" bedeutet und den sie von einem tracischen Priester im 10. Jahrhundert erhalten hatten.

Die Bogumilen waren eine sogenannte dualistische Secte der griechischen Kirche. Sie nahmen an, daß Gott zwei Söhne hatte, Satanael und Jesus. Ersterer empörte sich gegen seinen Vater und schuf sich eine eigene Welt mit den Menschen, denen aber Gott selbst die Seele, die gut ist, einhaucht. Um die Seelen zu retten, schickte Gott Jesus auf die Welt. Die Bogumilen verwarfen Taufe und Abendmal und erkannten nur das Neue Testament, die Psalmen und die Propheten an. Trotzdem Kaiser Commenus sie grausam verfolgte und 1118 ihr Oberhaupt Basilios verbrennen ließ, erhielten sie sich bis zum Einbruche der Türken und zwar insbesondere in Bosnien und der Herzegowina, wo sie den ganzen Adel und dessen Anhang zu ihren Bekennern zählten. Von den Oberhäuptern der Christen beider Riten verfolgt, nahmen sie um so leichter den Islam an, als sie dadurch ihre

bevorzugte Stellung sich sicherten und nun in der grausamsten Weise die bisherigen Unbilden an den Christen rächen konnten.

Diese mohamedanischen Slaven nun sind im großen Ganzen auch heute noch eine Partei für sich, weder Serben noch Croaten, sondern einfach Mohamedaner ohne jede nationale Aspiration. Trotzdem beginnt sich auch unter ihnen bereits das Bestreben geltend zu machen, sich activer am öffentlichen Leben zu betheiligen, als es bisher geschehen ist. Ein sehr kleiner Bruchtheil gravitirt nach Constantinopel. Die Seele dieser ist der Mufti von Mostar und einer der — sagen wir es gleich — impertinentesten Rufer im Streite, der Herausgeber des türkischen Blattes Reber*) in Sarajewo Hulussi Efendi, der erst kürzlich vom Sultan in Anerkennung seiner panislamitischen Thätigkeit den Titel Pascha erhielt und mirabile dictu — Landesbeamter ist, was, nebenbei gesagt, ein evidentes Beispiel dafür ist, daß die bosnische Regierung, wie alle Behörden in Oesterreich weit davon entfernt ist, jenes Maß von Energie zu zeigen, ohne das die Autorität nirgends und am wenigsten im Orient aufrecht zu erhalten ist.

Ein weiterer kleiner Bruchtheil unter Führung des Mostarer Mehemed Efendi Spahitz, nennt sich „Srbi mohammedovske vjere“ und ein dritter, der qualitativ am bedeutendsten ist und an dessen Spitze der überall in höchster Achtung stehende Essad Efendi Kulovisch steht, neigt offen zu den Croaten hin, verhält sich in allen Fragen sehr loyal und erfreut sich mit Recht des vollsten Vertrauens der Regierung. Schließlich und endlich sei noch einer kleinen Fraction gedacht, an deren Spitze Mehemed Beg Capitanovitz steht, die nichts weiter als „bosnisch“ sein will und ein eigenes mit Lateinlettern gedrucktes Organ in Sarajewo besitzt, den „Bosnjak“.

Im Allgemeinen geht das Urtheil dahin, daß sich die Mohamedaner nach und nach um die Gruppe Kulovisch schaaren werden, da einerseits die Croaten katholisch sind und die katholische Kirche unter allen Mohamedanern viel mehr Respect genießt als die orientalische, was schon darin seine Begründung hat, daß die orientalische Religion die der verachteten Rajah, während die katholische die der zwar auch verachteten, aber auch gefürchteten Fremden ist, und anderseits durch jahrhunderte lange Bürgerkämpfe, an denen sich fast ausschließlich Türken und Serben betheiligten, sich ein tiefgehender Familienhaß zwischen diesen beiden bosnischen Stämmen herausgebildet hat, der so sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß er in absehbarer Zeit kaum milderen Anschauungen weichen dürfte. Mit dieser Thatsache muß die serbische Nation in Bosnien, rechnen. Heute ist das Verhältniß der Orientalen zu den Mohamedanern und Katholiken wie 6 : 5 : 3, aber in nicht allzuferner Zeit wird das religiöse Moment vom völkischen verdrängt sein und dann wird es nur Croaten und Serben im Verhältnisse von 8 : 6 geben und dadurch die katholische Kirche in Bosnien jenes Uebergewicht erlangt haben, das es heute trotz allen gegentheiligen Behauptungen nicht besitzt. Es ist ein beliebtes Schlagwort der Gegner der bosnischen Regierung, daß sie katholische Propaganda treibe oder zum mindesten die Katholiken bevorzuge. Offen gestanden fänden wir darin nichts Böses. In unserem aufgeklärten Jahrhundert gibt es keine Regierung, die es wagen könnte, irgend Jemanden wegen seiner Religion zu verfolgen und die meisten Staaten gehen sogar soweit, den Begriff einer Staatsreligion zu verneinen. Und trotzdem prägt die Religion der Mehrheit jedem Staate einen eigenen Charakter auf. Preußen ist ein protestantischer, Oesterreich ein katholischer,

*) Anm. Während wir diese Zeilen niederschreiben, erfuhren wir, daß die Regierung sich endlich aufgerafft und dies panislamitische Hetzblatt unterdrückt hat, eine Maßregel, die schon vor Jahresfrist hätte erfolgen sollen.

Griechenland ein orthodoxer Staat, wenn das auch nicht officiell ausgesprochen wird, und wenn sich auch Bekenner anderer Religionen der vollsten Freiheit und aller staatsbürgerlichen Rechte erfreuen. Und wenn auch das nationale Gefühl heute das religiöse vielfach verdrängt hat, so ist es dennoch so mächtig, daß es für einen Staat, der eine neue Provinz annectirt, zu bedeutend ist, als daß es vernachläßigt werden dürfte. Wenn Griechenland, Preußen oder Oesterreich eine Provinz besetzen sollten, so können sie von vornherein rechnen, am ehesten die Sympathien ihrer Correligiösen, also Griechenland, der Orthodoxen, Preußen der Protestanten, Oesterreich der Katholiken zu gewinnen und es ist deshalb für jeden dieser Staaten ein Gebot zwingender Nothwendigkeit, sich in erster Linie um jene Volksschichten zu kümmern, deren Religion die seinige ist und diese so viel als möglich zu fördern. Nur politische Heuchler könnten es daher Oesterreich vorwerfen, wenn es die Katholiken Bosniens protegiren würde. Das geschieht aber nicht einmal. Mit einer Aengstlichkeit, die fast komisch wirkt, trachtet die Landes-Regierung ja auch nur den leisesten Schein zu vermeiden, als ob sie die Katholiken resp. die Croaten bevorzugen wollte und das geht z. B. so weit, daß alle Publicationen der Regierung, ja selbst die von dem bekannten Gelehrten Hofrath Constantin Hörmann wirklich ausgezeichnet redigirte und brillant hergestellte Zeitschrift „Nada“ in zwei Ausgaben erscheint, die eine mit lateinischen Buchstaben und die andere, um der serbisch-orthodoxen Empfindlichkeit Rechnung zu tragen, mit cyrillischen Buchstaben, obschon die cyrillische Schrift heute eigentlich gar keine Berechtigung mehr hat und diese Rücksichtnahme der Regierung alljährlich ein hübsches Sümmchen verschlingt.

Der bosnische Kirchenstreit.

So lange Bosnien und die Herzegowina unter türkischer Verwaltung standen, erfreuten sich die einzelnen Religionsgenossenschaften jener Freiheit, die aus dem Mangel jeder staatlichen Aufsicht resultirt.

Es war und ist ein Princip der türkischen Verwaltung, sich jeder Einmengung in die internen Angelegenheiten der einzelnen, nichtmohamedanischen Religionsgenossenschaften zu enthalten. Sie haben ihre von der Regierung bestätigten Kirchen-Chefs, denen die weitgehendsten auch gerichtlichen Befugnisse ihren Gläubigen gegenüber zugestanden sind. Die einzelnen religiösen Genossenschaften können in ihrem Kreise thun oder lassen, was immer ihnen beliebt, der Türke kümmert sich nicht darum, solange gewisse Grenzen nicht überschritten werden. Man pflegt dies vielfach in Europa als eine weitgehende und nachahmenswerthe Toleranz der Türken zu bezeichnen, es ist aber nur der Ausfluß der angeborenen Indolenz und der Verachtung aller Nichtmohamedaner, die man in religiösen Angelegenheiten sich selbst überläßt, weil man es nicht der Mühe werth findet, sich um sie zu bekümmern. Auch die Orthodoxen Bosniens konnten in religiösen Dingen so ziemlich thun und treiben, was sie wollten, wenn nur ihre Gotteshäuser dem Türken nicht in die Augen fielen und sein Gefühl nicht durch das verhaßte Glockengeläute verletzt wurde. Daher Kirchen hinter hohen Mauern versteckt und Mangel an Glockenthürmen in der vor78er Zeit. An diesen Zustand hatten sich die Orthodoxen gewöhnt. Jetzt dürfen sie wohl Kirchen bauen, wo sie wollen und thun es auch, jetzt ruft feierliches Glockengeläute die Gläubigen zur Andacht, aber auf die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Organisition der confessionellen Schulen nimmt die österreichische Regierung selbstverständlich ein staatliches Oberaufsichtsrecht in Anspruch, das scharf zu der vollkommenen Freiheit unter der Türkenherrschaft contrastirt, allerdings reiche Früchte trägt, den Orthodoxen Kirchen und Schulen gebracht hat, wie sie sie früher auch nicht im Traume zu erhoffen gewagt hatten, sie aber trotzdem das staatliche Oberaufsichtsrecht als eine lästige Einmengung in Angelegenheiten fühlen läßt, die nach dem Herkommen und ihrer Ansicht nach, die Regierung nichts angiengen.

Der griechisch-orientalische Clerus hält in diesem Falle stricte zur Regierung. In früherer Zeit wurden die hohen geistlichen Stellen von Constantinopel aus mit Griechen besetzt. Es waren dies in der Regel hochgebildete Prälaten, die aber schon aus nationaler Verschiedenheit sich in ihrer Diöcese fremd fühlten und als Fremde angesehen wurden. Der Bosnier sah in ihnen wohl die höchsten geistlichen Würdenträger, war aber gewöhnt, ebensowenig ihnen Vertrauen entgegenzubringen, als diese ein solches zu erwerben trachteten und hätte eine Einmengung derselben in die Angelegenheiten der kleinen Religionsgemeinden schon deshalb als etwas Ungehöriges angesehen, als sie nie vorkam und das Geltendmachen episcopaler Aufsichtsrechte eine Neuerung bedeutet hätte. Und was den niederen connationalen Clerus betraf, so bestand derselbe nicht nur aus größtentheils ungebildeten Elementen, die nur der Habit von den Bauern unterschied, sondern gleichzeitig aus Personen ohne Einkünfte, die ganz und gar auf das Wohlwollen, die Gnade, ja das Almosen der Gemeindemitglieder angewiesen waren. Diese Cleriker wagten es selbstverständlich nicht, irgend ein Wort bezüglich der Verwaltung des Kirchenvermögens oder der Schulen zu sprechen, wie sie auch nicht in Frage kamen, wenn fallweise Unterhandlungen mit der Behörde gepflogen werden mußten. Das war Sache der Gemeindeältesten, nicht aber der armen in sehr geringer Achtung gestandenen Priester. Auf diese Weise bildete sich innerhalb der orientalischen Gemeinden Bosniens durch jahrhundertelange Gepflogenheit ein Zustand heraus, der den kanonischen Satzungen der orientalischen Kirche direct widersprach: Das Laienelement Alles, der Clerus Nichts.

Mit dem Momente, da das Occupationsgebiet unter österreichische Verwaltung kam, änderte sich die Sachlage vollständig. An Stelle der griechischen Prälaten traten slavische, die sich als lebendige Glieder ihrer connationalen Gemeinden fühlten und sich durch ihre früheren Stellungen in Oesterreich nicht nur ihrer Würde, sondern auch ihrer Pflichten bewußt waren, überdies durch das reichliche Gehalt, das ihnen die Regierung aussetzte, nicht mehr auf die größere oder geringere Freigebigkeit der Gemeinden angewiesen, also ihnen gegenüber unabhängig waren.

Aber auch der niedere Clerus besteht jetzt aus Zöglingen von Seminaren, die ihrer priesterlichen Würde bewußt sind und genau wissen, welche Rechte ihnen kanonisch zukommen und von der Regierung als die berufenen Vertreter der kirchlichen Interessen ihrer Gemeinden angesehen werden. Darob große Erbitterung unter den Gemeindeältesten, die sich in ihren Rechten gekränkt fühlen, Rechten, denen allerdings kanonisch jede Begründung fehlt, die aber durch jahrhundertelange Gepflogenheit geheiligt scheinen.

Und hier liegt der Grund der Zerwürfnisse, welche von Emissären geschürt, leicht verhängnißvoll werden könnten, wenn Oesterreich in kriegerische Actionen verwickelt würde.

Regierung und Clerus einerseits, das Volk anderseits!

Der Streit zwischen orthodoxen Laien und dem Clerus nahm in den Reichslanden seinen Beginn in der Herzegowina, deren Bevölkerung äußerst obstinat ist und welche nach unserer unmaßgeblichen Anschauung von Oesterreich ganz anders als bis jetzt behandelt werden müßte, um aus ihr ein Culturelement zu bilden. Mit eiserner Faust müßte diesen Elementen zu Gemüthe geführt werden, daß Oesterreich nicht die Türkei ist und daß in einem geordneten Staatswesen Niemanden gestattet werden darf ohne jeden Anlaß fortwährend zu querulieren und die Ruhe zu stören. Die Regierung mengt sich in die inneren Fragen der Kirchengemeinden nicht ein, aber macht mit vollem Fug und Recht das staatliche Aufsichtsrecht insoweit geltend, daß sie einen Commissär sowohl zu den Monats- als Jahresversammlungen der Gemeinden delegirt, der sich wohl nicht in die Verhandlung einmengen

darf, aber darüber zu wachen hat, daß diese rein religiösen und Culturzwecken dienenden Körperschaften ihren Wirkungskreis nicht überschreiten. Geschieht dies dennoch, so muß eben die Regierung eingreifen. So geschah es z. B. 1882, als die Kirchengemeinde Mostar gegen das Wehrgesetz zu protestiren sich erkühnte, obschon dies eine mit der Kirche in gar keinem Zusammenhange stehende rein politische Angelegenheit war. Im Jahre 1886 wurde die Gemeinde Mostar auf Grund eines in gegenseitigem Einvernehmen beschlossenen Statutes wieder hergestellt. In diesem Statute wie in den wenigen anderen, welche in Bosnien existieren, ist die Institution der Regierungsvertreter ausdrücklich festgesetzt. In Mostar steht an der Spitze der orthodoxen Kirche der hochangesehene Metropolit Serafim Petrovitsch, ein geborener Herzegowiner, der unter der Türkenherrschaft sieben Jahre in der Verbannung in Tripolis geschmachtet hatte, also ein nationaler Märtyrer ist.

Die Verwaltung des Klosters Zitomislitz bildete den Ausgangspunkt des bosnisch-herzegowinischen Kirchenstreites. Die Laien usurpirten einfach die Verwaltung des Klosters und seines Vermögens und nahmen im ferneren Verlaufe eine so ungezügelte Haltung gegen den Bischof ein, daß sie ihm z. B. verwehrten, in der Kathedrale Gottesdienst abzuhalten, da diese Gemeinde-Eigenthum sei. Die Gemeinde gestattete sich dann noch ihren Bischof vor ihr Tribunal zu citiren und endlich ihm einen in höchst respectwidrigem Tone abgefaßten impertinenten Brief zu schreiben. Schließlich kam es so weit, daß die Gemeinde die Kirche nicht mehr besuchte und bei Leichenbegängnissen und Hochzeiten von einer kirchlichen Weihe absah.

Die Regierung verhielt sich vollkommen passiv und trat aus ihrer Neutralität erst hervor, als beide streitenden Theile sich an sie um Entscheidung wandten. Die Regierung prüfte in gewissenhaftester Weise alle Beschwerdepunkte und fand, daß der Bischof im vollsten Rechte sei. Sonach wurde der Gemeinde aufgetragen, den erwähnten Brief zu revociren und die Verzeihung des Metropoliten nachzusuchen. Die Gemeinde stellte sich mit diesem Bescheide nicht zufrieden, recurrirte an das Ministerium und erklärte, als dieses den Recurs wie erklärlich abwies, sich an den Kaiser selbst wenden zu wollen.

Die Landes-Regierung stellte hierauf jedes Verfahren bis zu dem Zeitpunkte ein, da die Krone entschieden haben würde, bestand aber darauf, daß die Entscheidung dieser ehebaldigst angerufen werden solle. Die Kirchengemeinde Mostar, welcher sich die von Sarajewo, bei der es auch bei den Haaren herbeigezogene Conflicte gab, anschloß, entsandten nun Ende 1896 eine Deputation nach Wien, die aber corporativ vom Kaiser nicht empfangen wurde. Es wurden blos zwei Mitglieder derselben in den öffentlichen Audienzen empfangen und angewiesen, das Beschwerde-Memorandum in der Cabinets-Kanzlei zu überreichen. Dieses Memorandum war geradezu einzig in seiner Art. Es enthielt so lächerliche Forderungen, daß man nur annehmen kann, daß die Verfasser desselben nicht gewußt hatten was sie wollten oder im Vorhinein von ihrem Mißerfolg überzeugt, nur demonstriren wollten. Thatsächlich besorgten und besorgen sie nur die Geschäfte Montenegros, das längst die Wohlthaten vergessen hat, die es von Oesterreich empfangen, sich gerne auf das südslavische Savoyen aufspielt und sich Oesterreich gegenüber Impertinenzen erlaubt, die man sich eben nur einem Staate gegenüber erlauben darf, dessen auswärtige Politik ein Mann leitet, der Unfähigkeit und Schwächlichkeit so vereinigt, wie Graf Goluchowski, der Oesterreich im Orient von einer Niederlage zur andern führt und um nur ein Beispiel anzuführen, sich in der Kretafrage so unsterblich lächerlich gemacht hat. Wir nannten die Forderungen der orientalischen Kirchengemeinde geradezu ungeheuerliche. Die Richtigkeit unseres Urtheiles ergibt sich schon aus dem einen Verlangen, daß die Laiengemeinden

unabhängig von Staat und Bischof über Kirche und Schule ganz nach Gutdünken selbst disponieren könnten.

So unsinnig die Forderungen der Laiengemeinden sind, so sehr sie mit ihren eigentlich gegen die Bischöfe und nicht gegen die Regierung gerichteten Umtrieben im Unrechte sind, so gerne wir auch anerkennen, daß selbst Führern dieser Bewegung jede bewusste Animosität gegen Oesterreich fernliegt und sie sogar vielfach ihre Treue zu Oesterreich geflißentlich zur Schau stellen, so sind sie doch mitschuldig, die breiten Volksmassen in bedenklichster Weise erregt zu haben und hiedurch wissentlich oder unwissentlich eine bedenkliche und nur den Feinden Oesterreichs nützliche — von diesen auch hervorgerufene und genährte — Stimmung erzeugt zu haben.

Denn darüber darf man sich leider nicht täuschen: Die Serben gehören heute alle der Opposition an, die Stimmung ist sowohl gegen die Bischöfe als auch gegen die sie unterstützende Regierung erbittert und die Führer der Bewegung die populärsten Männer des Landes. Als der Führer der Sarajewoer Opposition, der ganz ungebildete aber sehr reiche Kaufmann Gliso Jeftanowitz aus Wien zurückkehrte, wohin er sich als Führer der schon erwähnten Deputation an den Kaiser begeben hatte, wurde er, obschon es bekannt war, daß er nichts ausgerichtet hatte wie ein heimkehrender Triumphator von der gesammten orthodoxen Bevölkerung empfangen und sein Wagen mit Blumen nahezu überdeckt. Schon das zeigte, daß sich der Bevölkerung eine Stimmung bemächtigt hatte, die im Falle auswärtiger Complicationen geradezu gefahrdrohend wäre.

Als das der Cabinetskanzlei überreichte Memorandum, wie nicht anders möglich war, abgewiesen wurde, und in der Folge die Kirchengemeinden von Sarajewo, Mostar und Livno aufgelöst wurden, verfiel der Führer der orthodoxen Opposition Gliso Jeftanowitz oder besser gesagt die hinter ihm stehenden und im Verborgenen wühlenden Hintermänner auf die ingeniöse Idee sich von einem Neusatzer Advocaten Dr. Emil Gawrila ein „Statut" für die serbisch-orientalische Schul- und Kirchenautonomie ausarbeiten zu lassen, ein Monstrum, das kein geringerer als der berühmte Vorkämpfer der Orientalen in Oesterreich Protopresbyter Dimitri Ruvaratz einer erbarmungslosen und geradezu vernichtenden Kritik vom kanonischen wie nationalen Standpunkte aus unterzogen hat.

Jeftanowitz und andere Oppositionsmänner wie Schantitz, Schola u. a. ließen sich hierauf in geheimen also an und für sich ungesetzlichen Versammlungen mit dem Mandate einer „Deputation" bekleiden und begaben sich zum Minister von Kallay, um von ihm zu verlangen, daß das von einem Advocaten ausgearbeitete Statut sofort Gesetzeskraft erlange. Herr von Kallay empfieng die Herren Deputirten aus eigenen Gnaden — denn nicht nur daß, wie oben erwähnt die Delegirung in gesetzwidriger Versammlung beschlossen wurde, ertheilten nur vierzehn von den bestehenden 159 Kirchengemeinden den Opponenten das Mandat, sie zu vertreten — sehr freundlich und antwortete, was ein Minister der kein Kleriker ist in einer rein kirchlichen Frage antworten kann: Er werde das Statut von einem Comite von geistlichen Gelehrten prüfen lassen und auf Grund des von ihnen abzugebenden Gutachtens seine Entscheidung treffen resp. seine Anträge der Krone unterbreiten.

Die Deputirten waren aber von diesem allein möglichen Bescheide nicht zufrieden und reisten sofort nach Constantinopel ab, um eine ihnen günstige Entscheidung des oekumenischen Patriarchates herbeizuführen und diese dann gegen die österreichische Regierung auszuspielen. Aber auch da sollten sie eine schmerzliche Enttäuschung erleben.

Nach eingehender Prüfung des Statuts entschied die heilige Synode, daß alle von der sogenannten Deputation erhobenen Beschwerden vollständig unbegründet seien, wies die Deputation ab und empfahl dem orthodoxen Volke des Occupationsgebietes sich in christlichem Gehorsam den Anordnungen seines Klerus zu unterwerfen. Nun standen die Führer der Bewegung rathlos da. Sie konnten der österreichischen katholischen Regierung den Vorwurf machen und er wurde ihnen geglaubt, daß sie aus Animosität gegen die Orthodoxie die Metropoliten gegen das Volk unterstütze resp. ausspiele, aber sie vermochten es nicht in dem Volke gegen eine Entscheidung der heiligen Synode und des über den Parteien stehenden und nur die Interessen der Orthodoxie vertretenden oekumenischen Patriarchates anzukämpfen. Sie halfen sich damit, daß sie in Bosnien und der Herzegowina aussprengten, die Synodal-Entscheidung habe in der im Amtsblatte der bosnischen Regierung veröffentlichten serbischen Uebersetzung einen gefälschten Text, indem alle der Bewegung günstigen Stellen unterschlagen worden seien. Die serbisch-radicale Presse bemächtigte sich dieser Gerüchte und der „Srbobran" verkündete laut und vernehmlich, daß die Deputation in Constantinopel ihren Zweck erreicht habe. Würde der officielle unverfälschte Text der Entscheidung der hl. Synode publicirt werden, dann würde dies Jedermann klar werden.

Statt jeder Polemik erschien aber prompt in dem officiellen Amtsblatt des Patriarchates, der in Constantinopel in griechischer Sprache erscheinende „Ekklesiastiki alitheia" die nachfolgende Verlautbarung:

„Wir sind beauftragt in bündigster Form zu erklären, daß alle Angaben des „Srbobran" vollständig aus der Luft gegriffen sind, da die angeblich ausgelassenen Stellen der Encyclica sich thatsächlich in derselben nicht befinden und daher alle Schlußfolgerungen haltlos sind. Was die vier Personen betrifft welche vor einiger Zeit als Beschwerdeführer aus Bosnien und der Herzegowina nach Constantinopel gekommen sind, haben dieselben nach der erfolgten Entscheidung der heiligen Synode kein Mandat mehr. Sie werden hiermit aufgefordert, nach ihrer Heimat zurückzukehren und sich in Hinkunft jeder Beschwerde zu enthalten, da dieser keine Folge geleistet werden wird."

Dies der Text der officiellen Verlautbarung des Patriarchates, der auch im Amtsblatte der orthodoxen Diöcese von Dabro Vosna (Sarajewo) in serbischer Uebersetzung erschien und eigentlich die ganze Bewegung zum Stillstand hätte bringen sollen.

Thatsächlich aber verharrt das orthodoxe Volk des Occupationsgebietes nach wie vor in trotziger Opposition gegen den Klerus und die Regierung, die jetzt alles Heil von einem neuen von einer ad hoc berufenen Commission ausgearbeiteten und vom Patriarchat zu sanctionirenden Statut erwarten.

Uns aber will es bedünken, daß die dumpfe Gährung unter der Majorität des Volkes der Reichslande nur dann weichen wird, wenn derselben klar gemacht werden wird, daß die österreichische Verwaltung kein Provisorium, sondern etwas Unabänderliches bedeute.

„Stabile Verhältniße" sind das einzige Heilmittel. Diese zu schaffen, gehört aber eine kraftvollere und energischere Hand dazu als die des Grafen Goluchowski, der alle Vorzüge eines echten und wahren Aristokraten besitzt, ein guter Oesterreicher ist und wunderschöne an die alte Tradition des Ballplatzes erinnernde kunstvolle diplomatische Noten zu verfassen weiß, aber weder die nothwendigen Fernsicht noch auch nur die geringste Energie besitzt. Der einzige Mann, der Ordnung schaffen könnte wäre Herr von Kallay . . . aber wer denkt an Ordnung und große Politik in Oesterreich überhaupt?

damit man vor Ueberläufern sicher sei. Der Serbe, der katholisch wurde, der Croate, der sich zur orientalischen Kirche bekannte, beide traten nicht nur aus der religiösen, sondern auch aus der völkischen Gemeinschaft. Selbstverständlich legt man in Bosnien dem Unterschiede zwischen Serben und Croaten große Bedeutung bei und der Fremde, der etwa seinen Gedanken Ausdruck verleihen wollte, daß schließlich Serbe oder Croate mehr oder weniger dasselbe sei, würde sich des Hochverrathes an dem Dogma der Superiorität schuldig machen, die beide Volksstämme für sich in Anspruch nehmen. Wenn man übrigens der Wahrheit die Ehre geben will, so muß man zugeben, daß die Croaten culturell himmelhoch über den Serben stehen. Es ist dies leicht zu erklären. Die Croaten hatten als Katholiken ihren Rückhalt an Oesterreich und als Lehrer und Führer Franziscanermönche, welche von Oesterreich unterstützt, den türkischen Behörden gegenüber freier auftreten und für ihre Gemeinden mehr wirken konnten, als die orientalischen Priester, die sich in tiefster Abhängigkeit von Türken wie von den Ortsgrößen befanden und dabei kaum das trockene Brod für sich und ihre Familien erwarben oder als die vollkommen ungebildeten und dabei in steter Angst vor den Türken vegetirenden gr.-or. Ortsältesten.

Die Serben, welche die Majorität im Lande bildeten, standen culturell niedriger, da ihr Rückhalt die selbst unter türkischer Herrschaft gestandenen Serbien und Montenegro waren und wenn sie auch heute noch den Croaten nachstehen, so liegt die Ursache eben in dem trotzig demagogischen Geiste, der ganz gegen die kanonischen Satzungen der orientalischen Kirche, ihre Gemeindegrößen erfüllt und sie veranlaßt, ihre eigenen kirchlichen Behörden zu bekämpfen. Heute sind in Bosnien die orientalischen Bischöfe Generäle ohne Armee und das Volk eine Armee ohne Officiere. Was Wunder, daß die Regierung vorerst ihr Augenmerk darauf richtet, Ordnung zu schaffen. Wird diese hergestellt, dann wird auch allen kulturellen Anforderungen Rechnung getragen werden. Heute, da jede, auch in der wohlwollendsten Absicht erfolgende Einmengung der Behörde z. B. in das Schulwesen der Orientalen gleich als Eingriff in die Gerechtsame derselben betrachtet wird, kann die Regierung kaum mehr als passiv sich verhalten.

Ein sehr wichtiges Element in Bosnien, das berufen ist, in Hinkunft dem einen der beiden rivalisirenden Volksstämme das Uebergewicht in Bosnien zu verleihen, sind die Mohamedaner. Wir sagen ausdrücklich Mohamedaner und nicht Türken, denn die 548.632 Bekenner des Islam jenseits der Save sind Slaven, sprechen blos slavisch, verstehen kein Wort türkisch und fühlen und denken slavisch, wenn sie auch in religiöser Hinsicht fanatische Mohamedaner sind. Als die Türken ins Land kamen, gab es neben den Orientalen und den Katholiken zahlreiche Bogumilen. Sämmtliche Feudalherren und deren Anhang bekannten sich zu dieser Secte, deren Name „Gottesfreunde“ bedeutet und den sie von einem tracischen Priester im 10. Jahrhundert erhalten hatten.

Die Bogumilen waren eine sogenannte dualistische Secte der griechischen Kirche. Sie nahmen an, daß Gott zwei Söhne hatte, Satanael und Jesus. Ersterer empörte sich gegen seinen Vater und schuf sich eine eigene Welt mit den Menschen, denen aber Gott selbst die Seele, die gut ist, einhaucht. Um die Seelen zu retten, schickte Gott Jesus auf die Welt. Die Bogumilen verwarfen Taufe und Abendmal und erkannten nur das Neue Testament, die Psalmen und die Propheten an. Trotzdem Kaiser Comnenos sie grausam verfolgte und 1118 ihr Oberhaupt Basilios verbrennen ließ, erhielten sie sich bis zum Einbruche der Türken und zwar insbesondere in Bosnien und der Herzegowina, wo sie den ganzen Adel und dessen Anhang zu ihren Bekennern zählten. Von den Oberhäuptern der Christen beider Riten verfolgt, nahmen sie um so leichter den Islam an, als sie dadurch ihre

bevorzugte Stellung sich sicherten und nun in der grausamsten Weise die bisherigen Unbilden an den Christen rächen konnten.

Diese mohamedanischen Slaven nun sind im großen Ganzen auch heute noch eine Partei für sich, weder Serben noch Croaten, sondern einfach Mohamedaner ohne jede nationale Aspiration. Trotzdem beginnt sich auch unter ihnen bereits das Bestreben geltend zu machen, sich activer am öffentlichen Leben zu betheiligen, als es bisher geschehen ist. Ein sehr kleiner Bruchtheil gravitirt nach Constantinopel. Die Seele dieser ist der Mufti von Mostar und einer der — sagen wir es gleich — impertinentesten Rufer im Streite, der Herausgeber des türkischen Blattes Reber*) in Sarajewo Hulussi Efendi, der erst kürzlich vom Sultan in Anerkennung seiner panislamitischen Thätigkeit den Titel Pascha erhielt und mirabile dictu — Landesbeamter ist, was, nebenbei gesagt, ein evidentes Beispiel dafür ist, daß die bosnische Regierung, wie alle Behörden in Oesterreich weit davon entfernt ist, jenes Maß von Energie zu zeigen, ohne das die Autorität nirgends und am wenigsten im Orient aufrecht zu erhalten ist.

Ein weiterer kleiner Bruchtheil unter Führung des Mostarer Mehemed Efendi Spahitz, nennt sich „Srbi mohammedovske vjere“ und ein dritter, der qualitativ am bedeutendsten ist und an dessen Spitze der überall in höchster Achtung stehende Essad Efendi Kulovisch steht, neigt offen zu den Croaten hin, verhält sich in allen Fragen sehr loyal und erfreut sich mit Recht des vollsten Vertrauens der Regierung. Schließlich und endlich sei noch einer kleinen Fraction gedacht, an deren Spitze Mehemed Beg Capitanovitz steht, die nichts weiter als „bosnisch“ sein will und ein eigenes mit Lateinlettern gedrucktes Organ in Sarajewo besitzt, den „Bosnjak“.

Im Allgemeinen geht das Urtheil dahin, daß sich die Mohamedaner nach und nach um die Gruppe Kulovisch schaaren werden, da einerseits die Croaten katholisch sind und die katholische Kirche unter allen Mohamedanern viel mehr Respect genießt als die orientalische, was schon darin seine Begründung hat, daß die orientalische Religion die der verachteten Rajah, während die katholische die der zwar auch verachteten, aber auch gefürchteten Fremden ist, und anderseits durch jahrhunderte lange Bürgerkämpfe, an denen sich fast ausschließlich Türken und Serben betheiligten, sich ein tiefgehender Familienhaß zwischen diesen beiden bosnischen Stämmen herausgebildet hat, der so sehr in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß er in absehbarer Zeit kaum milderen Anschauungen weichen dürfte. Mit dieser Thatsache muß die serbische Nation in Bosnien, rechnen. Heute ist das Verhältniß der Orientalen zu den Mohamedanern und Katholiken wie 6 : 5 : 3, aber in nicht allzuferner Zeit wird das religiöse Moment vom völkischen verdrängt sein und dann wird es nur Croaten und Serben im Verhältnisse von 8 : 6 geben und dadurch die katholische Kirche in Bosnien jenes Uebergewicht erlangt haben, das es heute trotz allen gegentheiligen Behauptungen nicht besitzt. Es ist ein beliebtes Schlagwort der Gegner der bosnischen Regierung, daß sie katholische Propaganda treibe oder zum mindesten die Katholiken bevorzuge. Offen gestanden fänden wir darin nichts Böses. In unserem aufgeklärten Jahrhundert gibt es keine Regierung, die es wagen könnte, irgend Jemanden wegen seiner Religion zu verfolgen und die meisten Staaten gehen sogar soweit, den Begriff einer Staatsreligion zu verneinen. Und trotzdem prägt die Religion der Mehrheit jedem Staate einen eigenen Charakter auf. Preußen ist ein protestantischer, Oesterreich ein katholischer,

*) Anm. Während wir diese Zeilen niederschreiben, erfuhren wir, daß die Regierung sich endlich aufgerafft und dies panislamitische Hetzblatt unterdrückt hat, eine Maßregel, die schon vor Jahresfrist hätte erfolgen sollen.

gebracht wurde, wo einige Monate zuvor Abdul Aziz sich angeblich mit einer Scheere die Adern geöffnet haben sollte, thatsächlich aber über Veranlassung jener Männer ermordet wurde, welche ihn entthront hatten und die fürchten mußten, daß Aziz eines Tages wieder die Macht in seine Hände bekommen und sich blutig rächen würde.

Abdul Hamid ist von Natur aus ein wohlwollender menschenfreundlicher Fürst, den erst ein bis zu einem gewißen Grade nicht ungerechtfertigtes Mißtrauen zu einem Tyrannen gemacht hat. Er sah wie sein Oheim Abdul Aziz, trotzdem er beim Volke beliebt war, gestürzt wurde und, kaum von einer Rotte von Verschwörern seiner Würde entkleidet, von demselben Volke, das ihm zugejubelt hatte, verlassen wurde, er sah wie leicht sein edler warmherziger Bruder Murad beseitigt wurde .... und Mißtrauen gegen Jedermann schlich sich in sein Herz, während er sich gewöhnte, hinter einer undurchdringlichen Maske sein Innerstes zu verbergen. Seine persönliche Sicherheit ist das Um und Auf des Fühlens, Denkens und Handelns des Sultans, dieser fällt Alles zu Opfer, aus diesem Gesichtspunkte müssen alle Handlungen Abdul Hamids beurtheilt werden. Dieses durch die Schicksale seiner beiden Vorgänger nur zu erklärliche Mißtrauen rechtfertigt allerdings nicht die Unthaten, die unter seiner Regierung — viele allerdings in seinem Namen, aber ohne sein Vorwissen — geschehen sind, aber sie entschuldigen sie zum Theile.

Als Abdul Hamid den Thron der Osmanen bestieg, da war Midhat allmächtig. Abdul Hamid wußte sehr wohl, daß dem großen türkischen Staatsmann zwar eine Renaissance des byzantinischen Reiches vorschwebte, die Errichtung eines auf modernen Grundlagen stehenden byzantinischen Reiches, aber daß in demselben für den Sultan nur bedingungsweise Platz gewesen wäre. Midhat wirkte für die Idee eines türkischen Groß-Staates, ohne auf die Interessen der Dynastie die mindeste Rücksicht zu nehmen. Abdul Hamid, noch zu schwach, um gegen Midhat aufzutreten, gieng im Anfange seiner Regierung auf die Intentionen seines Premiers scheinbar ein, um sich bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit seiner zu entledigen.

„Der Staat über Alles" war das Losungswort Midhats, „der Thron über Alles" das Abdul Hamids. Weder Midhat noch Abdul Hamid verstanden es, beide Losungsworte zu vereinigen, Midhat und Abdul Hamid begriffen nicht, daß einerseits die Türkei ohne das Band der Dynastie sofort in seine Theile zerfällt und anderseits die Dynastie, die nur für sich und nicht für das Reich sorgt, bald ein Generalstab ohne Armee ist.

Sultan Abdul Hamid zeigte sich also im Anfange seiner Regierung sehr reformfreundlich. Am 23. December 1876 führte er eine Verfassung in der Türkei ein, die de jure auch heute noch in Kraft ist.

Das Rescript welches die neue Verfassung einführt und das an Midhat Pascha gerichtet ist, mag hier vollinhaltlich Platz finden. Es lautet:

Mein erlauchter Vezier!

Die Macht Unseres Reiches befand sich früher im Niedergange. Es waren nicht auswärtige Fragen, welche dies verschuldeten, sondern der Umstand, daß man den rechten Weg bei der inneren Verwaltung verlassen hatte und hiedurch die Bande lockerte, welche das Vertrauen der Unterthanen zur Regierung umschlingen sollten.

Deshalb hat Mein Erhabener Vater, weiland Sultan Abdul Medschid ein Reformgesetz, den „Tanzimat" erlassen, durch welches übereinstimmend mit den geheiligten Anordnungen des Scheri das Leben, die Güter und die Ehre Aller garantirt wurde.

Das so ersprießliche „Tanzimat" hat es bewirkt, daß der Staat sich heute auf der Bahn der Sicherheit befindet und daß Wir es vermochten, heute diese Verfassung zu proclamiren, welche das Ergebniß freimüthiger Ideen und Gedanken ist.

An diesem glücklichen Tage muß Ich mit ganz besonderer Ehrerbietung an Meinen Erhabenen Vater erinnern, der mit Recht als der Regenerator des Reiches bezeichnet wird. Ich zweifle nicht daran, daß Er selbst die constitutionelle Aera, in die Wir heute treten, eröffnet haben würde, wenn die Epoche der Veröffentlichung des „Tanzimat" die Nothwendigkeit unserer Tage ergeben hätte.

Es ist also Unsere Regierung, welcher die Vorsehung es vorbehalten hat, jene glückliche Umwandlung zu vollenden, welche die Garantie des Wohles Unserer Völker ist. Ich danke dem Himmel, daß er Mich hiezu würdig erachtet hat.

Es ist evident, daß das bisherige Princip Unserer Regierung unvereinbar mit den in Unserer inneren Verwaltung eingeführten Reformen und der Ausbreitung Unserer auswärtigen Beziehungen geworden ist.

Unser sehnlichster Wunsch ist es, für alle Zeiten jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche Nation und Land verhindern, von den natürlichen Ressourcen zu profitieren und endlich Unsere Unterthanen im Besitze jener Rechte zu sehen, welche einer civilisirten Gemeinschaft gebühren und die sie in den gleichen Gedanken des Fortschrittes und der Eintracht vereinigen sollen.

Um dies Ziel zu erreichen, war es nothwendig, ein heilsames Regime zu adoptiren, das die ungeschriebenen Rechte der Regierungsgewalt wohl sichert, aber auch jenem Mißbrauche vorbeugt, welcher aus der arbiträren Herrschaft einer oder mehrerer Personen resultirt; es war nothwendig, den verschiedenen Mitgliedern der Gemeinden, aus denen sich Unsere Gesellschaft zusammensetzt, die gleichen Rechte zu gewähren und die gleichen Pflichten aufzuerlegen.

Aus diesen Hauptprincipien folgt die Nothwendigkeit, das öffentliche Recht mit einem constitutionellen System zu verbinden. Deshalb haben Wir in dem Hatt bei Antritt Unserer Regierung die dringende Nothwendigkeit der Errichtung eines Parlamentes dargelegt.

Eine Special-Commission, aus den Groß-Würdenträgern, den Ulemas und den Functionären des Reiches bestehend, hat mit Eifer die Grundbestimmungen Unserer Verfassung ausgearbeitet, welche von Unserem Ministerrathe geprüft und angenommen wurde.

Dieses Staatsgrundgesetz heiligt die Vorrechte des Souverains, die bürgerliche und politische Gleichstellung aller Osmanen vor dem Gesetz, die Verantwortlichkeit und den Wirkungskreis der Minister, das Aufsichtsrecht des Parlamentes, die Unabhängigkeit der Gerichte, das Gleichgewicht im Staatshaushalte und schließlich die administrative Decentralisation der Provinzen, ohne daß die Rechte der Centralregierung beeinträchtigt würden.

Alle diese Grundsätze entsprechen ebenso dem Scheri als Unserem Wunsche die Wohlfahrt und das Gedeihen aller Unserer Unterthanen sicherzustellen.

Vertrauend auf die Gnade Gottes und die Hilfe des Propheten lege ich in Ihre Hände diese von Mir sanctionirte Verfassung, deren Einführung in allen Theilen Unseres Reiches mit Gottes Hilfe sofort erfolgen sollen.

Ich ordne deshalb an, daß Sie die Verfassung sofort veröffentlichen und alle nothwendigen Verfügungen treffen sollen.

Auch ordne ich an, daß Sie sofort alle mit der Verfassung in Verbindung stehenden Gesetze vorbereiten.

Möge der Allerhöchste Unsere Bemühungen zum Wohle des Reiches und der Nation segnen.

Gegeben am 3. Zilhidje 1293.

Als dies kaiserliche Rescript bekannt wurde, als die Verfassung proclamirt wurde, da schwamm die Türkei in einem Meer von Wonne und selbst im Abendlande gaben sich die Türkenfreunde den extravagantesten Hoffnungen hin. Sie vergaßen ganz, daß constitutionelles Leben die Liebe aller Parteien zum Reiche voraussetzt. Wo aber in einem von verschiedenen Völkern bewohnten Staate jedes einzelne Volk von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß seine Zugehörigkeit zum Ganzen nur eine erzwungene ist und es den Moment herbeisehnt, sich lostrennen zu können, ja Alles aufbietet, um diesen Moment zu beschleunigen, da vermag nur der Absolutismus die widerstrebenden Theile zusammenzuhalten.

In der Türkei würde ein constitutionelles Leben nur den Krieg Aller gegen Alle bedeuten.

Ein durch Preßfreiheit und Unabsetzbarkeit der Richter gemäßigter Absolutismus wäre die einzige für die Türkei ersprießliche Regierungsform, von der allerdings die Günstlingswirthschaft Abdul Hamids weit entfernt ist.

Uebrigens hatte man sich im Lager der Reformer gewaltig geirrt, wenn man den constitutionellen Anlauf des durch und durch alttürkisch und autokratisch gesinnten Abdul Hamid ernst nahm, denn die Verfassung war für ihn nur ein Mittel, um Zeit zu gewinnen und sich recht fest in den Sattel zu setzen. Vor Allem galt es einen sicheren Platz für die Residenz zu finden, um vor unliebsame Ueberraschungen durch ehrgeizige Minister geschützt zu sein. Der Prachtpalast von Dolma Bagtsche war nicht geschützt genug. Abdul Hamid vergaß es nicht, daß die Marine, für die sein Oheim eine grenzenlose Vorliebe gehabt und die er nach besten Kräften gefördert hatte, ihre Kanonen gegen das Palais von Dolma Bagtsche gerichtet und dadurch viel zum Sturze Abdul Aziz's beigetragen hatte und er erwählte den Sternenkiosk — Yildiz — zum Aufenthalte, der durch einen Wall von Kasernen und glänzend bezahlte Garden vor einen Staatsstreich geschützt war und wohin die Kanonen der Marine nicht reichten.

Die Deputirtenkammer trat zusammen, Ahmed Vefik Pascha wurde ihr Präsident, ein reges geistiges Leben entwickelte sich, eine ganze Reihe von Volksvertretern entpuppte sich als tüchtige wenn auch recht urwüchsige Redner . . . . dann wurde Vefik abberufen, die Kammer gesperrt, die Volksvertreter in ihre Heimat abgeschoben und der Traum des constitutionellen Osmanenreiches war verflogen.

Vierundvierzig Tage nach Proclamirung der Verfassung — am 5. Februar 1877 — wurde der Schöpfer derselben, Midhat Pascha verhaftet, in das Ausland verbannt und drei Jahre nach seiner Rückkehr in die Heimat von einem Gerichtshofe unter dem Vorsitze Serveri Efendi's auf Grund einer von Mahmud Djelaledehin Pascha verfaßten Anklageschrift, wegen Antheils an der Ermordung des Sultans Abdul Aziz zum Tode verurtheilt. Zur Verbannung nach Taif in Arabien begnadigt, schied Midhat am 8. Mai 1884, wie es allgemein heißt, nicht ohne daß der vom Sultan nach Taif geschickte Circassier-Major Bekir „nachgeholfen" hätte, aus dem Leben.

* * *

Im Reiche der Osmanen führen drei Großwürdenträger den stolzen Titel einer Hoheit. Es sind dies der Scheik-ul-Islam, der Sadrasam und der . . . Chef der Verschnittenen.

Der Scheik-ul-Islam, der mohamedanische Papst, ist in der Regel ein gar frommer und gelehrter Herr, eine Leuchte der mohamedanischen Theologie, eine Celebrität in der Auslegung der

schwierigsten Koranstellen, führt stets einen musterhaften heiligmäßen Lebenswandel und macht mit seinem von wallendem Barte umrahmten ehrfurchtgebietenden Gesichte und in seinem weißen, mit reicher Goldstickung versehenen Talare einen sehr vortheilhaften Eindruck. Man begegnet ihm mit außerordentlicher Ehrfurcht, küßt ihm auch demüthig die Hand . . . . . aber das ist auch Alles; politischen Einfluß besitzt er unter der Regierung des Sultans Abdul Hamid II. absolut keinen und er würde nur in den Vordergrund treten müssen, falls er bei einem Thronwechsel seine kirchliche Zustimmung, ohne die ein solcher ungiltig ist, zu geben hätte. Die zweite Hoheit ist der Sadrasam oder wie ihn die Europäer nennen, der Groß-Vezier. Er ist das offizielle Haupt der offiziellen Regierung, also etwa der Minister-Präsident nach unseren Begriffen. So hoch und bedeutungsvoll aber seine Stelle ist oder besser gesagt, zu sein scheint, ebenso belanglos ist sie. Er hat blos die Aufgabe, auszuführen, was ihm das Palais befiehlt und es den oft ungeberdigen Botschaftern gegenüber zu vertreten. Einfluß besitzt er ebensowenig wie der Scheik-ul-Islam und seine einzige sichtbare Auszeichnung besteht darin, daß ihn, wenn er ausfährt, eine Ehrenescorte begleitet.

Ein gewaltiger Herr ist dagegen Seine Hoheit der Ober-Eunuch, der Chef der Haremswächter. Schön ist er allerdings nicht. Wenn man ihn am Selamlik vor dem Wagen des Padischah schreiten sieht, ein Mann von riesenhaftem Wuchs, unförmlich aufgedunsen, tiefschwarz, in einer mit Gold überladenen Prunkuniform, eine bartlose Fratze als Gesicht und mit unnatürlich langen Armen und Beinen, da ist der Eindruck ein so ekelhaft widerlicher, daß man ihn noch Tage später nicht loswerden kann.

Schön oder angenehm zu schauen ist also Seine Hoheit durchaus nicht, aber ein gewaltiger Herr, denn wenn er sich auch vielleicht nicht selbst in die Politik mischt, so laufen doch alle Fäden des weitverzweigten höfischen Intriguenspieles in seiner Hand zusammen, in der Hand des Einzigen, der überall im Palais von Yildiz Zutritt hat und wie geschaffen ist, zwischen dem kaiserlichen Harem und der Aussenwelt zu vermitteln.

Auch *anderwärts* als in der Türkei spielen die Frauen eine bedeutende Rolle im politischen Leben, doch mit dem Unterschiede, daß in Europa die Frauen, die auf politische Fragen Einfluß haben, bekannt und somit ein Factor sind, mit dem der Politiker schließlich rechnen und denen er eventuell entgegenarbeiten kann, während in der Türkei die Frau als solche in der Collectivbezeichnung „*Harem*“ aufgeht und sonach eine Größe ist, mit der man wohl rechnen muß, die aber unsichtbar und unfaßbar ist.

Zu allen Zeiten haben die Frauen des kaiserlichen Harems Einfluß auf den jeweiligen Sultan gehabt, wie dies nicht anders möglich ist, da der Sultan ebenso weiblichen Reizen zugänglich ist, sich weiblichen Intriguen gegenüber machtlos erweist wie jeder andere Türke . . . und Nicht-Türke. Aber die früheren Sultane bewegten sich überallhin frei und ungezwungen und nahmen daher viele Eindrücke auf, so daß von dem unbedingten Ueberwiegen *eines* Einflußes nur schwer die Rede sein konnte; anders unter dem *scheinbar* autokratischesten Sultan Abdul Hamid, der zu *führen glaubt*, aber doch nur ein Spielball in den Händen des Harems und diverser Günstlinge ist und geführt *wird*!

Als Prinz lernte Abdul Hamid das Leben so weit kennen, als dies eben einem Prinzen und insbesondere einem osmanischen Prinzen möglich ist, ja er bereiste sogar im Gefolge des Sultans Abdul Aziz Europa, wo eine Militärparade in K[illegible] und seiner so großen Vorliebe für das reichsdeutsche Militär legte.

Personen, die ihn aus der Zeit her kennen, da er ohne jede Anwartschaft auf den Thron in Constantinopel lebte (da Sultan Aziz sich der kräftigsten Natur erfreute und sein präsumptiver Nachfolger Prinz Murad war) versichern, daß er liebenswürdig im Umgange, gegen Groß und Klein wohlwollend und fern von jenem verhängnißvollem Mißtrauen war, das sein Leben jetzt vergiftet und die Ursache ist, daß ein Monarch, der geschaffen ist Großes zu wirken, von Millionen Menschen verflucht wird. Die Angst vor Attentaten ist der Grundzug Abdul Hamids seit er den Thron bestiegen, diese Angst ist die Ursache, daß sich der Sultan im Palais von Yildiz verbirgt und diese Angst ist es, die ihn zum blinden Werkzeug einer erbärmlichen Coterie von Höflingen macht, welche unter dem Deckmantel des wohlwollenden und gütigen Sultans Verbrechen auf Verbrechen häuft und um nur ein Beispiel anzuführen, jenen Massenmord in den armenischen Bergen und den Straßen von Constantinopel, Trapezunt und anderen Städten inscenirt hat, der, wie eine gewiß nicht türkenfeindliche Stimme, die „Neue Freie Presse" in Wien erklärte, die Türkei aus der Reihe der Culturstaaten gestrichen hat. Wir glauben übrigens, daß Abdul Hamid unter einem Zwange handelt, den man nur pathologisch erklären kann. Unter diesem Gesichtspunkte erklärt sich das, wie wir anerkennen müssen, viele Gute, das er gethan und das Böse, das er in diesem Wahne selbst veranlaßt hat oder zuließ, daß es geschehe.

Ein sprechender Beweis für unsere Behauptung ist einerseits sein Verhalten hervorragenden Osmanen gegenüber, die, wie Osman, Fuad, Muktar, Kutschuk Said, Kiamil, ja selbst erst letzthin Edhem . . . . zu populär wurden und demnach gefährlich schienen und anderseits zu dem berüchtigten Hassan. In allen diesen Fällen ist es nicht das Staatswohl sondern seine Sicherheit, die vielleicht bedroht werden könnte, die ihm seine Entschlüsse dictirt, auch wenn durch diese das Reich zu Grunde gerichtet wird.

In allen europäischen Staaten ist heute die Zahl kriegserfahrener Generäle eine sehr kleine. Seit mehr als 20 Jahren hat man keinen Krieg geführt und die Heerführer, die damals leitende Stellungen innehatten, sind größtentheils schon zur großen Armee versammelt. Jeder Staat sucht nun im eigenen wohlverstandenen Interesse die wenigen kriegserfahrenen Generäle so lange es angeht in leitenden Stellungen sich zu erhalten, um deren Erfahrung zum Wohle des Ganzen auszunützen. Nicht so Abdul Hamid. Ghazi Osman, Fuad, Muktar, Männer die sich im russisch-türkischen Kriege erprobt hatten, genossen mit Recht in der Armee wie im Volke große Verehrung. Wie wenn diese, obschon treu, einmal die Lust bekämen ihren Einfluß gegen den Sultan auszuüben? Um dieser gar nicht wahrscheinlichen Eventualität vorzubeugen, muß der Staat der Dienste seiner besten Generäle entbehren. Osman wurde Obersthofmarschall, muß täglich um den Sultan sein und ist einfach ein Gefangener im goldenem Gefängniß, Muktar ist als Commissär in Egypten kalt gestellt und Fuad, dessen Zunge überall gefürchtet wird und der deshalb in einer diplomatischen oder höfischen Stellung ganz unmöglich ist — man nennt ihn nur Deli Fuad (der verrückte Fuad) — ist in einer Vorstadt von Constantinopel förmlich internirt. Von Staatsmännern sind Kutschuk Said und Kiamil die hervorragendsten; deshalb flüchtete sich Kutschuk Said zum Gaudium von ganz Europa vor der Gerechtigkeit des Sultans auf die englische Botschaft und Kiamil entging einem mit der Todesstrafe gleichbedeutenden Exil nur durch nachdrückliches Einschreiten der Botschafter der Großmächte. Aber selbst der jüngste „Sieger" Edhem Pascha hatte schon die Eifersucht seines kaiserlichen Herrn zu empfinden. Als der Krieg gegen Griechenland ausbrach, fiel es allgemein auf, daß nicht einer der bewährten Generäle, sondern ein homo novus an die Spitze der Armee gestellt wurde. Das hatte darin seinen Grund, daß nicht durch einen raschen Sieg ein

General eine zu große Popularität erhielte, während man anderseits gewiß war, wenn auch langsam so doch schon infolge der ungeheuren Mehrheit die Griechen zu erdrücken. Würde dann Edhem schließlich und endlich siegen, so fände die Volksgunst keinen Grund den General etwa zu sehr zu verhimmeln.

Und als Edhem trotz alledem sich doch erkühnte rasch vorzudringen, da suchte man seine Actionsfreiheit durch alle möglichen Befehle zu hindern. Das ging so weit, daß z. B. stündliche telegraphische Berichterstattung dem General-Commandirenden aufgetragen wurde, worauf Edhem Pascha erklärte, er könne seine Aufmerksamkeit nicht vom Feinde weg einer stündlichen Berichterstattung zuwenden. Man mußte schließlich im Palais gute Miene zum bösen Spiel machen, denn den siegreichen Edhem so ohne weiters vom Commando entfernen, wäre selbst für das geduldige türkische Volk eine zu starke Geduldprobe gewesen.

Bezeichnend aber ist es, daß der einem siegreichen General gebührende Titel „Ghazi" (der Held) Edhem Pascha, um in Europa Effect zu machen, wohl verliehen wurde, wie officiell in europäischen Zeitungen verkündet wurde, in der Türkei aber diese wohlverdiente Auszeichnung ängstlich geheimgehalten wird, um in den Augen des Volkes dem General Edhem ja keine besondere Bedeutung zukommen zu lassen. Wie man sieht bewegt sich alles im Yildiz um den einen Punkt: Persönliche Sicherheit des Sultans, koste es was es wolle, selbst Ehre und Wohlfahrt des Staates.

Und aus diesem Grunde umgibt sich der Sultan mit lauter Individuen, die absolut bedeutungslos sind, ihren Unwerth erkennen und ganz gut wissen, daß sie künstlich emporgebracht, nur so lange etwas bedeuten, als Abdul Hamid Sultan ist. Eine Ausnahme macht nur Izzet Bey, der sich trotz seiner hervorragenden Eigenschaften bei Hofe erhält, weil er eben noch schlauer ist, als der Sultan selbst.

Wir kommen übrigens auf ihn, wie auf die übrigen Höflinge im Yildiz noch zurück. Daß die krankhafte Selbstsorge des Sultans geradezu Verrath an dem Reiche zeitigt, zeigt die sogenannte osmanische Flotte und deren langjähriger Chef Hassan Pascha. Als der Sultan den Thron bestieg, da war die Flotte eine noch immer achtunggebietende. Seither ist sie von Jahr zu Jahr trotzdem alljährlich Millionen für sie verausgabt wurden zurückgegangen, so daß heute die Türkei der einzige Staat ist, der keine Flotte besitzt. Schon Ende der achtziger Jahre schilderte anläßlich der Reise des Kronprinzen Rudolf nach Constantinopel ein Eigenbericht der „Neuen Freien Presse" den Zustand der Flotte als einen erbärmlichen, doch wurde damals diese Schilderung vielfach als übertrieben angesehen.*) Die Presse in Constantinopel durfte und darf allerdings kein Wort über die Flotte schreiben, aber für das Volk ist sie schon seit vielen Jahren Gegenstand des Spottes und Hohnes. Um so recht die Unfähigkeit der Marineoffiziere — und man begünstigt diese Unfähigkeit von oben — zu kennzeichnen, erzählt man sich in Constantinopel, daß ein türkisches Kriegsschiff vor etwa 15 Jahren nach Malta ausgelaufen sei — damals konnten einzelne türkische Schiffe noch eine längere Seefahrt wagen —. Der Capitän habe überall Malta gesucht, es aber nicht gefunden, wäre nach Constantinopel zurückgekehrt und hätte voller Wuth gegen die Fremden, die die gläubigen Türken

*) In diesem Berichte („N. Fr. Pr." Nr. 7062 vom 25. April 1884) wird gemeldet, daß die türkische Flotte nur darum mit ängstlicher Sorgfalt vor jeder Besichtigung durch Fremde abgeschloßen wird, weil die Schiffe bereits nahezu Alles dessen, was nicht niet- und nagelfest ist, entbehren; ihre innere Einrichtung ist allmählig geschwunden und würde es schwerhalten eines See anvertrauen zu wollen."
Und d -n! Man kann sich denken, wie der Zustand der Flotte heute ist.

durch unwahre Nachrichten zu Narren hielten, gemeldet: „Malta jok dur“. („Es gibt gar kein Malta“.) „Malta jok dur“ ist heute in der Türkei ein geflügeltes Wort!

Wer gewöhnt ist, von seinen Mitmenschen das Beste zu glauben, der konnte annehmen, daß der Sultan von dem traurigen Zustande seiner Flotte nicht unterrichtet sei. Als aber vor ein paar Jahren Deutschland alle Staaten nach Kiel lud und kein Schiff in der türkischen Flotte gefunden wurde, dem man es zugetraut hätte, die Spazierfahrt nach Kiel zu unternehmen, schließlich nach unzähligen Ordres und Contreordres statt der beabsichtigten zwei, ein Schiff abgeschickt und richtig zu spät nach Kiel gekommen war, da hätten dem Sultan doch die Augen aufgehen müssen. Der Marineminister Hassan Pascha aber wurde ebensowenig zur Verantwortung gezogen, als einige Jahre früher, da man die Blüte der osmanischen Jugend einem altersschwachen Schiffe Ertogrul anvertraut hatte, das mit Mann und Maus in den chinesischen Gewässern unterging. Es kam der Krieg. Die Flotte sollte auslaufen, aber es ging eben nicht, da alle die Schiffe zum größten Theil seit 20 Jahren ihren Standplatz nicht verlassen hatten, durch und durch verfault und meterhoch mit Austern und Schnecken bedeckt waren, übrigens an Bord Alles fehlte, was nicht niet- und nagelfest war. Und als das Volk zu murren anfieng, da wurde fieberhaft gearbeitet und endlich lief die Flotte . . . bis zu den Dardanellen aus, nicht ohne daß das Admiralsschiff bald die Brücke von Galata, durch die es durchfuhr, demolirt hätte.

Aber Excellenz Hassan Pascha, der brave Marineminister blieb auf seinem Posten und erfreut sich nach wie vor der vollsten kaiserlichen Gnade! Erst kürzlich erhielt die Flotte den kaiserlichen Befehl, endlich aus den Dardanellen auszulaufen. Und was geschah? Sämmtliche Offiziere gaben ihre Demission, da die Flotte seeuntüchtig sei und sie für den sicheren Untergang derselben nicht verantwortlich sein wollten. Und Hassan Pascha sonnt sich trotzdem in der Gunst des Sultans! Es ist unter solchen Umständen ganz ausgeschlossen, daß der Sultan ohne Kenntniß des jämmerlichen Zustandes der Flotte sein könne. Er weiß: Es gibt keine Flotte und die für Marinezwecke ausgegebenen Millionen sind anderswohin als bestimmt geflossen. Und er hält trotzdem den ungetreuen Marineminister!

Ja, werden die Leser fragen, was ist die Ursache dieser in der Geschichte beispiellos stehenden Thatsache?

Die Angst des Sultans um seine persönliche Sicherheit.

Die Flotte hatte Abdul Aziz zur Abdankung gezwungen, sie könnte vielleicht den Thron Abdul Hamids eines schönen Tages bedrohen, sie darf also nicht existiren und da es böses Blut machen würde, sie kurzweg aufzuheben, so läßt man sie auf Kosten und zum Schaden des Staates ein wahres und wirkliches Scheindasein führen. Und Seine Excellenz der Marine-Minister Hassan Pascha ist der getreue Diener seines Herrn, der eifrige Vollstrecker des kaiserlichen Willens und darum unerschütterlich fest in der Gnade Seiner Majestät. Dieser Egoismus des Sultans und der Umstand, daß er aus Angst nie das Palais verläßt, außer wo ihn religiöse Pflichten hiezu zwingen, demnach nur sieht und hört, was seine nächste Umgebung will, sind die Ursachen, daß die Türkei unter Abdul Hamid nach einer längeren Ruhepause jetzt mit rasender Eile die schiefe Bahn abwärtsdrängt, woran die militärische Spielerei mit Griechenland und der in Folge des glücklichen Verlaufes derselben bei den Türken erzeugte Größenwahn nichts ändern.

* * *

Der Sultan zeigt sich dem Volke nur am Freitag, wo er sich zur Moschee begibt — er hat sich deshalb eine solche paarhundert Schritt vom Palais entfernt, erbauen lassen — dann am 15. Ramazan, wo er sich nach Stambul und am Bairam, wo er sich zur Huldigung nach Dolma Bagtsche begeben muß. Sonst verläßt er sein Märchenschloß nie.

Diesen hier angeführten officiellen Ausfahrten — zu denen der Vorsicht halber unter Abdul Hamid die ganze Garnison aufgeboten wird — kann sich kein Padischah entziehen, wenn er nicht den Thron risciren will.

Das gilt insbesondere von der Freitagfahrt nach der Moschee.

Daher begeben sich die Sultane selbst schwerkrank Freitags doch in die Moschee und es ist ja bekannt, daß beispielsweise Mahmud I. sich, obschon in den letzten Zügen, auf das Pferd heben und in die Moschee zur Freitagsandacht führen ließ, aber im Sattel bei der Rückkehr aus dem Gotteshause starb (13. Dec. 1754).

Unter den früheren Sultanen waren nicht nur pompöse Auffahrten sehr häufig, sondern es kam auch oft vor, daß die Sultane unbekannt die Straßen durchstreiften, um sich von der öffentlichen Stimmung zu überzeugen.

Man erzählt sich in dieser Hinsicht eine Menge interessanter Episoden und zwei wollen wir den Lesern nicht vorenthalten.

So gelüstete es einst dem Sultan Abdul Aziz zu erfahren, wie die „Rum" (Griechen) über ihn dächten. Kurz entschlossen begab er sich in unscheinbarer Kleidung in ein obscures Kaffehaus nach Galata. Der Kafedschi brachte ihm eine Tasse Kaffe und einen Nargileh (Wasserpfeife) und der Sultan ließ sich beides wohl schmecken. Bald hatte er auch einen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch mit den Nachbarn gefunden, ein Wort gab das andere und in Kürze war man in der Politik mitten drin. Darauf wartete der Sultan. Nun zog er unbändig auf sich selbst, das ist auf Abdul Aziz los. Anfangs war Alles starr vor Schreck über die Kühnheit des Türken, aber bald trat der Kaffewirth vor und sagte: „Entweder bist Du ein Spion, der ehrliche Leute ins Unglück bringen will und dann verdienst Du Hiebe oder Dir ist es mit dem Schimpfen ernst, dann verdienst Du die Hiebe erst recht, denn wir lieben Alle unseren Sultan, den Gott erhalten möge! Sprachs und stürzte sich mit den Worten „As ton dossomen éna xillo ton kerata" (Hauen wir diesen Hörnerträger)*) auf diesen und warf ihn, unterstützt von den Uebrigen, nachdem er ihm eine tüchtige Tracht Prügel zukommen ließ, hinaus.

Abdul Aziz soll niemals mehr das Verlangen gespürt haben über den Sultan loszuziehen.

Sultan Mahmud hatte in Erfahrung gebracht, daß in den Schuldgefängnissen die ärgste Mißwirthschaft herrsche und daß die dort Befindlichen buchstäblich vor Hunger und Schmutz zu Grunde gingen. Kurz entschlossen wollte er sich selbst überzeugen, ob die Vorwürfe gerechtfertigt seien und begab sich in ärmlicher Tracht nach einem in der Nähe des Schuldthurmes gelegenen Kaffehause. Dort sah er in einer Ecke einen elend gekleideten Mann sitzen, der seinen Kaffe schlürfte. Er trat auf ihn zu und sagte ihm: „Du scheinst betrübt zu sein, Dich drückt wahrscheinlich Armuth. Du hast es aber in der Hand Deine Sorgen zu verscheuchen, denn ich biete Dir ein kleines Geschäft an, bei dem Du ohne jede Mühe zehn Goldpfunde verdienen kannst".

---

*) Kerata oder Hörnerträger d. i. von seinem Weibe Betrogener ist bei den das strengste Familienleben führenden Griechen das ärgste Schimpfwort.

„Allah sei mir gnädig", antwortete der Alte, „ich bin arm und weiß nicht wie ich mir helfen und meiner Familie Brod geben soll und zehn Pfund sind ein Schatz, aber da wird wohl etwas dahinter stecken und ich will lieber betteln als mit beschwertem Gewissen Pilaw essen." „Du sollst gar nichts Unrechtes thun, sondern nur in jenes Karakol (Polizeiwachstube) gehen, das man von hier deutlich sieht und dem Officier klagen, daß ich Dir Geld schulde, Dich ruinirt habe und Dir keinen Para zurückgeben wolle. Er möge mich rufen lassen und mich zur Zahlung verhalten oder mich einsperren. Ich werde eine Bezahlung verweigern und mich ins Gefängniß bringen lassen, denn in dies hineinzukommen, ist mein sehnlichster Wunsch. „Allah bujuk" (Gott ist groß) war die Antwort des Alten. „Andere Leute möchten gerne aus dem Gefängnisse heraus und Du willst es Dich kosten lassen hineinzukommen? Dein Verstand, Freund, wird gelitten haben."

„Das ist meine Sache, Kurzum willst Du oder nicht? Ich kann auch andere Leute finden. Hier ist das Geld und nun entscheide Dich rasch, bedenke aber, daß Deine Familie nach Brod schreit und Du gar nicht das Recht hast Dir eine Gelegenheit ehrlich solches zu erwerben, vorübergehen zu lassen."

Der Alte sah das Geld, dachte an die Freude seiner Familie, wenn er Brod brächte und kam zum Schluß, daß der Andere unfehlbar verrückt sei. Wenn er ihm den Gefallen thäte, so wäre der Verrückte in sicherem Gewahrsam, er könnte dessen Familie in Kenntnis setzen, dieser das Geld zurückgeben, und bekäme dann gewiß soviel als Belohnung, um den Seinen Brod kaufen zu können. „Gut", sagte er, „ich will Dein Verlangen nach dem Gefängnisse befriedigen, aber ich muß Dir sagen, daß wenn ein Gesunder hinkommt, er verrückt und falls er schon wahnsinnig ist, er unheilbar wird".

Daraufhin erhielt er das Geld und begab sich zum Karakol, auf dessen Terasse der Jus-Baschi (Officier, eigentlich der Führer von Hundert) saß und seinen Kaffe trank. „Selamaleikum", grüßte der Alte, „ein Lump namens Mustapha, die Schande seines ganzen Mahala's (Viertel) hat mich um mein Geld betrogen und will mir nicht einen Para zurückgeben. Er ist jetzt im Kaffehaus drüben. Lass' ihn kommen und verhalte ihn dazu, mir das Geld zu geben oder lasse ihn einsperren."

Der Officier, froh die Monotonie des Dienstes unterbrechen zu können, läßt den Sultan durch einen Tschaus (Polizisten) kommen und fährt ihn an: „Ist es wahr, Du Schande der Menschen, daß Du diesen braven alten Mann um das Seinige betrogen hast", „Du sagst es" war die ausweichende Antwort.

„Und willst Du zahlen?"

„Nein".

„Dann fort mit Dir in das Gefängnis".

Bald war der Sultan im Gefängnisse, einem elenden von Miasmen erfüllten Raume, in dem Schuldhäftlinge und Verbrecher zusammengepfercht waren. Als es Abend wurde, kam der Schließer, um das Licht auszulöschen. Von diesem verlangte der Sultan das Abendbrod. „Es gibt keins, wenn man es nicht bezahlt". „Aber der Sultan hat es anbefohlen". „Das geht mich gar nichts an". „Aber mich", war die Antwort des Sultans, der seinen Mantel abwarf und auf dessen Brust ein Diamantstern erglänzte. Was nun folgte, läßt sich leicht denken. Bestrafung der Schuldigen und Belohnung des ehrlichen Alten.

Eine andere Episode spielte sich unter Sultan Murad IV. ab, der bekanntlich mit aller Energie die Leidenschaft des Tabakrauchens in seinem Reiche unterdrücken wollte.

Er war einst in einfacher Kleidung nach Skutari (asiatische Seite) gefahren und wählte zur Rückfahrt ein großes Boot, in dem sich schon ein Soldat befand, der anscheinend aus der Provinz nach Konstantinopel gekommen war. Während der Fahrt zog der Soldat eine kurze Pfeife heraus, stopfte sie und begann zu rauchen. Der Sultan sah mit Staunen und Zorn, wie sein Verbot mißachtet werde und rief dem Soldaten zu: „Kennst Du nicht das Verbot des Sultans. Beim Barte des Propheten, Du bist ein furchtloser Mann, daß Du so öffentlich rauchst. Gieb auf Deinen Kopf acht".

„Der Mensch kann nur einmal sterben", war die Antwort. „Ich kann ohne zu rauchen nicht leben und wenn der Sultan dem Volke das einzige Vergnügen rauben will, so kümmere ich mich um solche Befehle nicht". Murad, in dem es bereits vor Wuth kochte, flüsterte dem Soldaten zu: „Leise, leise, Efendimiz (unser Herr) hat lange Ohren (hört Alles)."

„Die haben alle Esel in Stambul", meinte der halsstörrige Soldat. Unterdessen waren sie am Landungsplatz angekommen und stiegen aus. Als sie einige Schritte gegangen waren, sagte Murad zum Soldaten: „Du gefällst mir, komm' mit mir, wir wollen dem Sultan zum Trotz eins rauchen".

Der Soldat aber sagte: „Deine Worte sind süß wie Honig, Deine Augen aber bitter wie Galle und ich vermute sehr, daß Du ein Spion bist oder der Sultan selbst, von dem man erzählt, daß er die Leute selbst aushorcht und dann straft. Hier meine Antwort". Und damit versetzte er dem Sultan einen solchen Stoß, daß er taumelte. Bis er zu sich gekommen war, war der Soldat verschwunden. . . .

Das sind so einige Episoden, die in der Türkei in den Kaffehäusern erzählt werden und die zeigen, daß dies unnahbare Sichabsperren des Sultans von seinem Volke, ein novum für die Türkei ist, das den herrschenden Absolutismus, der patriarchalischen Formen entkleidet, geradezu unleidlich macht.

Der jetzige Sultan ist, wie schon gesagt, weit entfernt sich unter das Volk zu mischen und der erste, der unter allen Sultanen, selbst eine Revue über seine Truppen nur hinter einem wohlvergitterten Fenster sich abzunehmen traut, wobei, um ja sicher zu gehen, die Artillerie zu Fuß kommt und die Kanonen, die ja losgehen könnten, hübsch zu Hause läßt.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Militärparaden und militärische Aufzüge waren gerade bis zur Thronbesteigung des jetzigen Sultans ein Lieblingssport der Sultane, bei denen sie selbst hoch zu Roß sich in glänzender Pracht bewundern ließen.

Solche Militärparaden hatten oft geradezu historische Bedeutung, wie die am 26. August 1841, welche Sultan Abdul Medschid in Gegenwart der Sultanin Valide und der übrigen Frauen des Harems, die in offenen Wägen erschienen waren, der Großwürdenträger und des diplomatischen Corps abnahm.

Nach der Revue ließ der Sultan die fremden Diplomaten vortreten, in deren Namen der englische Botschafter Lord Ponsonby, der Bewunderung über die schöne Haltung der Truppen Ausdruck gab. Der als Dragoman anwesende Stephanaki Bey Vagorides sollte diese Anrede dem Sultan übersetzen, hatte sie aber wohl nicht recht verstanden und brachte nur einige Worte heraus. Der Verlegenheit machte der österreichische Internuntius Herr von Stürmer, ein gründlicher Kenner des Orientes und seiner Sprachen ein Ende, indem er vortrat und türkisch sagte: „Ich wage es Euerer Majestät im Namen meiner Collegen für Dero Herablassung zu danken und zu versichern, daß wir nicht unterlassen werden, über das prächtige Aussehen der Truppen unseren Souveränen

zu berichten. Wir hoffen, Sire, auch melden zu dürfen, daß bald auch alle anderen Einrichtungen im ganzen Reiche von ähnlichen Fortschritten zeugen werden, und daß dies der Wunsch Euerer kaiserlichen Majestät ist ... „Wunsch", unterbrach der junge Padischah mit blitzenden Augen den österreichischen Diplomaten und auf den Groß-Vezier Rauf Pascha und den Scheik-ul-Islam mit der Hand deutend, rief er laut und vernehmlich aus: Mein Wunsch! Diese Männer sollen sagen, ob es nicht mein sehnlichster Wunsch ist!

Diese Scene machte einen ganz außerordentlichen Eindruck. Es war das erstemal seitdem ein türkisches Reich bestand und hat sich übrigens seither auch nicht wiederholt, daß der Padischah mit Beiseitesetzung des üblichen orientalischen Ceremoniels, in Gegenwart des ganzen Volkes die Diplomaten ansprach. Uebrigens erwies sich auch bei Sultan Medschid bald der Wunsch stärker als die Kraft ....

Wer nun den Sultan sehen will, und nicht nur der Fremde will es, sondern auch der Eingeborene, dem ja der Sultan nicht nur der Herrscher, sondern auch der Nachfolger des Propheten ist, der muß dem Selamlik beiwohnen, wie die feierliche Freitag-Auffahrt zur Moschee benannt wird.

Das Volk drängt sich zu Tausenden hinter dem dichten Militärspalier und die Europäer in dem „Fremdenkiosk", den ihnen eine von ihrem Consul ausgestellte Karte öffnet.

Endlich wird es $12^1/_2$ Uhr, die Stunde, da der Sultan das Palais verläßt.

Athemlose Stille!

Die Zuschauer erheben sich auf den Fußspitzen und recken die Hälse, um etwas zu sehen; die Blicke der vornehmen oder sich vornehm dünkenden Herrschaften in dem eleganten Fremdenkiosk, richten sich gespannt nach einem festgeschlossenen etwa zweihundert Schritte entfernten Thore. Generale, Officiere, Truppenabtheilungen und ein Heer von Hofschranzen in goldstrotzenden Gewändern stehen wie aus Erz gegossen da. Ein Zeichen, das Thor öffnet sich, umgeben von hunderten prächtig gekleideten Würdenträgern, fährt ein mit kostbaren arabischen Rossen bespannter, reich vergoldeter Wagen heraus, um den Herrscher der Gläubigen, den Padischah und Khalifen Sultan Ghazi Abdul Hamid Khan II. zur nahegelegenen Hamidie-Moschee zu bringen.

Während der Wagen langsam zur Moschee fährt, haben wir Zeit sein Inneres zu mustern. Scharf hebt sich in diesem Durcheinander von goldstrotzenden funkelnden prächtigen Uniformen das einfache schlichte, fast ärmliche Gewand ab, das der Großherr trägt. Eine schwarze Hose und ein schwarzer bis hinauf zugeknöpfter Rock mit stehendem Kragen, der sogenannte Stambulin oder ein einfacher Waffenrock, dazu der Fez am Haupt und wenn die Witterung unfreundlich ist, ein Militärmantel um die Schultern, das ist die mehr als bescheidene Kleidung, in der man den Großherrn zu sehen pflegt. Seine Gestalt von Mittelhöhe ist etwas vorgebeugt, das scharfe ausdrucksvolle Gesicht von einem leicht ergrauten kurz geschnittenen Vollbart umrahmt. Leutselig grüßt der Sultan nach allen Richtungen.

Wer dem Selamlik beiwohnt, der kann das Bild des Sultans leicht seinem Gedächtniße einprägen, eine Photographie oder ein Bild desselben ist absolut nicht aufzutreiben. Es gibt wohl Bilder des Sultans, aber nur aus den ersten Monaten seiner Regierung. Seither ist es unmöglich gewesen, den Sultan zu bewegen, sich photographiren oder porträtiren zu lassen; ja der Widerwille des Sultans gegen sein Bild oder vielleicht eine abergläubische Furcht gehen so weit, daß nicht nur der Verkauf resp. die Einfuhr von Bildnissen des Sultans strenge verboten ist und alle aus der ersten Zeit stammenden Bilder confiscirt wurden, sondern die Geheimpolizei scharf auf-

paßt, daß beim Selamlik nicht ein Touriſt eine Momentaufnahme*) mache. Was alſo illuſtrirte Zeitungen an Sultansbildern bringen, iſt eitel Phantaſie.

Hat der Sultan ſein Gebet verrichtet, ſo ſieht er wohl noch hinter einem vergitterten Fenſter der Moſchee der Defilirung der Truppen zu und kehrt dann in ſein wundervolles Palais zurück, um wieder eine volle Woche ſich hinter den Mauern desſelben zu verbergen.

Der Sultan macht auf den Fremden den denkbar beſten Eindruck und iſt im perſönlichen Verkehre von bezaubernder hinreißender Güte und wäre nicht die in ihren Conſequenzen ſo fürchterliche Angſt desſelben um ſein Leben, ſo gäbe es keinen populärereu Fürſten als Abdul Hamid. Seine Güte iſt bekannt; daß ſich Jemand mit irgend einem Anliegen an den Padiſchah gewandt hätte und ſeine Bitte nicht erhört worden wäre, iſt noch nie vorgekommen; allerdings kommen die wenigſten Bittgeſuche vor ſeine Augen, denn der Secretär hält fürchterliche Muſterung. Es iſt aber auch ganz unglaublich, wer ſich alles an die Gnade des Sultans wendet. Ganz abgeſehen von ſeinen Unterthanen, die ſchließlich hiezu berechtigt ſind, gibt es eine Unzahl von europäiſchen Schriftſtellern, Malern, Componiſten, die ihm ihre Werke und von Handwerkern, die ihm die Erzeugniße ihres Fleißes widmen, natürlich in der Hoffnung auf Orden, goldene Doſen und Ehrenhonorare. Die Armen! Da geben ſie ſich die größte Mühe, beſorgen koſtbare Einbände, Rahmen oder Chatullen und ſenden Alles ſchön verpackt nach dem Yildiz. Und dann warten ſie auf Antwort und reclamiren wohl . . . alles vergebens, kein Orden, keine Doſe, kein Geld — ja nicht einmal ein Dankſchreiben.

Die Geſuche und Briefe wandern nämlich in den Papierkorb und die Geſchenke . . . in ein wenig benütztes Zimmer des Secretariats und von da . . . in alle Winde, ſo oft, um Platz zu haben, mit den alten Beſtänden aufgeräumt werden muß. Wird aber ein Geſuch dem Sultan vorgelegt oder kommt es durch einen Zufall direct in ſeine Hände, dann iſt es günſtig erledigt, denn der Sultan iſt freigebig wie wenige Monarchen.

So wandte ſich ein Gymnaſiaſt aus München eines Tages in einem Briefe an den Sultan um . . . . abgeſtempelte Briefmarken. Der Brief war ſo originell, daß der Secretär ihn dem Padiſchah vorlegte. Dieſer war ganz erſtaunt und ließ ſich ſeinen deutſchen Dolmetſch einen Bremenſer namens Wilhelm Bolland, der türkiſch Vely Bey genannt wird, kommen und fragte ihn, was dieſer Wunſch zu bedeuten habe. Vely ſagte nun dem erſtaunten Sultan, daß man in Europa eine wahre Manie nach alten Poſtwerthzeichen habe und daß complete Sammlungen überall zu kaufen ſeien, worauf der Sultan den Befehl gab, eine ſolche um einige hundert Gulden zu kaufen und dem Gymnaſiaſten zu ſchicken. Daß einige Wochen ſpäter dutzende Briefe von Gymnaſiaſten einliefen braucht ebenſo wenig erwähnt zu werden, als daß ſie alle in den Papierkorb wanderten . . . . . .

So lange die eigentliche Regierung auf der Hohen Pforte ſich befand und der Groß-Vezier die Regierung nicht nur dem Namen nach leitete, war der aus der einſeitigen Berichterſtattung des Sultans erwachſene Schade nicht gar groß. Aus beſten Motiven brach aber einer der beſten türkiſchen Patrioten — er hat es ſpäter oft genug bedauert — die Macht des Groß-Veziers zu Gunſten des Hofes und ſeither ſieht es wirklich ſchlimm in der Türkei aus, denn alle Fäden der Politik laufen im Palais zuſammen und — dem Namen nach regiert zwar S. k. M. der Sultan, in der That aber Seine Hoheit der Groß-Eunuch als Vertreter aller der höfiſchen Elemente, welche den Sultan umgarnen und ihn nur das entſcheiden laßen, was ſie wollen.

---

*) Trotzdem iſt es einem Touriſten gelungen eine Momentaufnahme des Sultans zu machen. Das Bild iſt im Beſitze des Verfaſſers dieſer Skizzen.

Es war der jetzt überall bekannte Said Pascha, der den Beinamen „Kutschuk", d. i. der Kleine zum Unterschiede anderer Saids führt, der als Sekretär des Sultans diesen bestimmte sich alle Staatsacten vor der Veröffentlichung vorlegen zu lassen. Im Anfange geschah dies bei wichtigeren Anlässen, aber bald durfte die eigentliche Regierung nicht die geringste Verfügung treffen, ohne das Hofsekretariat verständigt zu haben und so wurde der Schwerpunkt des gesammten öffentlichen Lebens, bald nach der Hofkanzlei verlegt, und nach und nach in das Palais selbst, dessen einzelne Beamte eine um so größere Bedeutung gewannen, als die der Minister sank. Bald wurde eine regelrechte politische Polizei organisirt, deren Fäden im Palais zusammenliefen und in jedem Ministerium gewöhnten sich die einzelnen Beamten officiell ihrem Minister, insgeheim aber ihrem jeweiligen Freund und Protector im Palais Berichte zu erstatten, was schließlich dahin führte, daß die Ministerien zu einfachen Einreichestellen und Expeditionsbureaux für die im Palais getroffenen Entscheidungen herabsanken.

Wie selbst die höchsten Würdenträger unter polizeilicher Aufsicht stehen, mag nachstehender Fall erhärten, der vor mehreren Jahren in Pera lebhaft besprochen wurde. Der Verfasser dieser Skizzen, damals Herausgeber des Deutschen Tagblattes „Osmanische Post"*) konnte ein Guthaben bei der Pforte nicht einbringen. Schließlich wurde ihm für einen Donnerstag die Zahlung bestimmt zugesagt, erfolgte aber dennoch nicht und da er für den Sonnabend, selbst größere Zahlungen hatte, so entschloß er sich dem Chef des Preßdepartements Seiner Excellenz Nischan Efendi, einem ausgesprochenen Günstling des Sultans, zu schreiben. Freitag sind aber alle Bureaux der Regierung gesperrt und Localbriefe nimmt die türkische Post sonderbarer Weise nicht an. Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als seinem Diener die Besorgung des Briefes zu überlassen. Der Diener fährt mit dem Localboote nach Kadiköi, einem Vororte Konstantinopels, wo Excellenz wohnt und fragt, dort angekommen, einen Mann nach der Wohnung des dort wohlbekannten Preßdirectors. Bereitwillig zeigt ihm der Mann die Wohnung, der Diener gibt den Brief ab und wird an der Landungsstelle wieder angelangt . . . verhaftet.

Man bringt ihn auf die Polizeistube und unterzieht ihn einem eingehenden Verhör, wie er heiße, wer ihn geschickt habe und schließlich, was in dem Briefe gestanden habe. Selbstverständlich konnte der Diener auf letztere Frage keine Antwort geben. Das Protokoll wurde geschlossen und der Diener unter Escorte nach der Polizeihauptstation in Skutari und von dort per Boot auf das Polizeiministerium geschickt. Die schlaue Polizei calculirte nämlich, daß, wenn ein Journalist einem hohen Staatsbeamten, der noch dazu Armenier ist, einen Brief ins Haus und nicht ins Bureau schicke, es sich um irgend eine geheimnißvolle Angelegenheit handle und da der Absender des Briefes fremder Unterthan und der Empfänger eine Excellenz sei, so wäre es vor Allem klug, sich an dem Diener zu halten. Von den Polizeiministerium wurde — Zellenwagen für Verhaftete kennt die Türkei noch nicht — der arme Mann, der vor Schande und . . . Hunger halbtodt war, in Begleitung von zwei Polizisten wie ein Verbrecher nach der Polizeidirection in Pera geschickt, wo er vorläufig eingesperrt wurde. Zufällig sah ein Redactionsbeamter die Escortirung des Dieners, meldete sie dem Herausgeber und diesem gelang es nach langer Mühe und unter Intervention des Consulates den Mann zu befreien, nachdem er genügende Aufschlüsse über den Brief gegeben. Wäre er kein fremder Unterthan gewesen, der Consulatsschutz besessen, so hätte der Diener ziemlich lange im Gefängnisse zubringen können. —

*) Die „Osmanische Post" erscheint seit 1897 als „Freie Post" in Wien.

Dieses kleine Geschichtchen zeigt, wie weitverzweigt das Spionenwesen in Konstantinopel ist und wie selbst die höchsten und das größte Vertrauen genießenden Beamten diesem unterworfen sind, einerseits überwachen — und anderseits selbst überwacht werden.

Ende der achziger und Anfang der neunziger Jahre war Kiamil Pascha Groß-Vezier. Ein schlauer Diplomat — seine Feinde, zu welchen vor Allem die Griechen zählen, behaupten, er wäre jüdischen Ursprunges — hochgebildet, sprachenkundig und gewandt, dabei persona gratissima bei den Engländern, genoß er solches Ansehen, daß selbst der Hof ihn nicht ganz bei Seite schieben konnte. Als dieser aber gestürzt wurde, da blühte der Weizen der Kamarilla. Es gelang ihr einen Mann für das Groß-Vezirat zu finden, wie sie ihn sich besser nicht wünschen konnte und dieser Mann war Djevad Pascha.

Bei aller Willfährigkeit des jeweiligen Großveziers, ist es trotzdem sehr schwer einen Mann zu finden, der einerseits durch seine persönlichen Eigenschaften geeignet wäre, die Regierung bei den fremden Botschaften würdig zu vertreten und der anderseits sich mit der Rolle eines blinden Werkzeuges der Hofkamarilla begnügen würde. Djevad Pascha war nun eine solche rara avis. Er war ein simpler Hauptmann, als er die Aufmerksamkeit des Hofes durch eine „Geschichte der Janitscharen" erregte, die er im Vereine mit dem seither verstorbenen Professor Makrides in türkischer und französischer Sprache erscheinen ließ. Er war so arm, daß sich Mokrides, der auch nicht an Ueberfluß litt, die für die Druckspesen nothwendige Summe bei einem Geldwechsler leihen mußte. Das erste Exemplar des Werkes wurde wie üblich dem Sultan vorgelegt. Dieser mochte gerade in gnädiger Stimmung gewesen sein, genug, er befahl den jungen Hauptmann, der — was damals eine Seltenheit war — so großes Wissen zeigte und die französische Sprache so gründlich beherrschte zur Audienz. Und von diesem Momente an war sein Glück gemacht.

Ein sympathisches Aeußere und Schönheit sind besondere Gnadengaben, die einem eine gütige Fee in die Wiege legt und Djevad erfuhr es an sich. Er ist ein selten schöner Mann, ein Riese an Gestalt mit den treuherzigen Augen eines Kindes. Er wurde der Liebling des Sultans, ein Liebling des Hofes und machte rapid Carriere, sowohl als Militär, wie als Diplomat und als es dem Hofe gelungen war, den alten widerharigen Kiamil Pascha, Anfang der neunziger Jahre zu stürzen, da erinnerte man sich bei Hofe des schönen Djevad, der so liebenswürdig und gutmüthig war und dabei ein so gelehrter Herr und eines Tages verkündeten Extraausgaben der türkischen Blätter, daß der Sultan das Staatssiegel in die Hände des inzwischen zum General avancirten Djevad Pascha gelegt habe. Djevad rechtfertigte vollauf die in ihn gesetzten Hoffnungen. Der stattliche General mit den weltmännischen Manieren und dem perfecten französisch, war bald der gerne gesehene Gast aller Botschaften und repräsentirte die Regierung ausgezeichnet. Der Soldat Djevad aber fühlte sich auch als Großvezier nur als getreuer Vollstrecker des kaiserlichen Willens, wie er ihm durch den Hof übermittelt wurde und ging so weit, auch das geringste Actenstück nicht eher zu erledigen, bevor er es dem Palais-Secretariate vorgelegt hatte. Was früher die Kamarilla den Großvezieren nur mit Mühe ertrotzt hatte, das gelang ihnen unter Djevad vollständig und es war ein besonderer Beweis kaiserlicher Gnade, daß Djevad, als die armenischen Unruhen das Reich ernstlich gefährdeten, in Gnaden verabschiedet wurde, denn einen so selten gefügigen Großvezier durfte man sich nicht abnützen lassen. Nur einmal mußte Djevad Pascha alle seine Energie zusammennehmen, um dem Palais in einer Frage entgegenzutreten, die auf dem besten Wege war eine tragikomische Lösung zu erhalten.

Gelegentlich bemerkten Damen des Harems bei Botschafterinnen illustrirte Journale in den Salons umherliegen und nun brannten einzelne oder besser gesagt alle Schönen vor Begierde auch

solche illustrirte und colorirte Sachen in ihren Salons zu haben. Majestät war gnädig und erlaubte das Abonnement und so wurden denn bei den bekannten Buchhändlern Keil und Weiß in Pera eine große Anzahl von illustrirten und humoristischen Blättern in allen möglichen Sprachen bestellt, darunter auch das Wiener Witzblatt „Kikeriki". Eines Tages brachte nun der Kikeriki, anknüpfend an eine Notiz in den Tagesblättern, wornach der Sultan befohlen habe, daß vor den einzelnen Appartements im Harem zu Yildiz kleine Täfelchen anzubringen seien mit dem Namen der Wohnungsinhaberin — selbstverständlich war dies ein dummer Witz, den sich irgend ein Spaßvogel in einer Zeitung erlaubt hat und der dann die Runde durch die ganze Presse machte — ein Bild, darstellend einen Corridor mit verschiedenen Thüren, ober denen auf Täfelchen türkische Frauennamen und bei jedem einige Bemerkungen zu lesen waren. Zugleich zeigte das Bild in wenig respectvoller Form den Sultan, schmunzelnd die Täfelchen lesend uud dazu aus einer langen Pfeife rauchend.

Diese Zeichnung hätte nichts zu bedeuten gehabt, wenn das Blatt nicht an einem Tage in das Palais gekommen wäre, da der betreffende Beamte, der die Illustrationen in den für den Harem bestimmten Blättern zu überwachen hatte, dieser Aufgabe nur sehr lässig nachgekommen war.

So fand nun diese verhängnißvolle Nummer Eingang in den Harem und von da in die Hände des Sultans, der hierüber von seiner Umgebung in eine solche Wuth hineinversetzt wurde, daß er sofort den Groß-Vezier rufen ließ und eine exemplarische Strafe des Herausgebers des Kikeriki verlangte, widrigenfalls er alle Beziehungen zu Oesterreich abbrechen wolle. Damals war die Position Djevad Paschas allerdings eine sehr schwere. Auf der einen Seite drohte ihm die kaiserliche Ungnade, auf der andern der Fluch der Lächerlichkeit. Nun Djevad Pascha und der österreichische Botschafter Baron Calice verstanden es schließlich die große Staatsfrage irgendwie zu einem günstigen Abschlusse zu bringen, ohne daß der unglückliche Redacteur aufgehängt oder die Beziehungen zwischen der Türkei und Oesterreich abgebrochen worden wären . . .

Nirgends in der Welt wird so viel intriguirt als im Yildiz. Wo der Wille des Herrschers unumschränkt sich kundgibt, da ist die Gnade desselben das einzige und ausschließliche Ziel der Bemühungen aller Höflinge und daß einer dem andern gerne ein Bein stellt, kommt oft vor und soll . . . übrigens auch anderswo nicht selten sein.

Man erzählt sich da folgende interessante und vielleicht wahre, jedenfalls gut erfundene Geschichte:

Das Schiff Ertrogul, wurde vor einigen Jahren nach Japan ausgesendet und hatte an Bord die Blüthe der osmanischen Jugend. Bekanntlich scheiterte dasselbe, ohne daß sich mehr als etwa 10 Personen retten konnten. In Constantinopel war man umso verzweifelter, als die höchsten türkischen Familien den Verlust Angehöriger zu beklagen hatten.

Solche schwere Unglücksfälle müssen dem Sultan unverzüglich gemeldet werden, aber Niemand ist gerne der Ueberbringer von Hiobsnachrichten, während Jedem, der angenehme Nachrichten überbringt, das Muzda (ein Geschenk für gute Neuigkeiten) winkt. Schließlich mußte sich der inzwischen verstorbene erste Secretär, Excellenz Sureja Pascha hiezu entschließen, begab sich zum Sultan, fand ihn aber so schlechter Laune, daß er die Hiobspost für eine spätere Stunde verschob. Aus den Gemächern des Sultans tretend, gewahrt er den Leibarzt des Sultans Excellenz Dr. Mavrogeny Pascha, der bei Hofe bekannt war, daß er gerne gute Neuigkeiten dem Sultan brachte, um, wenn dieser dann gut gelaunt wurde, um Geld zu bitten, denn der alte und sehr gelehrte Herr befand sich und befindet sich in steter Geldnoth, trotzdem er vom Sultan fürstlich belohnt wird. Dabei ist Mavrogeny wegen seines kaustischen Witzes und seiner Rücksichtslosigkeit bei Hofe nichts weniger als beliebt.

Als Mavrogeny den ersten Secretär sah, erkundigte er sich nach der Laune des Padischah — der Türke hat ein nicht zu übersetzendes Wort hiefür „Kef" — und wie er die Nachricht von dem Schiffsunglücke aufgenommen habe.

„Gelobt sei Allah!" rief Sureja aus, „Majestät hat die Nachricht mit jener Ergebenheit in das „Kismet" (Schicksal) aufgenommen, welche eine der vielen Vorzüge des Padischah ist."

„Gott ist groß und barmherzig. Der Mittelpunkt der Welt trägt in der Brust das Herz eines Löwen. Ich habe eine Nachricht mitzutheilen, die vielleicht imstande ist, den Schmerz über den Verlust des Schiffes zu lindern."

„Inschallah, inschallah" (Gott gebe es) antwortete Sureja und entfernte sich.

In wenigen Minuten stand Mavrogeny vor dem Sultan und sagte: „O Padischah, wie groß bist Du und wie erhaben trägst Du in göttlicher Ergebenheit das Unglück. Was Gott befiehlt, kann eben der Mensch nicht ändern."

„Was gibt es Hekim Baschi (Chefarzt)", meinte der Sultan, der den alten Herrn aufrichtig liebt, „was fehlt Dir? He, he, he, wieder kein Geld? Oder hast Du wieder Jemanden zu Tode curirt? Sprich."

„Was der Finger des berichtenden Engels niederschreibt, steht unwandelbar und ist vorher bestimmt", entgegnete Mavrogeny salbungsvoll.

„Bei meinem Bart und Kopf" rief der Sultan aus, „jetzt habe ichs satt. Sprich, was gibt es?"

„Ich bin nicht umsonst Arzt", sagte Mavrogeny „und habe Heilmittel für Alles und wenn auch der Untergang des schönen Schiffes in Japan ein großes Unglück ist, so . . . Weiter kam er nicht, der Sultan war ganz bestürzt, winkte ihm zu schweigen und sich zu entfernen, ließ sofort Sureja rufen und dieser erstattete dann einen ausführlichen Bericht, aber die Unglücksbotschaft selbst hatte er doch nicht gebracht. Später erfuhr der Sultan von Mavrogeny den Streich, den Sureja dem Arzte gespielt und stellte Sureja zur Rede. Doch dieser antwortete mit den Worten Saadi's:

„Sei die Ueberbringerin guter Nachrichten, o Nachtigall — schlimme Nachrichten überlasse der Eule."

— —

Als die armenische Bewegung zu den Metzeleien in Sassun geführt hatten und die Hofpartei den Staatskarren gründlich verfahren hatte, da wurde einerseits der Groß-Vezier Djevad Pascha entlassen, da man in später brauchen konnte und deshalb verhüten wollte, daß er sich abnütze und anderseits „starb" plötzlich der erste Secretar des Sultans Excellenz Sureja Pascha, ein wirklich ausgezeichneter, pflichttreuer und ehrenwerther Charakter, dessen Tod allseits betrauert wurde. Nun sollte der als Patriot und umsichtiger Staatsmann bekannte, aber wegen seines unzugänglichen unabhängigen Charakters dem Palais unbequeme ehemalige Hofsecretär Kutschuk Said Pascha, von dem schon oben die Rede war Alles in Ordnung bringen. Durch einen Zufall war ich gerade damals, als Kutschuk Said Pascha Groß-Vezier wurde, auf der Hohen Pforte und kann den Lesern eine genaue Beschreibung der Ceremonien bieten, unter welchen ein Wechsel im Groß-Vezierate vor sich geht. Zuerst will ich bemerken, daß officiell die Absetzung eines Groß-Veziers nicht verlautbart wird, sondern blos die Ernennung des neuen. Die Absetzung wird dem Groß-Vezier durch einen Jradé bekannt gegeben, in dem es heißt, daß ihm in Gnaden erlaubt worden sei, sich in seinen Konak (Palast) zu begeben, um sich dort von den Beschwerden übermäßiger Arbeit zu erholen. Dem Beamten, der ihm diesen Jradé überbringt, muß der gestürzte Vezier das große Staatssiegel übergeben, das stets im Besitze des regierenden Groß-Veziers sich befindet und das größte unter den drei kaiserlichen Siegeln des Sultans ist. Das erste ist klein und wird vom Sultan stets bei sich getragen, das zweite größere ist in Verwahrung der Khaznadar Uzta, d. i. Groß-Schatz-

meisterin des Harems und das dritte erhält der neuernannte Groß-Vezier als Zeichen seiner Würde. Das Siegel besteht aus einer in Gold gefaßten grünen Platte, die angeblich aus Smaragd sein soll und einen hohen Werth repräsentirt. Hat der Hofbeamte, in der Regel der erste Secretär, das Staatssiegel dem gestürzten Groß-Vezier abgenommen, so überbringt er es dem neuernannten, der, hievon schon vertraulich verständigt, den Secretär, in dessen Begleitung sich der Oberst-Ceremonienmeister befindet, erwartet, die beiden Würdenträger mit gebührendem Pompe empfängt und das Siegel entgegennimmt.

Hierauf erfolgt der feierliche Aufzug nach der Hohen Pforte. Ich war, wie schon oben erwähnt, auf der Hohen Pforte, wo das geschäftige Hin- und Hereilen der Beamten, die vertraulichen Gespräche derselben und eine gewisse erwartungsvolle Neugier auf den Gesichtern Aller mir anzeigten, daß etwas Bedeutendes sich ereignet habe. Ich erfuhr bald, daß ein neuer Groß-Vezier ernannt worden sei und man das Eintreffen desselben auf der Hohen Pforte erwarte. Wer eigentlich ernannt sei, darüber giengen die Meinungen auseinander. Von befreundeter Seite wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen sollte, mir die Ceremonie der Proclamirung des neuen Sadrasam anzusehen. Meine Toilette war allerdings nicht der Situation entsprechend, — Sommeranzug, Strohhut, Schirm und ein Packet Zeitungen unter dem Arme — aber ich kam nicht dazu daran zu denken, denn aus allen Bureaus eilten Efendis zum Groß-Vezierate und ich gieng unwillkürlich diesen nach und mit ihnen in den großen Empfangssaal, wo ich Hut und Schirm fein säuberlich in eine Ecke stellte und mit dem Packete unter dem Arme der Dinge harrte, die da kommeu würden. Nach geraumer Zeit hörte man Militärmusik und Alles eilte an das Fenster. Berittene Polizisten eröffneteu den Zug, dann folgte Cavallerie, ihr eine Militärmusik und hierauf der erste Secretär des Sultans Tahsin Bey in goldstrotzender Uniform auf weißem Roß und in der eineu Hand eine Ledertasche haltend, dann mehrere hohe Officiere, hierauf nach einem kleinen Abstande der Scheik-ul-Islam und der neue Groß-Vezier — es war Kutschuk Said Pascha — und hierauf wieder Militär und Polizei. Kaum hielt der Zug vor der Hohen Pforte, als sich Alles in den Riesen-Ceremoniensaal des Groß-Vezierates drängte, in welches die Erwarteten eintraten und sich an der Stirnseite des Saales aufstellten. Zuerst trat der Scheik-ul-Islam vor — ein ehrwürdig aussehender Herr, in weißem, goldgestickten Talar — uud sprach ein Gebet, an dessen Schluß die Anwesenden „Amín" riefen, hierauf nahm Tahsin Bey aus der Tasche ein Schriftstück, küßte es, verlas es laut und überreichte es dem neuen Groß-Vezier, der es ebenfalls ehrerbietig zum Munde führte.

Den Schluß dieser Ceremonie bildete eine Defilierung der Anwesenden vor dem Groß-Vezier in der Weise, daß die ganze Versammlung im Gänsemarsche vor Said defilierte und Jeder, vor dem Sadrasam angekommen, den Temená (türkischer Gruß, wobei man mit der rechten Hand Brust, Mund und Stirne berührt) machte.

Meine Anwesenheit wurde bemerkt und ich will nicht gerade behaupten, daß sie den besten Eindruck hervorrief, da ich der Einzige war, der hellen Anzug trug und keine Kopfbedeckung besaß, während alle anderen der rothe Fez zierte und überdies das Packet unter dem linken Arm mich bei der Reverenz so ziemlich hinderte.

Aber schließlich überstand ich auch dies, war aber herzlich froh, als ich draußen war.

Kutschuk Said Pascha, der neue Groß-Vezier, verstand es bald sich geltend zu machen.

Ein Weltmann, bis auf sein Aeußeres, konnte er ebenso liebenswürdig und bezaubernd, als unnachsichtlich und strenge bis zur Brutalität sein. Der erste Eindruck, den man von ihm gewann, war ein denkbar schlechter. Klein gewachsen, untersetzt, lässig in seinem Aeußern, erinnert sein Gesicht

an einen Zottelbären. Wer dies Gesicht gesehen, vergißt es nicht, ein Haarwald, aus dem eine starke Nase und zwei Augen sich abheben, ein Haarwald, tiefschwarz, ungepflegt, verworren; mit diesem Gesichte könnte man Kinder schrecken! Dabei blicken aber die Augen so sanft und gut, daß man unwillkürlich zu dem Manne Vertrauen gewinnt. Said faßte seine Aufgabe sehr ernst auf. Er erklärte dem Sultan, daß die Politik des Zauderns, des Versprechens nnd Hinziehens für die Türkei schädlich sei und daß, wenn man sich eine fremde Intervention vom Leibe halten wolle, man ernstliche Reformen einführen müsse.

Das Palais sagte zu Allem Ja und Amen, weil es Zeit gewinnen wollte und in seiner Kurzsichtigkeit glaubt alle Schwierigkeiten zu überwinden, wenn es nur Zeit gewinne.

Hätte Said die extremsten Reformvorschläge ausgeheckt, hätte er mit den Reformen wo immer auch begonnen, es wären ihm schließlich große Hindernisse nicht in den Weg gelegt worden, aber Said begann die Reformen, indem er in Sachen der Presse selbständig entschied, ohne für jede Kleinigkeit einen Iradé zu erwarten und die Rechte des Groß-Vezierates dem Palais gegenüber wahrte und schließlich das Verbrechen beging diverse Lakaien zu bruskiren. In wenigen Tagen war sein Sturz besiegelt, wenn er auch nicht sofort von seinem Posten entfernt wurde.

Speciell zwei Episoden waren es, die seinen Sturz besiegelten. Der allmächtige Kammerdiener Lutfi Aga war es, den er tödtlich beleidigte, indem er, als er eines Tages im Yildiz erschien, um einen Bericht zu erstatten und an Lutfi gewiesen wurde, kurzweg erklärte, er erstatte Lakaien keine Berichte. Von diesem Momente an war er ein todter Mann, denn er hatte den großen Lutfi beleidigt und das ganze Bedientenvolk im Yildiz steht, mag es untereinander sich noch so befehden, wie ein Mann, wenn es gilt für die Privilegien und die Macht des Hofes einzustehen. Den Ausschlag aber gab ein peinliches Rencontre mit dem Polizeiminister Nazim Pascha einem besonderen Günstling des Sultans. Der Groß-Vezier kam eben vom Palais, als er dem Wagen des Polizeiministers begegnete, der nach dem Yildiz fuhr. Said ließ halten und fragte in seiner rücksichtslosen Manier, wohin Nazim wolle und als dieser sagte, daß er zum Sultan fahre, verbot er es stricte, indem er erklärte, er dulde nicht, daß die Minister über ihm hinweg direct dem Palais berichteten; alle Berichte müßten ihm zukommen und er würde sie dann an allerhöchster Stelle unterbreiten.

Nazim wollte einen Skandal vermeiden und gab nach, um aber einige Stunden später doch hinauf zu fahren und sich zu beschweren.

Einen so selbständigen Geist konnte die Kamarilla nicht brauchen, Said fiel, Kiamil kam, aber auch dessen Herrlichkeit war von kurzer Dauer und schließlich erhielt Halil Rifat Pascha das Staatssiegel und hält es bis heute in seinen altersschwachen Händen, ein zweiter Djevad Pascha in verschlechterter Ausgabe.

Bevor wir uns dem Palais von Yildiz zuwenden, möchte ich nur noch erwähnen, daß Nazim Pascha, der allmächtige Polizeiminister inzwischen ouch den Weg aller Minister gegangen ist, d. i. in Ungnade gefallen, kurze Zeit zur Disposition gestellt und dann als Statthalter irgend wohin geschickt wurde. Ueber die Ursache, welche seinen Sturz herbeigeführt hot, erzählt man sich folgendes Histörchen: Der Sultan habe ihn gefragt, warum er denn nicht endlich alle Jungtürken einsperre, daß man Ruhe habe, worauf Nazim, zuviel auf seine feste Stellung vertrauend, geantwortet haben soll: „Das ist schwer möglich, Majestät, denn dann müßte ich die ganze türkische Bevölkerung von Constantinopel einsperren.“ Der Sultan nahm diese An[illegible]o auf und Nazim war entlassen. Uebrigens behauptet man, Nazim wäre auf [illegible] gestürzt worden,

dem er unhöflich begegnet sei, ähnlich wie Herr v. Radowitz einige Jahre zuvor den Justizminister gestürzt hatte.

Ein Matrose eines deutschen Handelsschiffes verübte in Galata in volltrunkenem Zustande allerlei Ausschreitungen und wurde deshalb von der türkischen Polizei auf die Wachstube gebracht. Dort wurde an ihm ein unsittliches Attentat verübt.

Am Morgen entlassen, ging der deutsche Matrose in das deutsche Hospital und im Wege der Direction desselben, erfuhr Herr von Radowitz von der Unthat. Eine durch den Botschafts-Dragoman bei der Polizeidirection vorgebrachte Beschwerde, wurde ziemlich gleichgiltig aufgenommen und dahin erledigt, die Untersuchung habe keine Daten bezüglich des Thäters zu Tage gebracht.

Nun fuhr Radowitz selbst zum Justizminister und verlangte eine strenge Untersuchung, worauf dieser in etwas legerer Manier sagte, man könne doch nicht wegen eines betrunkenen Matrosen, auch wenn dieser ein Deutscher sei, eine Staatsaffaire machen. Für Radowitz war diese Antwort genügend, um sofort die äußersten Maßnahmen zu treffen. Er fuhr vom Ministerium direct in das Palais und verlangte nicht nur Eruirung und Bestrafung der Schuldigen und Schadloshaltung des Matrosen, sondern auch persönliche Genugthuung, denn das Deutsche Reich sei verletzt, indem die Polizeidirection und der Minister die an einem Deutschen begangene Unthat per bagatelle behandelt hätten. Ob das Verbrechen an einem hochstehenden Manne oder einem Matrosen verübt worden sei, sei gleichgiltig, da in Deutschland alle Bürger gleich seien.

Im Palais wollte man zu dem beliebten Mittel des Hinziehens greifen, aber darauf ging der energische deutsche Botschafter nicht ein. Er gab dem Palais 24 Stunden Zeit und präcisirte seine Forderungen dahin, daß die Schuldigen eruirt und dem Gerichte übergeben sowie bestraft werden müßten, daß der Matrose eine entsprechende Abfindung zu erhalten habe und sowohl der Polizeidirector als der Justizminister entlassen werden müßten. Sprachs, fuhr nach Hause und befahl Alles zur Abreise zu packen.

Als alle Versuche ihn milder zu stimmen mißlangen, erfüllte der Sultan alle Forderungen des Herrn v. Radowitz und seither ist man in der Türkei sehr vorsichtig, wo es sich um einen Reichsdeutschen handelt.

Im Yildiz.

Ungefähr eine halbe Stunde von Constantinopel liegt der Complex von Palästen, welchen man Yildiz nennt und in welchem Sultan Abdul Hamid II. seine Tage als freiwilliger Gefangener zubringt. Eine prachtvolle Straße führt in weiten Serpentinen zum äußeren Thore des märchenhaften Yildiz. Vor demselben erhebt sich die schöne Hamidie-Moschee, in welcher der Sultan seine Freitagsandacht verrichtet, dann zwei Fremdenkioske, von denen der eine für das diplomatische Corps und der andere für Personen von Rang bestimmt ist, welche dem Selamlik beiwohnen wollen. In nächster Nähe des Yildiz ist der Konak des originellen achtzigjährigen kaiserlichen Leibarztes Dr. Mavrogeny Pascha, eines Herren, dessen man gedenken muß, wenn man über den Hof von Constantinopel schreiben will.

Mavrogeny ist ein Abkömmling einer hochangesehenen uralten griechischen Familie und war schon Leibarzt des Prinzen Abdul Hamid. Von stupender Gelehrsamkeit hat er aber zwei Fehler, u. zw. erstens die Sucht möglichst viel zu schreiben und zweitens eine krankhafte Vorliebe für das weibliche Geschlecht . . . trotz seiner achtzig Jahre. Der Sultan vertraute ihm blindlings und nahm seine Schreibwuth, die in der giftigsten satirischen Manier Niemanden verschonte, nicht ernst, so daß Mavrogeny das Privilegium besaß, der einzige am Yildiz, zu schreiben was er wollte und dies im Auslande zu veröffentlichen, denn in der Türkei selbst gilt die Censur auch für einen ausgesprochenen Günstling des Sultans. Er wäre bis heute im Vollgenuße des kaiserlichen Vertrauens geblieben, wenn ihn nicht die Liebe zu einer unwürdigen Frau zu Grunde gerichtet hätte. Nach dem Tode der ersten ebenfalls der griechischen Aristokratie angehörenden Frau, heiratete er eine Dame von zweifelhaftem Ruf, die ihn tyrannisirte und sein Haus zu solchen Orgien benützte, daß der Sultan selbst mehrmals eingreifen und sie verbannen mußte, sie aber auf die flehentlichen Bitten des verliebten alten Herrn zurückrief. Schließlich arteten aber die Scandale so aus, daß Mavrogeny selbst sich zur Scheidung entschließen mußte. Aus Rache denuncirte nun die undankbare Frau ihren Gatten bei der Memoiren schreibe, in denen die intimsten Vorgänge bei

Hofe enthüllt und speciell der Sultan schwer beleidigt werde. Diese Denunciation hätte weiter keine Folgen gehabt, da der Sultan und alle Welt von der Schreibwuth des Arztes wußten; höchstens hätte man die betreffenden Papiere vernichtet.

Mavrogeny aber that das dümmste was er thun konnte. Auf die erste Nachricht von der Anzeige seiner Frau hin, flüchtete er auf die russische Botschaft.

Das war allerdings ein starkes Stück! Der Leibarzt des Sultans als Flüchtling bei den Russen! — Fortan war er unmöglich. Jetzt nahm auch der Sultan die Sache ernst, von der sehr richtigen Erwägung ausgehend, daß sein Vertrauter viel auf dem Kerbholz haben müsse, um sich zu solch' einem verzweifelten Schritte zu entschließen, und ließ eine genaue Hausdurchsuchung bei Mavrogeny vornehmen, der vom russischen Gesandten übrigens bewogen wurde, am nächsten Tage sein Heim wieder aufzusuchen, wo er sofort verhaftet wurde.

Die Untersuchung zeigte allerdings die vollste Unschuld Mavrogenys, aber der Sultan verzieh ihm seine Flucht auf die russische Botschaft*) nicht. Er wurde freigelassen, behielt den Titel eines Leibarztes, auch das Gehalt, aber er hatte ausgespielt. — — — — — — — —

Der Yildiz zerfällt in zwei Theile, von denen der eine für bevorzugte Personen zugänglich ist, der zweite, in dem sich die eigentliche Residenz des Sultans und der Harem befinden, sich nur sehr selten und höchstens einem Botschafter oder einer zu Gaste anwesenden fürstlichen Persönlichkeit öffnet. Als wahrheitsgetreuer Chronist berichte ich blos über den ersten Theil; was über den zweiten bisher veröffentlicht wurde, ist nichts mehr als Phantasieschilderung.**)

Wer in das Innere des Yildiz gelangen will, muß zuerst die Wache passiren, wo man, wenn man nicht durch häufigen Besuch bekannt ist, genau angeben muß, wer man ist und wen man sprechen will. Ist man aber bekannt, d. i. gibt man beim Verlassen des Palais den am Thore stehenden Polizisten, den üblichen Bakschisch — in der Regel einen Medschidié, also zwei Gulden — so genügt es beim Eintritte seine Visitkarte abzugeben.

Yildiz ist eine reizende Gartenstadt mit sauber gepflegten Aleen, Marmorbrunnen und Rasenplätzen, in der sich ein halb Hundert prächtiger frei stehender Villen erhebt.

Wir benützen unsere Anwesenheit im Yildiz, um allen maßgebenden Herren unseren Besuch abzustatten und bei jedem den obligaten Kaffe zu nehmen.

Im ersten großen Hause rechts vom Eingange haben vier Herren ihre Empfangsräume. Im Parterre der Kammerherr Emin Bey, ein kleiner beweglicher Herr mit dunkelm Teint, ein Araber von Geburt. Sehr liebenswürdig, sehr gewandt, ein genauer Kenner der orientalischen Sprachen und der französischen, gilt er als das politische Orakel des Sultans, doch hat ihm die vorsichtige Manier in der Beantwortung aller ihm gestellten Fragen den Beinamen Korkák Esendi (der furchtsame Herr) eingetragen. Im ersten Stock hat den linken Flügel der einflußreiche Kammerherr

---

*) Seither haben sich auch andere Großwürdenträger entweder auf Botschaften geflüchtet oder die Intervention der Botschafter nachgesucht, aber der Fall Mavrogeny erregte als der erste das größte Aufsehen.

Bekannt ist, daß der Groß-Vezier Kutschuk Said Pascha sich auf die englische Botschaft flüchtete und daß der Groß-Vezier Kiamil Pascha und Marschall Fuad Pascha den Schutz der Großmächte erbaten, ein Beweis wie wenig Vertrauen selbst die höchsten Personen in der Türkei in die türkische Rechtspflege setzen.

**) Es geht damit gerade so, wie mit den Schilderungen über die türkische Frau. Europäer bekommen eine solche nie zu Gesichte. Allerdings kommt es vor, daß reiche Europäer in Constantinopel den Wunsch äußern, türkische Frauen kennen zu lernen. Wenn sie mit den Gelde nicht geizen, so verschaffen ihnen Fremdenführer dies Vergnügen, doch sind es nicht türkische Frauen, sondern als Türkinnen verkleidete Armenierinnen und Israelitinnen.

Hadschi Ali Bey, den rechten der Kammerherr Nury Pascha und den Mitteltract der Löwe von Plewna Obersthofmarschall Ghazi Osman Pascha inne, welch letzterer übrigens, trotzdem er der höchste Palaiswürdenträger und der einzige Begleiter des Sultans bei der Fahrt zum Selamlik ist, gar keinen Einfluß besitzt oder besser gesagt außer um rein militärische Fragen sich um nichts kümmert und deshalb der einzige ist, welcher weder in, noch außer dem Palais Feinde hat.

Hadschi Ali Bey ist der Alttürke wie er leibt und lebt. Er trägt das türkische Gewand, breite Hose, bunte lange Weste und einen langen Talar, der im Winter mit Pelz verbrämt ist, sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Stuhl und spricht blos türkisch.

Dabei gilt er als sehr fromm und steht in engem Contact mit allen Hodschas (Priestern) und Tekés (Klöstern).

Europäische Art und Weise ist ihm vollständig fremd und beim Gabelfrühstück, das im Empfangssalon servirt wird, ißt er nach alter Sitte ohne Zuhilfenahme der Gabel. Ich war einmal bei Hadschi Ali Bey und nahm, da er nicht anwesend war auf einem Fauteil Platz. Im Salon mochten etwa 20 Herren, hohe Militärs und Hodschas gewartet haben.

Der Hausherr war, wie ich später erfuhr auf die Seite gegangen, und es wird mir unvergeßlich sein, wie er zurückkam.

Es öffnete sich plötzlich eine Tapetenthür und hereintrat Seine Excellenz ohne Rock, gefolgt von zwei ehrerbietig vor sich blickenden Dienern, von denen einer dem Bey ein Handtuch reichte, mit dem sich Excellenz coram publico die Hände abzuwischen geruhte, während der zweite den Talar trug, in den der hohe Herr nach beendigter Abtrocknung seiner Hände hineinschlüpfte, um sich dann würdevoll auf seinen Platz zu begeben und die Anwesenden mit einem Temená (türkischen Gruß) willkommen zu heißen . . . Excellenz Nury Pascha ist ein kleiner magerer Herr, der gut deutsch spricht und gerne plaudert, wenn dies in der deutschen Sprache geschehen kann. Gefällig und freundlich, ist er jetzt ganz harmlos und ohne jeden Einfluß. Als junger Mann war er übrigens Jungtürke, lebte eine zeitlang in Paris, schloß sich dort der Commune an, wurde dann vom Sultan begnadigt, kehrte nach Constantinopel zurück, fiel neuerdings in Ungnade und wurde nach Akka verbannt, um schließlich wieder Verzeihung zu erlangen und als dritter Secretär in den Hafen der Yildizruhe einzulaufen.

Nun kommen wir zum Obersthofmarschall Excellenz Ghazi Osman Pascha, dem Löwen von Plewna. Der Marschall, der etwas französisch spricht, empfängt uns mit wohlthuender soldatisch-herzlicher Freundlichkeit. Er macht einen ausgezeichneten Eindruck. Ziemlich hoch gewachsen, zeigt sein volles von einem schneeweißen kurz geschnittenen Vollbart umrahmtes Gesicht würdevollen Ernst und dabei Herzensgüte. Die Schicksale dieses tapferen Generals sind bekannt, trotzdem dürften einige Worte nicht überflüßig sein.

Bekanntlich waren, als der Name Osman Pascha wie ein leuchtender Stern am Firmamente aufging, die verschiedenartigsten Gerüchte über ihn verbreitet; bald glaubte man in ihm den Marschall Bazaine bald einen amerikanischen General zu sehen und da ist es charakteristisch, was Osman Pascha einem Berichterstatter des „Golos" gesagt haben soll: „Meine Biographie ist der gesammten Welt bekannt. Ich bin ja der Marschall Bazaine, meine Frau ist eine Andalusierin, und ich habe drei Töchter. Eine meiner Töchter ist in Paris Sängerin in einem Café chantant, die andere tanzt in einem öffentlichen Local in London und die dritte führt in Petersburg ein leichtfertiges Leben". Und als der Correspondent ganz verwundert dreinschaute, f[illegible] mein Herr. Ich bin ein Türke, aus Tokat in Anatolien gebürtig, w[illegible] nstantinopel erzogen

und führte in der letzten Zeit, da ich dem Generalstabe zugetheilt war, ein Nomadenleben. Ich bin Familienvater. Zwei meiner Söhne werden in der Familie des Sultans Abdul Hamid erzogen. Ich habe gekämpft in Arabien, Bosnien und der Herzegowina. Ich wurde zum Range eines Muschirs erhoben infolge der Niederlage, welche ich den Serben bei Zajcar beibrachte. Da haben Sie meine Biographie" ...

Nun verlassen wir diesen Konak und schlagen den Weg rechts zum großen Haremthor ein, vor dem eine Anzahl jener unglücklichen Geschöpfe lungert, welche man Eunuchen nennt und die den Djenst in dem Allerheiligsten des Harems*) versehen.

Knapp am Haremsthore ist ein unscheinbares einstöckiges Haus, in dem der eigentliche Herr der Türkei Seine Excellenz der zweite Secretär und Kammerherr Izzet Bey amtirt. Izzet hat keine besonders hohe Stellung, ist aber thatsächlich der unumschränkte Herr und Gebieter der Türkei, gilt als die Hauptstütze der Alttürken, die von einer Reform nichts wissen wollen, wird von Jungtürken und Armeniern bitter gehaßt, von allen Hofleuten beneidet, ist in der That aber durchaus nicht zu beneiden, denn die Gunst seines Herrn und das Bewußtsein seiuer Macht werden wohl kaum. im Stande sein ihn für die wirklich bis zur Erschöpfung aufopfernde Thätigkeit und das Bewußtsein zu entschädigeu mit ungerechten Mitteln für eine ungerechte Sache zu kämpfen, deren schließlicher Lohn doch nur der Fluch aller Patrioten sein kann.

Daß es ihm an Demüthigungen aller Art trotz seiner Machtfülle nicht fehlt, bleibe nicht unerwähnt.

Ueber eine solche berichtete die in Paris von Ahmed Riza in französischer Sprache herausgegebene Zeitung „Mechveret". Der Sultan schickte Izzet Bey zum französischen Botschafter Herrn Cambon, um diesen über die letzten Botschafter-Conferenzen auszuhorchen. Cambon merkte die Absicht und gerieth außer sich vor Entrüstung und rief ihm zu: „N'est-ce donc pas assez, que S. M. le Sultan ait rempli Constantinople d'espions? Vous auriez la pretention, par hasard, de venir m'interroger chez moi? Que pareille chose ne vous arrive plus!"

Izzet Bey ist Araber, ein kleiner geschmeidiger sehr beweglicher Herr, dessen Freundlichkeit immer etwas lauerndes hat und um dessen Mundwinkel ein höhnischer Zug spielt.

Er ist ungeheuer beschäftigt, denn er muß hunderte von Briefen und Acten täglich lesen, um seinem Gebieter Bericht zu erstatten, muß jeden Augenblick zum Sultan gehen und wird den ganzen Tag über von Bittstellern belästigt. Sein Arbeits- und Empfangszimmer ist mehr als einfach, klein und dient auch als Speise- und Schlafzimmer. Es ist der einzige Salon, den ich im Yildiz gesehen, in welchem sich auch ein großes Himmelbett befindet. Izzet muß es haben, da er oft mehrere Nächte hindurch das Palais nicht verlassen kann. Sein Mittagmahl nimmt er wie alle Herren im Palais ein. Die kaiserliche Hofküche sorgt für Alle und gegen 11 Uhr Vormittag sieht man schaarenweise Hofdiener mi großen runden mit schwarzem Tuch bedeckten Körben am Kopfe aus den Küchen in die einzelnen Konaks gehen, um reichliche Mahlzeiten für Herren und Diener zu überbringen.

Izzet speist mit seinen beiden Secretären, ißt aber so rasch, daß das aus 3—4 Gängen bestehende Essen in einer Viertelstunde beendigt ist. ...

*) Es soll bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß, trotzdem die Sklaverei angeblich aufgehört hat, für Nachwuchs der Eunuchen hinlänglich gesorgt ist. Man sieht sehr häufig ganz junge Verschnittene. Ist es noch keinem Botschafter eingefallen im Namen der Humanität zu fragen, woher diese unglücklichen Geschöpfe kommen und wer dieselben so barbarisch verstümmelt?

Man kann Izzet Bey geradezu als den Gradmesser der Stimmung im Yildiz bezeichnend Fühlt man sich im Märchenschlosse am Bosporus vollkommen sicher, glaubt man der europäischen Diplomatie spotten zu dürfen, dann ist Izzet officiell der Günstling des Sultans und der allmächtige Secretär, ohne dessen Zustimmung nichts im weiten Osmanenreiche geschehen darf. Ziehen Wetterwolken auf, droht Gefahr, hat es den Anschein als ob die Mächte mit ihren Drohungen Ernst machen wollten, dann verkünden gefällige Federn dienstfreundlicher Correspondenten, daß Izzets Stellung erschüttert sei und ist die Gefahr eine große und unmittelbare, dann wird laut verkündet, das Izzet, der böse Rathgeber des guten Sultans für immer abgethan sei, in Ungnade gefallen wäre und je nachdem für die Verbannung bestimmt sei oder vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle. Dieser Spaß wiederholte sich in den letzten Jahren sehr oft. In Constantinopel lachte man über diesen „Witz", in Europa aber nahm man ihn stets ernst und dann wußten die Herren Correspondenten ellenlange intime Berichte über die Schandthaten Izzets zu melden und wie ihn das Schicksal endlich erreicht habe und ahnten gar nicht, daß die von ihnen veröffentlichten Nachrichten ihnen von hohen türkischen Functionären unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit der Absicht mitgetheilt wurden, daß sie veröffentlicht werden.

Thatsächlich ist und bleibt Izzet der allmächtige Rathgeber des Sultans, der für diesen genau den Werth hat wie für einen constitutionellen Monarchen mit autokratischen Anwandlungen der verantwortliche Cabinets-Chef. Der Monarch ist der gute fürsorgliche Landesvater und der Minister-Präsident der böse Genius, der, wenn es sein muß, geopfert wird. Und da in der Türkei das Gesammtministerium mit dem Groß-Vezier so unbedeutend ist, daß man selbst dem leichtgläubigsten Diplomaten es nicht weiß machen kann, daß es irgend etwas verschuldet habe, da es ja nichts zu sagen hat und blos erhaltene Palaisbefehle ausführt, so ersetzt Izzet Bey das Ministerium als obligater Sündenbock, der deshalb so fest in der Gunst des Sultans sitzt, da alle seine auf die Uneinigkeit und Unfähigkeit der europäischen Diplomaten basirten auch noch so unwahrscheinlichen Voraussetzungen eingetroffen sind und er alle äußeren Zeichen der Macht verschmäht, „das Sein dem Schein vorziehend."

Links vom Haupteingange zieht sich ein langgestrecktes Gebäude hin, in welchem das Palais-Preßbureau sowie das Uebersetzungsamt sich befinden.

Im Parterre des anstoßenden Konaks sind die Räumlichkeiten für wachhabende Officiere und Ordonnanzen. Wir treffen da den liebenswürdigen Oberst Zadik Bey, der sehr gut deutsch spricht, gerne deutsche Gesellschaft aufsucht und überall gerne gesehen wird, dann den Sohn des Marschalls Mahmud Hamdi Pascha (bekanntlich ein österreichischer Achtundvierziger namens Freund) einen strammen Palais-Officier, der am Selamlik mit vollendetem Tacte den Fremden die Honneurs macht u. A.

Links vom Eingange sind die Gemächer Seiner Excellenz des Oberst-Ceremonienmeisters, dem es obliegt, bei Audienzen als Dolmetsch zu fungiren. Nach alter Sitte spricht nämlich der Sultan nie direct und hiebei dient bei Botschaftern der Vorwand, daß er nicht genügend französisch verstehe und kein Botschafter bisher so gut türkisch sprach, um einen Dolmetscher zu entbehren. Bei Audienzen steht der Oberst-Ceremonienmeister hinter dem Sultan und übersetzt dessen Worte in's französische, während der Botschafts-Dragoman die Worte des Botschafters in's Türkische überträgt. Bei Hoftafeln obliegt es ihm, sowohl die Ansprachen als die Antworten zu übersetzen.

Bis vor Kurzem bekleidete diese ebenso hohe als schwierige Stelle Munir Pascha, ein in beängstigendem Maße asthmatischer Herr, von dem man es eigentlich gar nicht begreifen konnte,

wie er seinen Pflichten nachzukommen vermochte, denn er konnte kaum ein Wort hervorbringen ohne förmlich nach Luft zu schnappen. Vor Kurzem erlag er einem Schlaganfalle, betrauert nicht nur vom Sultan, der in ihm einen treuen Diener verlor, sondern von Allen, die ihn kannten, da er das Muster eines liebenswürdigen entgegenkommenden und ehrenhaften Charakters war.

Im ersten Stockwerke befinden sich das Bureau des officiellen Vermittlers zwischen Palais und Außenwelt, Seiner Excellenz des ersten Secretärs Tahsin Bey und eine Reihe von Empfangs- und Wartesälen.

Die Stelle des ersten Secretärs war immer eine sehr einflußreiche, weil alle Eingaben an den Sultan durch seine Hand gehen. Jetzt hat sie durch den großen Einfluß des zweiten Secretärs Izzet nicht unwesentlich eingebüßt.

Bei Tahsin muß man oft antichambriren. Das geschieht in einem der ad hoc bestimmten Salons, welche prachtvoll eingerichtet, trotzdem etwas von einer Trödelbude oder höflicher gesagt eines Museums an sich haben.

An den Wänden der Wartesalons hängen nämlich eine Unzahl von mehr oder minder gut gemeinten oft auch wirklichen Kunstwerken in prunkhaften Rahmen und in Glasschränken sind hunderte und hunderte Bücher und Albums in den kostbarsten Einbänden aufgestapelt, Geschenke an den Sultan, von denen wir schon sprachen.

Tahsin Bey ist ein auffallend schöner Mann von Mittelgröße mit tiefschwarzem Bart, der sich von dem bleichen regelmäßig gebauten Gesichte scharf abhebt. Stets freundlich aber ernst ist Tahsin Bey von unermüdlicher Arbeitskraft und hat, wie allgemein anerkannt wird reine Hände.

Sein Vorgänger war Sureja Pascha, ein liebenswürdiger alter Herr, der gerne Gefälligkeiten erwies und — eine Ausnahme unter all' den türkischen Beamten nie versprach, was er nicht halten konnte oder wollte, während Tahsin nie Nein sagt, aber gar nicht daran denkt zu halten, was er versprochen. Das ist übrigens Princip in der Türkei. Man sagt niemals Nein, sondern, wenn selbst Unmögliches verlangt wird, Bakalúm (Wir wollen sehen).

Als Sureja aus dem Leben geschieden war, wurden für seine Stelle viele Candidaten genannt; aber keiner der Aspiranten erhielt dieselbe, sondern zum größten Staunen ein ganz untergeordneter Schreiber im Marineministerium, der oberwähnte Tahsin.

Ueber die Vorgeschichte dieser Ernennung erzählte man sich in Pera folgendes:

Der ungemein einflußreiche Kammerdiener des Sultans, Lutfi Aga war ehedem Kammerdiener des Vaters von Tahsin, der aus irgend einer Ursache verbannt wurde. Der Kammerdiener wollte, treu seinem Herrn, diesen auch in der Verbannung nicht verlassen und bot Alles auf, um ihn dorthin zu begleiten. Das wurde dem Sultan hinterbracht, der gerührt von dieser seltenen Treue, Lutfi in seine Dienste nahm. Lutfi Aga vergaß seinen früheren Herrn und dessen Familie nicht und wußte es dahin zu bringen Tahsin die Stelle des ersten Secretärs zu verschaffen. Wenn dies Geschichtchen wahr ist, so versöhnt es mit vielem Bösem, das Lutfi nachgesagt wird.

Wir sind mit unserem Rundgange durch Yildiz zu Ende und werden über andere Kammerherren und -Diener sowie über Kadri Bey, den Chef der Palaisspione ein andermal sprechen. Wir verlassen Yildiz, nicht ohne in die gekrümmte Hand der Thorwache den obligaten Bakschisch gleiten zu lassen, den übrigens jeder Diener der einzelnen Paschas ebenfalls in Anspruch nimmt.

Die türkische Armee.

Wenn die Türkei trotz aller Zerfahrenheit im Innern doch ein Factor ist, mit dem Europa rechnen muß, so verdankt es dies nicht zuletzt seiner Armee, die über Menschenmaterial verfügt, wie kaum eine andere.

Durchaus prächtige stramme Gestalten, erregen die türkischen Soldaten die Bewunderung aller Europäer, welche in die Lage kommen, einer Truppen-Revue beizuwohnen. Dabei hat der türkische Soldat militärische Tugenden, wie kein zweiter. Es sind dies: Treue, unbedingter Gehorsam und eine geradezu spartanische Genügsamkeit. Die Treue, Ausdauer und der Gehorsam des türkischen Soldaten, seine Todesverachtung und seine Tapferkeit, Eigenschaften, von denen die Armee wiederholt bewundernswerthe Beweise gegeben hat, finden zum großen Theile ihre Erklärung in dem Umstande, daß der Sultan dem Osmanen nicht nur der oberste Kriegsherr, sondern auch der Kalif ist, daß der von dem Padischah befohlene Kampf auch ein Kampf für den Glauben ist, der in dem Türken noch jene Alles bezwingende Macht hat, welche er bei den meisten Europäern verloren hat. Wer für den Glauben, für Allah und den Propheten, für den Padischah im Kampfe fällt, der ist der Glücklichste der Glücklichen, heißt es in den heiligen Büchern, ihm öffnet das Paradies sofort seine Thore und alle die Wonnen des Himmelreiches empfangen die auf dem Schlachtfelde Gefallenen. Und das steht nicht nur in den heiligen Schriften, das ist tief in die Brust eines jeden türkischen Soldaten eingegraben, daran glaubt er felsenfest und dies verleiht ihm, selbst in den schwierigsten Situationen Muth, Ausdauer und blinde Hingebung. Aber noch ein anderer Factor tritt hinzu, dem Soldaten des Sultans eine erste Stelle unter allen andern zu sichern: seine Genügsamkeit. Eine Handvoll Reis und gutes frisches Wasser genügen im Großen und Ganzen dem türkischen Soldaten vollauf und hat er noch Tabak, so fehlt zu seiner Glückseligkeit nichts mehr. So kann er Monate hindurch auch ohne Löhnung zubringen, ohne zu murren und hat er einmal ausnahmsweise Geld, dann trinkt einen Kaffee und raucht eine Wasserpfeife (Nargileh) und hat sich köstlich unterhalten. Was

sonst für den europäischen Soldaten die größten Ausgaben bilden: der Tanzboden und die Getränke existiren für den türkischen gar nicht.

Dies ausgezeichnete Material auszubilden, zur höchsten Stufe der Kriegstüchtigkeit zu gestalten, war eine der Hauptaufgaben des jetzt regierenden Sultans Abdul Hamid, der in der Wahl seiner Hilfskräfte für die Reorganisirung der Armee überaus glücklich war, indem er diese bewährten deutschen Officieren anvertraute. Was die sogenannte deutsche Mission geleistet hat, verdient alle Anerkennung, wenn auch die Mission in Folge des steten Mißtrauens der Türken ihre Kraft nicht voll entfalten konnte. Jedenfalls haben die deutschen Officiere in der Türkei Außerordentliches geleistet und sich — das gilt insbesondere von dem Chef der Mission Golz Pascha — ein dauerndes Andenken bewahrt.*)

So vorzüglich das Material des türkischen Heeres ist, so gewissenhaft die deutschen Instructionsofficiere dasselbe ausgebildet haben, so soll trotzdem nicht geleugnet werden, daß es noch bedeutend größere Erfolge erringen könnte, wenn im Frieden mehr Gewicht auf größere Uebungen gelegt würde, die unterbleiben müssen, weil man im Yildiz vor kriegsmäßig ausgerüsteten Truppen gar zu viel Angst hat.

Ein sonderbarer Zufall des Schicksals will es, daß Sultan Abdul Hamid ebenso wie weiland der römische Kaiser Leopold, trotz seines ausgesprochen friedliebenden Charakters und trotzdem kein Mensch vor Blutvergießen so sehr zurückschreckt, als er, dennoch fortwährend bis zu den Zähnen gerüstet sein muß, um sich des Friedens erfreuen zu können. Und daher auch die ganz außerordentliche Fürsorge für das Heer, da der Sultan wohl weiß, daß er viele Freunde in Europa hat, aber nur ein Freund ihm unter allen Umständen treu bleibt: Das Heer.

An der Spitze der Armee stehen vier Behörden. Zuerst die General-Inspections-Commission im Palais von Yildiz, die den etwas langatmigen Namen: Taht-i-Riaset-i-Mufahhama-i-Hazzat-i-Pádischahidé-Culunan-Teftisch-i-Omumi-i-Askeri-Commission-Alissi-Heyeti führt.

Dieser Commission gehören die hervorragendsten Marschälle des Reiches sowie der Oesterreicher FML. Graf Edmund Szechenyi Pascha an, der beim Großherrn in ganz besonderer Gunst steht.

Die zweite Behörde ist das Kriegsministerium (Maskani Seraskieri), die dritte
das Marineministerium (Bahrié Nezareti) und die vierte
die Großmeisterei der Artillerie (Top-hané-i-Amiré-Heyeti).

Kriegsminister ist Riza Pascha, ein tüchtiger erprobter General, Großmeister der Artillerie einer der gebildetsten türkischen Generäle Zeki Pascha und Marineminister Hassan Pascha, aber alle treten, wie dies erst in jüngster Zeit der griechisch-türkische Krieg gezeigt hat, gegen die Palast-Commission zurück, an deren Spitze wohl der Löwe von Plewna Ghazi Osman Pascha steht, die aber um kein Haar besser ist als der weiland Hofkriegsrath in Wien.

Die Armee besteht nur aus Mohamedanern, da alle Christen und Juden des osmanischen Reiches nicht der Ehre werth gehalten werden, den Kriegsrock des Sultans zu tragen und man ihnen auch vielleicht nicht genug traut.

Der Friedensstand der Armee beträgt 220.000 Mann, von denen 180.000 Combattanten sind. Sie sind in sieben Ordu getheilt, zu denen noch je eine Division in Tripolis und Arabien hinzukommt.

---

*) Wir kommen auf die Mission noch in dem Capitel „Ausländer in türkischen Diensten" zu sprechen.

Jedes Ordu enthält Infanterie, Cavallerie und Artillerie nebst einem Jäger-Bataillon und den entsprechenden Hilfstruppen. Die Infanterie besteht aus den albanesischen und dem Zuaven-Garde-Regimente, 56 Regimentern gewöhnlicher Truppe und 14 Jäger-Bataillons.

Die reguläre Infanterie hat bis auf die Kopfbedeckung vollständig europäische Uniform — dunkelblauer Waffenrock und ebensolche Hose —, aber so praktisch diese Uniform im Kriege sein mag, besonders schön kleidet sie nicht und man muß nur bedauern, daß die nationale Tracht in mißverstandener Reformsucht der unschönen europäischen hat Platz machen müssen. Dagegen sind die Garde-Regimenter, welche ihre nationale Adjustirung beibehalten haben, prächtig gekleidet. Die Albanesen tragen dunkelblaue in Gamaschen verlaufende Pluderhosen und ein kurzes mit rothen Schnüren ausgenähtes Jäckchen von derselben Farbe, die Zuaven weiße Gamaschen, rothe Pluderhosen, blaue roth ausgenähte Jäckchen und einen riesigen grünen Turben. Durchwegs stramme wie eine Tanne gewachsene dunkelgebräunte Bursche machen sie auf den Zuschauer einen ebenso günstigen, als phantastischen Eindruck. Ihnen voran marschiren acht herkulisch gebaute Pionniere, die mit ihrem langen schwarzen Lederüberwurf und den blinkenden Aexten auf den Schultern ein wild-originelles Aeußere haben.

Nationale Tracht finden wir nur noch bei den kurdischen Reiter-Regimentern, welche vor einigen Jahren in Constantinopel in Garnison standen und durch ihre phantastische Kleidung großes Aufsehen hervorriefen. Man denke sich tiefgebräunte Gesichter, vorgebeugter alles eher als stramm gehaltener Körper, langer schwarzer Talar und am Haupte ein mit einem zopfartigen Wulste fest gehaltenes rückwärts bis zum Sattel reichendes Kopftuch. Dazu kleine unscheinbare Pferde! Und dabei sind diese berittenen Kurden die besten Reiter und ihre Pferde von seltener Intelligenz, Schnelligkeit und Ausdauer.

Die Bewaffnung der türkischen Armee ist bisher keine einheitliche, doch überwiegen deutsche Mausergewehre.

Zur Infanterie zählen auch die Marinesoldaten, deren Uniform bis auf den Fez der der europäischen Marinen gleicht und endlich die Feuerwehr, die in der Türkei einen Theil der Armee ausmacht und unter dem Obercommando ihres Organisators, Divisions-Generals (also FML.) Grafen Edmund Szechenyi Pascha steht.

Die Cavallerie ist vorzüglich, wie das bei einem Reitervolke par excellence wie das türkische nicht anders möglich ist. Es gibt Liniencavallerie, dann Uhlanen und Kürassiere, welch' letztere den Namen Ertogrul-Regiment führen und eine Elite-Truppe sind. An der Spitze des Ertogrul steht der einzige active deutsche Officier (die übrigen sind blos Instructoren); General Baron Brockdorff Pascha, der schneidigste und tüchtigste Cavallerie-Officier, den man sich denken kann und dem die Cavallerie überhaupt sehr viel verdankt.

Die Cavallerie umfaßt zusammen 195 Escadronen.

Eine der besten Waffen der Türkei ist die Artillerie, welche aus 18 reitenden, 46 Bergbatterien und 78 Compagnien Festungsartillerie besteht. Wie bei der Cavallerie ist auch bei der Artillerie das Pferdematerial ein gutes. Die Artilleriemannschaft trägt graue Stiefelhose, schwarzen schwarz verschnürten Waffenrock und statt des Fez einen Kalpak.

Hußarenuniform, also mit bunten (rothen) Schnüren ausgenähte Waffenröcke tragen in der Türkei sonderbarerweise blos die [illegible]sten.

Wenn von der Armee [illegible]er Gendarmerie oder Kanún nicht vergessen, da diese eine Roll[illegible] Einfach, aber sehr sauber gekleidet,

sorgfältig ausgewählt, versehen stets zwei gemeinsam den Dienst und sind als im Dienste stehend dadurch kenntlich, daß sie wie unsere Sicherheitswache ein Messingschild auf der Brust tragen. Sie haben unbedingte Machtvollkommenheit und diese zeigt sich auch Generälen gegenüber, wenn .... diese die Bierhäuser besuchen. In der Türkei dürfen sonderbarerweise Officiere Bierhallen nicht besuchen, thun es aber trotzdem. Kommen nun die Kanuns in ein Local und treffen sie dort Officiere, selbst Paschas in Uniform, so müssen diese sofort das Local verlassen und selbst die deutschen Instructoren müssen sich den Kanuns fügen.

Was das Officiercorps anbelangt, so ist es von einem europäischen ganz verschieden. Das stolze Selbstbewußtsein des europäischen Officiers fehlt dem türkischen ebenso wie das propre schneidige Auftreten.

Schon im Aeußern läßig, hält es der Officier mit seiner Würde ganz gut vereinbar mit offenem Rocke und einem Bündel Fische oder Gemüse oder ähnlichem in der Hand zu seinen Penaten Abend heimzukehren. Die jüngeren Officiere, insbesondere die im Auslande erzogenen lassen sich allerdings nicht mehr so gehen und treten stramm auf, aber schließlich beweist auch der Officier der alten Schule im Ernstfalle alle jene Tugenden, welche man mit Recht dem türkischen Soldaten nachrühmt.

Die Jungtürken.

Die Türkei ist auch heute noch ein Machtfactor, mit dem Europa rechnen muß und viel stärker als man gemeiniglich im Westen annimmt, aber alle Kraft des Osmanenstaates würde nicht ausreichen, wenn die europäischen Großmächte sich über die Theilung desselben geeinigt hätten. Die Uneinigkeit und Eifersüchtelei der Großmächte zusammen mit der sehr respectablen militärischen Macht des Osmanenstaates verbürgt diesem für eine lange Zeit noch seinen Bestand. Das weiß man in türkischen Regierungskreisen sehr wohl und gewöhnt nach orientalischer Weise nur für die Gegenwart zu sorgen und die Zukunft dem Schicksale zu überlassen, begnügt man sich mit dem erhebenden Bewußtsein, für die Gegenwart keiner besonderen Gefahr ausgesetzt zu sein. Jene türkischen Patrioten aber, die es als Schmach empfanden und empfinden, daß ein so großer und über so reiche Hilfsmittel verfügender Staat wie die Türkei nur so lange existiren solle, als sich seine Gegner über die Theilung nicht verständigt hätten, verlangten und verlangen, daß die Türkei die Zeit weise benütze, da ihre Gegner uneinig sind und durch eine Reform an Haupt und Gliedern aus sich selbst jene Garantien ihres Bestandes gewänne, die sie heute indirect ihren Gegnern verdankt. Diese zumeist vom edelsten Patriotismus beseelten Männer, welche eine Renaissance der Türkei anstreben, nennen sich „Jungtürken". Mit allen Parteien, die wo immer, auch die bestehende Ordnung zu Gunsten einer neuen ändern wollen, theilt auch die jungtürkische das Schicksal, verkannt und verfolgt zu werden und ferne der Heimat für diese wirken zu müssen, da die derzeitigen Machthaber ihnen den Aufenthalt im Vaterland unmöglich machen.

Der Unterschied zwischen den Männern, die in Deutschland, Oesterreich und anderswo das Panier der Freiheit ergriffen hatten und zeitwillig das Brod der Verbannung essen mußten und den Jungtürken besteht vor Allem darin, daß keine revolutionäre Partei — wir gebrauchen diesen Ausdruck in gutem Sinne — so stark von unlauteren Elementen durchsetzt war und ist, als die jungtürkische. [illegible]en sich freiheitsdürstenden Schaaren auch Marodeure angeschlossen, nirgends aber ist die [illegible]t als hier und daher wirkt das vom Yildiz freigebig ausgestreute Gold

nirgends so leicht als unter jenen Helden, die den Freiheitsmantel so kühn um ihre Schultern zu drapiren verstehen und dabei schon die Hand nach dem obligaten Bakschisch offen haben.

Diese Marodeure tragen die Schuld, daß man in der Türkei begonnen hat die Jungtürken nicht mehr ernst zu nehmen und wenn man in ganz unbefangenen Kreisen von Constantinopel von irgend einer Persönlichkeit erfährt, die ins Ausland geflohen ist und sich dort als Jungtürke entpuppt hat, so ist die Frage sofort auf Aller Lippen: Auf welches Amt speculirt der Freiheitsheld oder um wie viel will er sich verkaufen? Wohl gibt es ehrenwerthe Männer genug, welche die jungtürkische Fahne hochhalten, aber das Unkraut wuchert so üppig, daß das jungtürkische Getreidefeld erst dann wieder zur Geltung gelangen wird, wenn eine kräftige Hand es verstehen wird es von dem Unkraut zu reinigen.

An und für sich sympathisirt jeder Freund der Türkei mit den Jungtürken, wenn er auch, sofern er den Thatsachen auf den Grund geht, gestehen muß, daß die von ihnen geplanten Reformen nur zum geringen Theile durchführbar sind und insbesondere die constitutionelle Regierungsform für die Türkei ganz und gar verfehlt wäre, wie wir dies an anderer Stelle zur Genüge ausgeführt haben.

Unter Sultan Abdul Aziz hatte eine Reihe von vornehmen jungen Türken im Westen ihre Ausbildung erhalten. Es lag nahe, daß sie Vergleiche zwischen diesem und ihrem Vaterlande zogen und in ihnen der Wunsch aufstieg auch ihr Vaterland im Genusse der Segnungen der Cultur zu sehen, deren Schattenseiten ihnen allerdings verborgen geblieben waren.

Diese Türken waren der Stamm der jungtürkischen Partei. An ihre Spitze stellte sich Prinz Mustapha Fazyl Pascha, der durch Umwandlung der Senioratserbfolge in eine Primogenitur um das Nachfolgerecht in Egypten gekommen war und in Constantinopel lebte. In einem Handschreiben an die Jungtürken erklärte Mustapha „daß die Türkei seit dem Hati-Scherif nicht um einen Schritt vorwärts geschritten sei, daß sie trotz der erneuten Versprechungen gelegentlich der Publication des Hati-Humajun und trotz der Aufnahme in die europäische Staatenfamilie ein Jahrzehnt um das andere gleich geblieben sei, wodurch sich das Reich die Achtung des Auslandes verwirkt habe. Alle Reformen seien auf dem Papier geblieben und so habe sich im Reiche eine Partei gebildet, deren Endzweck die Wiedergeburt des osmanischen Chalifates sei."

Dieses Schreiben, das bei der seit jeher in der Türkei mit außerordentlicher Sorgfalt organisirten politischen Polizei dem Palais nicht verborgen blieb, hatte zur Folge, daß nicht nur der Prinz schleunigst Constantinopel bei Nacht und Nebel verlassen mußte, sondern daß auch alle jene Personen, die zum näheren Umgange des Prinzen gehörten, es vorzogen außerhalb der Grenzen des Osmanenreiches die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten. Alle Personen, die als Jungtürken der Polizei bekannt waren, Kemal Bey, Reschad Bey, Zia Bey, Mehemed Bey, Schenassi Efendi, Agia Efendi, Nury Bey, Ali Suavi Efendi, Rifaat Bey und Andere flüchteten und die Polizei machte, als ob sie von der Flucht nichts wüßte. Die Regierung glaubte nämlich, daß es für die öffentliche Ruhe am besten wäre, wenn derlei Tollköpfe wie die Jungtürken, außer Land gingen und war sonach viel humaner als Jahrzehnte später, wo man es am Goldenen Horn praktischer fand, Tollköpfe oder was man so im Palais des Großherrn nennt, unschädlich zu machen, als außer Land ziehen zu lassen. In einem Punkte täuschte sich die türkische Regierung allerdings gewaltig. Sie glaubte, daß die Flüchtlinge, die größtentheils a Mittel entblößt ins Ausland gegangen waren, durch die Sorge um das tägliche Brod bald b würden die Verzeihung der Regierung anzurufen und zu den heimatlichen Fleischtöpfen zurück

Der egyptische Prinz aber war sehr reich und freigebig und sorgte für alle Jene, die unter seinen Schatten sich flüchteten und so zu sagen seinen Hofstaat bildeten.

Uebrigens waren die damaligen Jungtürken alles eher als finstere verbitterte Verschworene; ein Zug burschikosen Uebermuthes ging durch ihr Thun und Lassen und drängte jedem unparteiischen Zuschauer den Gedanken auf, daß die Träger der neuen Bewegung nicht ernst zu nehmende Männer, sondern junge Leute waren, die der Schule entrückt sich in allerhand studentischem Ulk gefielen. Nur als solchen kann man schließlich die erste „That" der nach dem Auslande geflüchteten „Verschwörer" bezeichnen. Der grimmigste Feind der Jungtürken war Ali Pascha, der berühmte Staatsmann, der in allen diplomatischen Cirkeln gefürchtet war und gegen alle Staatsmänner, nicht aber gegen die Frauen aufkam, die ihn um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, regelrecht zum Besten hielten. Um sich nun an ihrem Widersacher Ali Pascha so recht ausgiebig zu rächen, sandten ihm Zia, Nury und Mehemed, die sich nach Triest geflüchtet hatten, kaum daß sie das rettende österreichische Asyl erreicht hatten, zwei große vergoldete Hörner! Aus diesem Racheact kann man auf die Gefährlichkeit der ganzen damaligen jungtürkischen Bewegung schließen.

In Baden-Baden fand 1867 ein allgemeiner Congreß der Jungtürken unter dem Vorsitze des Prinzen Mustapha Fazyl statt, dessen Ergebniß die Neugründung des ziemlich in Vergessenheit gerathenen jungtürkischen Parteiorganes „Muchbir" war. Von Baden-Baden begab sich der Prinz mit seinem nächsten Anhange nach Paris, während die übrigen Anhänger London als ihr Domicil erwählten und dort den „Muchbir" herausgaben. In Stambul war man durch Spione über Alles, was im jungtürkischen Lager vor sich ging wohl unterrichtet, man wußte, daß Mustapha Fazyl mit seinem in der Wolle reformatorisch gefärbten Freunde Khalil, dem türkischen Gesandten in Paris nur dem Vergnügen lebte, daß die in London und Paris sich aufhaltenden jungtürkischen Flüchtlinge einerseits nur so lange überhaupt existiren konnten, als ihr prinzliches Haupt nicht die Taschen zuknöpfte und daß endlich jeder von ihnen die Türkei nach einem andern Recepte selig machen wollte und gerade die Vielheit der Projecte jede Besorgniß vor einem ernsten Auftreten ausschloß. In Constantinopel machte man sich also gar keine Sorge um die Jungtürken in Paris und London, dagegen fand man es bald gerathen Mustapha Fazyl wieder nach dem Bosporus zu ziehen, da der Vicekönig Ismael übermüthig geworden war, man von ihm unliebsame Ueberraschungen fürchtete und Mustapha Fazyl in Constantinopel so recht geeignet war den Khedive an die Vergänglichkeit aller Größe sehr eindringlich zu mahnen. Und so wurde denn mit Hilfe Khalil's eine wunderbare Versöhnungskomödie zwischen Abdul Aziz und Mustapha inscenirt.

Von den Exilirten erhielt nur Schenassi Efendi die Erlaubniß zur Rückkehr nach Constantinopel, während alle Uebrigen, da Mustapha bald seine Hand von ihnen abzog, schwer um das tägliche Brod kämpfen mußten und dabei verschiedene Dinge sich zuschulden kommen ließen, die recht böse waren.

Als Ali Pascha am 6. September 1871 gestorben war, erwirkte dessen Nachfolger Mahmud Nedim allen Jungtürken eine vollkommene Amnestie, von der dieselben Gebrauch machten. Nach Constantinopel zurückgekehrt, erhielten sie alle Staatsstellen, in welchen sie bis auf wenige Ausnahmen ruhig verblieben, sie zur Einsicht gelangt waren, daß in der Türkei Reformen nur von oben ausgehen können und eine Handvoll auch von den edelsten Motiven geleitete Fanatiker, die fern der Heimat weilen, da nichts auszurichten vermögen. Auch wurde bald klar, daß die eigentlichen Feinde jeder Reform nicht das Palais als solches sei, sondern die angeborene Gleichgiltigkeit der osmanischen Bevölkerung und Europa, dem durch ernste Reformen jeder Vorwand zu ständigen Einmengungen in [illegible]egenheiten benommen würde.

Die Sultane waren an und für sich Reformgedanken nicht gerade abhold, aber die Energie eines jeden erlahmte nach den ersten Versuchen oder schlug einen verkehrten Weg ein.

Selim III. war der erste Sultan, der an eine Reform seines Reiches dachte, aber für diese seine Absicht schwer büßen mußte.

Sultan Mahmud begann sein Reformwerk mit der Niedermetzelung der Janitscharen und glaubte genug gethan zu haben, wenn er seinen Soldaten die prächtigen nationalen Kleider nahm und sie in häßliche europäische Uniformen steckte.

Abdul Medjid endlich nahm es wie die an anderer Stelle erzählte Episode bei der Truppenrevue am 26. August 1841 beweist, mit den Reformen wirklich ernst, aber es blieb bei ihm wie unter Abdul Aziz doch nur beim bloßen guten Willen.

Allerdings gelang es ein französisch-türkisches Lyceum in Constantinopel zu gründen, aus welchem dann europäisch gebildete für das Reformwerk verwendbare Beamte hervorgehen sollten, aber auch diese Anstalt, deren Gründung übrigens auf lebhaften Widerstand seitens der russischen Botschaft stieß, erfüllte ihren Zweck nicht und der Staatsrechnungshof und der Staatsrath, die Abdul Aziz ins Leben rief, blieben Körperschaften ohne jeden Einfluß und ohne jede Bedeutung. Als der jetzige Sultan Abdul Hamid auf den Thron gelangte, suchte er einen Moment sich den Anschein zu geben, als ob er reformfreundlich gesinnt wäre, doch bald zeigte es sich, daß der constitutionelle Anlauf, den er nahm, nur ein Ausfluß der Furcht vor Midhat war.

Als nun Abdul Hamid nach der kurzen parlamentarischen Komödie, die er zu spielen für gut fand, den crassesten Absolutismus proclamirte, da vereinigten sich in Paris alle jene türkischen Patrioten, die das Vaterland verlassen mußten, weil sie entweder Anhänger der Reformideen also Jungtürken waren oder im Verdachte standen es zu sein. An der Spitze der jungtürkischen Bewegung stehen der frühere Schulinspector Ahmed Riza Bey, der Herausgeber der jungtürkischen Zeitung „Mechveret", Halil Ganem Efendi u. a., während Oberstlieutenant Schefik Bey, der ohne Jungtürke zu sein auf den bloßen Verdacht hin eingekerkert worden war und sich geflüchtet hatte, der Partei nahesteht ohne ihr direct anzugehören. Die Seele der ganzen Bewegung war bis vor einigen Monaten der inzwischen zu den Fleischtöpfen des Yildiz zurückgekehrte Murad Bey, die gelehrte Tochter des schon früher erwähnten Mustapha Fazly Pascha, Prinzessin Nazli und der frühere Secretär Midhat Paschas Vassif Efendi.

Wenn man auch, wie schon gesagt in Zweifel sein kann, ob, was die Jungtürken anstreben erreichbar ist, Böses ist es nicht, wie dies aus einer Proclamation hervorgeht, die in vielen tausenden Exemplaren verbreitet wurde und nachstehenden Text hat:

„Der türkische Staat besitzt eine Reihe von Gesetzen, welche die Theilung der Regierungsgewalten und die Rechte der Gemeinden und Individuen genau feststellt, Gesetze, welche allen Bürgern volle Gewissensfreiheit und der Justiz die weitgehendste Unabhängigkeit verbürgen.

Diese feierlichst durch das Tanzimat die Hatti Humajun anerkannten und proclamirten Gesetze sind in den „Dustur" enthalten. Die meisten dieser Gesetze sind heute ganz in Vergessenheit gerathen, wir aber haben den festen Willen mit äußerster Energie dahin zu wirken, daß diese Gesetze wieder in Kraft treten. Als der jetzige Sultan die Constitution von 1876 erlassen hatte, hatte er erklärt, daß sie den höchsten Interessen des Staates und des Scheriats entspreche nnd unentbehrlich für die Prosperität und die Größe des Reiches sei. Wir fordern nun, daß diese nie widerrufene Constitution auch in Kraft bleibe. Diese Constitution verbürgt die Theilname des Landes an den gesetzgeberischen Arbeiten sowie die nothwendigen Freiheiten, das sind die Freiheit der Presse, die

Freiheit des Individuums und die Gewissensfreiheit und räumt der nationalen Vertretung das Recht der Ueberwachung der Minister und der Discussion über das Budget ein. Wenn wir auch zugeben, daß diese Institution verbesserungsfähig ist, nehmen wir sie doch so wie sie ist an, überzeugt, daß die Erfahrung den Weg zeigen wird, auf dem sie in einer den Bedürfnissen des Landes entsprechenden Weise vervollkommnet werden soll.

Da unsere Devise „Ordnung und Fortschritt ist" verwerfen wir jedes gewaltsame Vorgehen.

Wir verlangen Reformen nicht speciell für diese oder jene Provinz, sondern für den ganzen Staat, nicht zu Gunsten eines, sondern aller Elemente des Kaiserreiches.

Die Basis unserer Bestrebungen ist die Einheit und Untrennbarkeit des staatlichen Besitzstandes; alle Jene, welche die Fahne des Separatismus erheben, betrachten wir als unsere Gegner und Feinde des Staates.

Wir werden die Bahn des Fortschrittes wandeln, aber jenes Fortschrittes, der mit unseren Sitten und dem Geiste unserer Gesetze im Einklange steht.

Wir wollen, daß unserer orientalischen Civilisation ihr unverfälschter Charakter und ihre Tradition gewahrt bleiben und wollen vom Occident nichts anderes als die allgemeinen Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Entwickelung entlehnen, so weit sie für ein Volk auf dem Wege zur Freiheit und zum Fortschritte verwendbar und nothwendig sind.

Einheit, Unantastbarkeit und Untheilbarkeit des osmanischen Reiches, Erhaltung der Dynastie Osmans, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, Unabhängigkeit der Justiz, Gewissensfreiheit, Theilnahme des Volkes an den gesetzgeberischen Arbeiten wie an der Feststellung des Budgets, strenge Ausführung aller bestehenden Gesetze und Achtung vor den internationalen Verträgen, das ist kurzweg unser Programm.

Ein solches Programm, ausgeführt mit der nöthigen Rücksichtname, wird weder Intervention en auswärtiger Mächte zur Folge haben, noch unsere Interessen oder den allgemeinen Frieden berühren."

— —

Aus obigem Programm der Jungtürken ersieht man, daß dieselben, wenn auch Vieles, das sie anstreben, nur schwer durchführbar ist, doch nicht staatsgefährlich sind und die Verfolgung derselben rechtfertigt.

Würde man im Yildiz an die Zukunft der Türkei denken und dieselbe nicht allein dem Schicksal überlassen, so würde man die Jungtürken statt sie zu verfolgen, an den richtigen Platz stellen.

Wenn die Türkei überhaupt noch eine Zukunft hat, so liegt diese in den Händen der Jungtürken!

Das gesellschaftliche Leben am Bosporus.

In den Residenzstädten der monarchischen Staaten bildet selbstverständlich der Hof die Sonne um die Alles kreist, den Mittelpunkt, um welchen sich das ganze gesellschaftliche Leben bewegt. Veranstaltungen, an denen der Landesfürst oder seine Gemahlin theilnimmt, gewinnen ebenso einen besonderen Werth als Vereine unter dem hohen Protectorate derselben ein besonderes Ansehen genießen und die bei Hofe eingeschlagene Richtung für das Leben der Residenz, ja des ganzen Reiches ausschlaggebend ist.

Hoffähigkeit ist der Stolz aller jener Kreise, denen dieselbe von rechtswegen zukommt und das sehnsüchtige Ziel jener, die es noch nicht besitzen, aber es erreichen zu können hoffen; hoffähig sein ist ein Beweis, daß man mehr ist als der große Haufe oder wenn schon nicht mehr ist, doch für mehr angesehen wird. In Constantinopel existirt der Begriff der Hoffähigkeit nicht, denn es gibt keinen Hof in unserem Sinn, sondern nur einen Herrscher, der sich fast hermetisch von der Außenwelt abschließt, und Prinzen, die nicht nur vermeiden in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, sondern auch von der politischen Welt gemieden werden, denn leicht ist das Mißtrauen des Souveräns geweckt und kaiserliches Mißtrauen bedeutet in der Türkei Vernichtung und Tod. Uebrigens kann von einem Hofe in unserem Sinne schon aus dem Grunde nicht gesprochen werden, da das weibliche Element in den Harem verbannt und schon das bloße Erscheinen einer europäischen Dame bei einer der äußerst selten gegebenen Hoftafeln — ich verstehe unter Hoftafel selbstverständlich nicht eine Abfütterung bei Hofe, sondern eine Tafel, an der auch der Sultan theilnimmt — ein Ereigniß ist. So ist also Constantinopel eine Residenzstadt ohne Hof und muß desselben bei allen Veranstaltungen entbehren, was übrigens bis auf das Theater, das durch den Mangel eines Hofes schwer leidet, kein Unglück wäre.

Aber auch eine Aristokratie gibt es unter den Türken nicht! Man wird dies bei einem Volke selbstverständlich finden, in welchem es noch keine Familiennamen gibt und jeder nur einen

Vornamen und den Vornamen seines Vaters führt. Unter solchen Umständen reicht das Gedächtniß der Epigonen kaum einige Jahrzehnte zurück; Geschlechter mit klangvollem Namen, die es diesem schuldig sind einen gewissen Aufwand zu treiben, gibt es nicht. All' dies entspricht den religiösen Anschauungen der Türken, die nur das Recht des Lebenden kennen und denen der Todte unrein ist.

Der Türke pflegt sein krankes Kind mit allem Aufwande, er bringt für dasselbe alle Opfer, — im Momente, da es gestorben ist, ist selbst die Erinnerung an dasselbe soweit verloren, als dies in der menschlichen Natur überhaupt möglich ist. Daher kennt man in der Türkei keine Trauer, keine Trauerkleider und keine Traueranzeigen und beeilt sich auch den theuersten Todten so rasch als möglich — auf den Europäer macht es geradezu den Eindruck der Pietätlosigkeit — aus dem Hause zu bringen und zur Ruhe zu bestatten. Der Lebende hat allein recht und darum keine Familientradition und keine Geburtsaristokratie.

Wenn man daher von dem gesellschaftlichen Leben der türkischen Hauptstadt spricht, so darf man an das türkische Element gar nicht denken, es sei denn an die wenigen türkischen Würdenträger, die man zu gesellschaftlichen Veranstaltungen laden muß, die eine hübsche Staffage geben und sonst gar nicht weiter zählen. Was nun das nichtmohamedanische autochtone Element betrifft, so gibt es allerdings seit den letzten Jahrzehnten einige Familien, die es zu einem gewissen Reichthum gebracht haben und ihn zu bewahren wußten, die sich jetzt auf die Aristokraten herausspielen und wie Einäugige unter den Blinden es auch wirklich sind. Nach der Entstehung des Vermögens darf man allerdings nicht forschen, denn da kämen ganz wunderbare Dinge an das Tageslicht. Der Fremde weiß schließlich nichts davon und sieht nur die blendende Außenseite und der Eingeborene findet nichts Böses daran, wenn das Vermögen eigenartig erworben wurde, es genügt, d a ß es erworben ist und durch den Glanz der einen oder der anderen Familie auch etwas auf die Nation fällt, der erstere angehört. Der Millionär, der durch Verschwägerung mit einem Diplomaten gesellschaftsfähig wurde und noch vor 30 Jahren Hausierer war, der Aristokrat, der sein Vermögen dadurch erworben, daß er den Staat bei Waffenlieferungen unverschämt geprellt hat, der Bankier der mit den von Sultan Murad verpfändeten Juwelen nach Paris durchgegangen ist, das sind lauter „Typen" aus der eingeborenen Aristokratie Constantinopels, mit denen wir uns übrigens noch sehr eingehend befassen werden.

D i e s e Aristokraten haben alle charakteristischen Merkmale der echtesten Protzen. Lakaienschaft nach oben, in Demuth ersterbend, wo es ihnen Vortheil bringt, tyrannisch nach unten, verschwenderisch, wo es gut zu prunken ist und von erbärmlichstem Schmutz, wo es unbemerkt bleibt. Wenn nun auch diese „Aristokraten" sich einen Hof geschaffen haben, so bedeutet dieser doch recht wenig, da denselben doch nur ärmere Connationale und jene Mitglieder der fremden Colonien bilden, denen es bei einem guten Diner nicht darauf ankommt, wer es gibt.

Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß mangels eines Hofes und einer autochtonen Aristokratie alle Rechte und Pflichten dieser beiden sonst im gesellschaftlichen Leben der Residenzstädte so maßgebenden Factoren den Vertretern der sechs Großmächte am Goldenen Horn zufällt, deren Stellung schon an und für sich eine ganz andere ist als die ihrer Collegen an europäischen Höfen.

Dort ist ein Botschafter nichts weiter als der Vertreter seines Monarchen oder Staates, hier aber ist er einerseits der Vormund der einheimischen Regierung und anderseits, da die Fremden ihrer eigenen und nicht der Gerichtsbarkeit des Landes unterstehen, ein viel unumschränkter herrschender Gebieter als das Oberhaupt des Staates selbst, den er vertritt. Selbstverständlich hängt der Einfluß und Wirkungskreis jedes einzelnen Botschafters nicht nur von dem Staate ab, den er vertritt,

sondern auch von dem Aufwande, den er treibt, — im Oriente wird die Macht eines Staates nicht zuletzt nach dem äußern Auftreten des Botschafters beurtheilt — von der Dauer seines Aufenthaltes am Bosporus und den hiedurch bedingten persönlichen Beziehungen zu allen Kreisen und endlich von seinen persönlichen Eigenschaften. Der Doyen des diplomatischen Corps in Constantinopel ist Baron Heinrich Calice, der durch sein persönliches Auftreten und durch seinen langjährigen Aufenthalt es verstanden hat, der österreichischen Botschaft einen Einfluß zu gewinnen, den diese, bei der offenkundigen Schwäche des Auswärtigen Amtes in Wien und der von ihm betriebenen verständnißlosen Orientpolitik nur hat, weil man in Wien zum mindesten so klug war sich die Kraft Calice's zu sichern und mit der Besetzung des so wichtigen Constantinopler Postens nicht so experimentirt wie dies sehr zum Schaden Deutschlands die deutsche Regierung in den letzten Jahren gethan hat, die Herrn von Radowitz, diesen ausgezeichneten Staatsmann, dem Deutschland seinen Einfluß im Orient zu verdanken hat, um einer Laune willen in Madrid kaltgestellt, den Grandseigneur Fürsten Radolin kaum daß er am Bosporus sich eingelebt hatte, nach St Petersburg — und den als Jäger und Antiquitätensammler sehr bewährten Baron Saurma von der Hohen Pforten nach Rom versetzt und jetzt nach dem Bosporus einen Mann geschickt hat, der sich seinerzeit in die „Oeffentlichkeit" hatte flüchten müssen, aber nicht nur keinen Vergleich mit Radolin und Radowitz aushalten, sondern nicht einmal gegen den französischen Botschafter Constans aufkommen kann.

Die Botschaften der sechs Großmächte sind also die Sonnen, um die sich in Constantinopel Alles bewegt.

Wenn wir die in Constantinopel wohnenden Europäer in Classen eintheilen wollen, so ist das gar nicht schwer. Mit Ausschluß der Tagelöhner und Diener bilden dieselben drei Categorien. Zur ersten, die man den hohen Adel bezeichnen kann, gehören alle jene Personen, die zur intimen Umgebung der Botschafter zählen und an den Botschaftsdiners theilnehmen. Dazu gehören die Mitglieder des diplomatischen Corps und der in türkischen Diensten stehenden Missionen, die Spitzen des eigenen Clerus, hervorragende Vertreter der auswärtigen Presse, Nationale, die hohe Stellungen einnehmen, renommirte Aerzte und Advocaten von Ruf, die Chefs der Postämter und diverse Finanzgrößen.

Zur zweiten Classe, dem niederen Adel, aber doch Adel respective doch Botschaftsfähigen gehören die besser situirten Kaufleute, dann Aerzte, Advocaten, Lehrer, Journalisten, Postbeamte und alle Jene, die einen Frack besitzen, ihn anständig zu tragen wissen und deren Hände keine Schwielen aufweisen. Daß zu diesen sehr oft Leute gehören, die man hinterher geladen zu haben bedauert, ist selbstverständlich, aber auch nicht gut zu umgehen. Außer den Fremden im Staatsdienste ist jeder Europäer im Orient dorthin gekommen, weil er zu Hause entweder nicht gut gethan oder kein Auskommen gefunden oder kein Sitzfleisch besessen hat. Unter solchen Umständen ist es schwer, ja unmöglich, Spreu vom Weizen zu sondern; man muß sich damit begnügen, in Jedem das zu sehen, was er in der Gegenwart bedeutet; was er war oder sein wird, kommt nicht in Betracht.

Für den niederen Adel sind alljährlich einige Abfütterungsabende — Soireen — bestimmt. Bei solchen Abenden oder sonstigen „Receptionen" hält der betreffende Botschafter wie bei Hofe der Landesherr „Cercle" und wie dort, wartet Alles atemlos auf ein gnädiges Wort, ist beglückt durch eine Ansprache, klappt wie ein Federmesser zusammen, wenn Excellenz vorbeigeht und rühmt sich, wenn angesprochen, dessen überall, allerdings mit der Phrase: „Ich gebe zwar nichts darauf, aber der Botschafter sprach mit mir auf der gestrigen Soiree," wobei der Angesprochene ein möglichst gleichgiltiges Gesicht macht, wenn er auch vor Neid bersten möchte. Und wenn der Beglückte

fort ist, bemerkt er wohl: „Wie man doch so dumm sein kann, als ob es etwas Besonderes wäre, vom Botschafter angesprochen zu werden.“ Und dabei denkt er: Nächstens postire ich mich so, daß Excellenz mich nicht übergehen kann.

Die dritte und zahlreichste Classe der Europäer am Goldenen Horn sind jene *kerngesunden Handwerker und kleinen Kaufleute*, die nicht *mehr scheinen* wollen als sie *sind*, die keinen Frack besitzen und sich in demselben vielleicht auch recht possierlich ausnehmen würden, die zwar nicht botschaftsfähig sind, aber auch keine Schulden haben, die sich in jahrzehntelanger harter ehrlicher Arbeit einen kleineren oder größeren Spargroschen zu erwerben wußten und sich dann, wenn sie einmal etwas besitzen, einen soliden bürgerlichen Luxus gönnen, aus Constantinopel *nicht* fortziehen und so das *seßhafte* Element unter den europäischen Nomaden am Balkan bilden. *Diese* sind es, welche die gemeinnützigen Institutionen der Colonieu mit ihren Groschen erhalten, für nationale Zwecke das Meiste opfern, in patriotischer Beziehung in erster Linie stehen, ohne so recht Dank zu ernten aber auch ohne eigentlich auf Dank zu rechnen. — — — — — —

Eine der besonderen Eigenthümlichkeiten der europäischen Colonien am Bosporus ist die gesellschaftliche Gliederung ihrer Angehörigen nach der *Umgangssprache* und nicht nach Staatsbürgerschaft. Wer deutsch spricht schließt sich dem Deutschsprechenden an, ohne viel zu fragen, ob er innerhalb derselben Zollschranken geboreu ist und dort sein Zuständigkeitsrecht besitzt, und begeht man das Fest des hl. Sava, so findet man unter den Theilnehmern wohl ebensoviele serbisch sprechende Oesterreicher als Serben selbst.

In Constantinopel gibt es *sieben* große Vereinigungen, wenn wir von den ausschließlich für humanitäre oder Schulzwecke bestimmten, absehen: die *Union* française mit ihrem prachtvollen Clubhaus für Alles was französisch; die *Societa operaja* für Alles was italienisch spricht und den *Syllogos* für die Griechen und endlich „*Teutonia*“, „*Handwerker-Verein*“, „*Turnverein*“ und „*Excursions-Club*“ für *Deutsche* im *weitesten* Sinne des Wortes.

Turnverein und Excursions-Club deuten ihre Ziele schon im Namen an. Teutonia und Handwerker-Verein sind gesellschaftliche Vereinigungen, bestimmt, ihren Mitgliedern ein wohnliches deutsches Heim zu bieten. Beide wurden von *Oesterreichern* gegründet, stehen aber heute unter reichsdeutschem Schutze. Die Teutonia besitzt ein eigenes glänzend eingerichtetes Heim, ist sehr vornehm und zählt die Spitzen der reichsdeutschen, österreichischen und Schweizer Colonie zu Mitgliedern. Obschon die im Festsaale befindlichen künstlerisch ausgeführten Wappen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz den *allgemein* deutschen Charakter der Teutonia anzeigen, ist dieselbe heute doch specifisch reichsdeutsch, da sich die weiteren österreichischen Kreise seit Jahren und wie wir hinzufügen müssen *ohne* Grund, zurückgezogen haben.

Im Deutschen Handwerker-Verein, der auch sein eigenes Heim besitzt, dominieren die Oesterreicher, die aber ängstlich bemüht sind, dem Vereine den Charakter eines allgemein deutschen zu wahren, was eine wirklich herzerfreuende Intimität zwischen den reichsdeutschen und österreichischen Mitgliedern und die *gemeinschaftliche* Feier nationaler Feste zur Folge hat. So feiern in diesem Verein die Oesterreicher das Geburtsfest Kaiser Wilhelms ebenso herzlich mit, als die Reichsdeutschen das des Kaisers Franz Joseph.

In den Botschaftsräumen und den Clubs spielt sich das gesellschaftliche Leben Constantinopels ab.

Die Metzeleien in Constantinopel.

Drei Jahre sind verflossen, seit die Schreckenskunde die Welt durcheilte, daß Tausende armenischer Christen in Constantinopel auf offener Straße unter den Augen der Botschafter der christlichen Großmächte von einem entmenschten Pöbel auf hochobrigkeitlichem Befehl wie tolle Hunde erschlagen wurden. In einem Meere von Blut ist auf diese Weise die armenische Frage für kurze Zeit gelöst worden, aber bald hier bald dort schlägt eine Flamme wieder auf und dringen Nachrichten von neuen Gewaltthaten in die Oeffentlichkeit. So oft dies geschieht, erklären, wie nach den Bluttagen im September 1895 und im August 1896 die Großmächte kurz und bündig, daß, wenn derlei Schandthaten noch einmal erfolgen sollten, daß — — — nun daß eine fürchterliche Strafe die Schuldigen treffen werde.

Die hohe Pforte, oder besser gesagt, die allein maßgebende Nebenregierung im Palais von Yildiz nimmt dann die Drohnoten der Großmächte mit gebührendem Respect entgegen, erklärt zum xten Male, daß sich solche „übrigens stark übertriebene Mißverständnisse" nicht wieder ereignen werden und der süße Pöbel denkt, wenn doch nur bald wieder ein Befehl käme, die Giaurs todtzuschlagen und ihre Häuser zu plündern. Daß der Kurde, der sich zum Vollstrecker der Blutbefehle hergibt, nicht im entferntesten denkt oder fühlt, daß er ein Verbrechen begehe, wenn er seine christlichen Mitbürger erschlage, ist erwiesene Thatsache. Er befolgt einen ihm ertheilten Befehl, es handelt sich um Ungläubige, das genügt, um sein Gewissen unter allen Umständen zu beschwichtigen

Wohl weiß er aus früheren Zeiten, daß die „Elzi Efendis" d. s. die Botschafter, so oft Mordthaten verübt wurden, darauf drangen, daß die Schuldigen bestraft werden und daß dies in früheren Jahren auch durchgesetzt wurde. Ja, in früheren Jahren! Da wurde großes Wesen daraus gemacht, wenn der türkische Pöbel in Salonich oder Damascus einige Christen todtgeschlagen hatte, und jedesmal mußten zur Sühne ein halb Dutzend Türken — ob es gerade die richtigen waren, sei dahingestellt — baumeln.

Aber das war früher einmal!

Jetzt ist der Padischah ein gar mächtiger Herr, um dessen Freundschaft die größten Fürsten der Welt buhlen und wenn er gestattet, daß aufrührerische Giaurs todtgeschlagen werden, so wagen es die Elzis gar nicht ein Wort dreinzureden. So denkt das türkische Volk im Großen und Ganzen — jene Türken selbstverständlich ausgenommen, welche in der Lage sind europäische Zeitungen zu lesen — und es hat eigentlich gar nicht so Unrecht. Alle Welt war überzeugt, daß Europa nach den Schlächtereien in der Hauptstadt des Osmanenreiches darauf dringen werde, daß wenigstens die Hauptschuldigen — nicht die Urheber derselben, denn da hätte man zu hoch hinaufgreifen müssen, aber diejenigen, welche direct an den Metzeleien betheiligt waren — auf öffentlichem Platze zum warnenden Beispiel justificiert würden und selbst die Türken machten sich darauf gefaßt, Europa einige Opfer bringen zu müssen.

Aber zur großen Verwunderung der ganzen Welt und nicht zuletzt der Türken selbst, geschah nichts dergleichen. Wohl verlangten die Großmächte die strengste Untersuchung der Vorfälle, wohl wurde der Pforte haarscharf nachgewiesen, daß es sich jedesmal um eine wohlorganisirte und anbefohlene Menschenjagd gehandelt habe und nicht um einen spontanen Ausbruch der Volksleidenschaft, wohl mußte sich die Pforte und das Palais, nachdem alles Ableugnen nichts half, schließlich dazu bequemen, alle Forderungen der Großmächte de- und wehmüthig — auf dem Papier — anzunehmen, ernstlich zu versprechen, die Schuldigen zu bestrafen und sich zu verbürgen, daß solche Schandthaten in der Türkei sich niemals mehr wiederholen würden, aber von all'dem hat das türkische Volk bis heute nichts erfahren.

Es liest blos türkische Zeitungen und diese durften kein Sterbenswörtchen weder über die Proteste der Großmächte, noch über die Versprechungen der türkischen Regierung veröffentlichen.

Und doch hätten die Botschafter darauf dringen sollen, daß wenn schon eine Bestrafung der Schuldigen zu erreichen nicht möglich war, doch wenigstens die bündigen Zusicherungen der Pforte zur Kenntniß des türkischen Volkes gelangten, damit dies wisse, daß Europa derlei anarchistische Zustände nicht dulden wolle und der Sultan sein Wort verpfändet habe, es würden sich in seinem Reiche Metzeleien nicht wiederholen. Wie die Dinge aber heute liegen, hat sich das türkische Volk im Gegentheile überzeugt, daß jede Schandthat gegen die Christen unbestraft bleibt; und daß die Pforte Zusagen und Versprechungen für die Zukunft gemacht habe, davon hat eben das türkische Volk kein Wort erfahren.*)

So wartet denn der türkische Pöbel in den Städten des Osmanenreiches auf neue Befehle und sieht nicht nur in den eingeborenen Christen Völker, die so lange existieren, als es dem Padischah beliebt sondern auch in den Europäern nichts mehr als Geiseln, die stets in seiner Hand sind.

In den europäischen Colonien der Türkei fühlt man es sehr wohl, daß Leben und Eigenthum jedes einzelnen Europäers heute von der Gnade des Sultans abhängen — denn ein Wink und die Wuth der Kurden richtet sich wie früher gegen die Armenier, so jetzt gegen die Europäer; ein Unterschied bestände dann nur darin, daß sich die Europäer nicht so leicht würden abschlachten lassen, als die Armenier.

Um die Lage der Europäer, speciell in Constantinopel zu einer geradezu unheimlichen zu machen, kommt noch hinzu, daß seit dem August 1896 fast alle Hausmeister und Geschäftsdiener, da die Armenier todtgeschlagen wurden oder sich flüchteten, bis auf wenige Croaten, durchwegs Kurden sind, sonach im Falle einer Revolte die Kurden die Hausthore offen finden dürften.

---

*) Der österr. Botschafter versuchte allerdings als einziger den in diesen Falle allein richtigen Weg einzuschlagen, konnte aber in der Botschafter-Conferenz nicht durchdringen und mußte, um die sogenannte „Einheit" nicht zu stören, sich fügen und der deutsche hatte aus Berlin die stricte Ordre, sich absolut keinem Schritt anzuschließen, der dem Palais von Yildiz unangenehm wäre.

Bezeichnend für die Situation ist übrigens der Ausspruch eines hochstehenden Diplomaten in Constantinopel, der in einer größeren Gesellschaft sich äußerte: „Nach den August-Massacres war ich überzeugt, daß sich über den Mordgesellen ein furchtbares Strafgericht entladen und jedenfalls Europa in der entschiedensten Weise auftreten würde. Und so gab ich im Yildiz meiner Entrüstung über die Metzeleien einen sehr ungeschminkten und nichts weniger als diplomatischen Ausdruck.

Das Unerwartete, Unbegreifliche aber geschah. Europa schwieg. Jetzt bin ich klüger. Wenn wieder einmal in den Straßen von Constantinopel ein Blutbad angerichtet werden sollte, wenn sebst meine Landsleute erschlagen werden sollten, dann werde ich, wenn mich mein Weg nach Yildiz führen würde, mich wohlweislich hüten entrüstet zu sein. Um meine Ansicht befragt, würde ich den Türken zustimmen, daß es Mißverständnisse waren, die man nicht so ernst auffassen dürfe!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man lebt heute sehr rasch.

Wer hätte wohl vor zehn Jahren gedacht, daß die „armenische Idee", die in paar Tollköpfen in London spukte, in kurzer Zeit Zehntausende ergreifen und vergiften würde und an den tausenden, in den Städten bediensteten, als braven und ehrlichen Menschen bekannten „Hamals" die größte Stütze finden würde?

Die Bewegung selst begann in den armenischen Bergen, wo der Uebermuth der Kurden den armenischen Bauern seit Jahrhunderten schwer bedrückte, aber nicht nur den armenischen, sondern ebenso den türkischen. Und von da aus zog die Bewegung, angefacht von Geheim-Comités in den Städten und abwechselnd bald mit englischen Goldpfunden bald mit russischen Rubeln unterstützt immere weitere Kreise, um schließlich die früher so zufriedenen, bescheidenen und verläßlichen Hamals, die als Hausmeister und Geschäftsdiener in fast jedem Hause in den türkischen Städten zu finden waren und denen die Sendlinge der Verschwörer in lockendsten Farben ein Paradies ausgemalt hatten, wenn ein „Armenien" entstünde, zu finstern und weil jeder Bildung bar, um so gefährlicheren Verschwörern zu machen.

Die bessere Classe der Armenier hatte sehr wenig Lust an dieser Bewegung theilzunehmen, denn sie erkannte die drohende Gefahr, durchschaute auch die oft nicht ganz uneigennützigen Absichten der diversen Comités und hatte schließlich zu viel zu riskiren. Sie war und ist heute noch im Besitze der einflußreichsten und einträglichsten Staatsstellen (so sind u. a. der Staatssecretär im auswärtigen Amt Artin Pascha, der Staatssecretär im Finanzministerium Bedros Efendi Kujumdjian, der Chef des Preßbureaus Nischan Efendi Seferian und viele andere hohe Staatsbeamte Armenier) und thut eben nur so weit mit, als es nothwendig ist, um nicht vom „Comité" proscribirt zu werden. Die niedere Classe aber erfaßte mit einem starren Fanatismus die in sie geworfenen Ideen von einem „Königreich Armenien" in welchem alle armenische Diener „Herren" würden und leistete den Sendboten des „Comités" unbedingte Folge. Seit Jahrhunderten zu gehorchen gewöhnt, gehorchten sie jetzt blindlings den Comités und ließen sich zu allem brauchen, das nicht persönlichen Muth, sondern bloße fatalistische Ergebung in ein unbekanntes Schicksal oder geradezu passive Todesverachtung verlangt. Sie zahlten von ihren schwer und sauer erworbenen Piastern den größten Theil als Steuer an die Comités, nahmen in Empfang und verbargen Bomben, warfen diese zur festgesetzten und voraus anbefohlenen Stunde auf Truppentheile und ließen sich — — — — wiederstandslos dann abschlachten, ohne, auch wenn sie in der Ueberzahl waren, sich zu vertheidigen. Augenzeugen versichern, daß, nachdem ein Hamal eine Bombe durch ein Fenster hinabgeschleudert hatte und darauf Kurden in das Haus eingedrungen waren, sämmtliche im Hause befindlichen Hamals, trotzdem sie den Eindringenden gegenüber in großer Ueberzahl waren, einfach die Hände kreuzten und geduldig den Todesstreich erwarteten, höchstens daß sie „Aman" (Erbarmen)

riefen. Activen Widerstand leistete kein Armenier, ausgenommen eine junge Lehrerin in der Vorstadt Kumkapu, die sich mit dem Muthe der Verzweiflung wehrte und ihr Leben theuer verkaufte.

Während der Mordtage benahm sich das türkische Militär musterhaft. Trotzdem es durch fortwährendes Patrouilliren zu Tode erschöpft und durch fortwährende heimtückische Angriffe auf das äußerste erbittert war, hielt es doch Disciplin und betheiligte sich weder am Morden noch am Plündern — aber es hatte strengen Befehl, allen Ausschreitungen des Pöbels Armeniern gegenüber sich passiv zu verhalten: Türkische Officiere erklärten mir nach den Massacres, das Herz habe ihnen geblutet, als sie wehrlose, anständig gekleidete Armenier durch die Straßen in Todesangst laufen und schließlich von den Kurden todtschlagen sahen, ohne ihnen zu Hilfe eilen zu dürfen. Selbstverständlich darf ich die Namen dieser Officiere nicht nennen, aber ich war dabei, als Armenier getödtet wurden, während das Militär ruhig zusah und ich kann fünfzig Zeugen namentlich anführen, die dasselbe gesehen haben und bezeugen können, daß nirgends das Militär die „Arbeit" der Kurden gehindert hatte.

Die kurdischen Pöbelmassen waren ausgezeichnet dressirt. Sie begannen Mittwoch, den 26. August 1896, Mittags ihr unheimliches Werk und hörten Freitag, den 28, Mittags, kaum daß der kaiserliche Befehl erfolgte, Niemanden zu tödten, wie mit einem Schlage auf. Freitag Nachmittag konnte man dieselben Gestalten, die noch Vormittags gemordet und geplündert hatten, friedlich um wenige Paras Obst verkaufen sehen. Daß sie keinen Nicht-Armenier anrührten — Irrthümer und Verwechslungen kamen wohl, aber in fast verschwindender Zahl vor — beweist ebenso, daß sie bestimmte Befehle erhalten hatten, als daß sie die Befehle auch blindlingst befolgten. Ich wohnte in einem türkischen Viertel und durch dieses zogen viele „auf die Arbeit." Nicht mit einem Blicke traten sie mir nahe, ja viele, die mich vielleicht kannten, grüßten sogar, wenn sie meiner ansichtig wurden.

Und als ich ohne eigentlich recht zu wissen wie, mitten unter den mordenden Pöbel in Galata gerieth, und weder vor noch rückwärts konnte, da war es ein baumstarker Kurde, der mit dem blutigen Knüttel in der Hand auf mich zutrat, in der ehrerbietigsten Weise mich begrüßte und mir zurief: „Afedersim Zelebi (Verzeihe Herr), hier ist nicht gut für Dich, geh nach Hause", und mich bis zur Tunnelbahn begleitete, mit der ich ungefährdet nach Pera fahren konnte.

Wie genau die Kurden oder deren Anführer, als welche man vielfach in kurdische Tracht gekleidete Geheimpolizisten gesehen zu haben behauptet, unterrichtet waren, wo Armenier wohnten, mag nachstehender Fall erhärten:

In Galata befindet sich ein Einkehr-Gasthaus, das Eigenthum eines Armeniers ist, aber von einer deutschen Frau Namens Habrunner geleitet wird.

Am Morgen giengen die Bewohner dieses Hotels wie immer ihren Geschäften nach und im Hause blieben nur drei Armenier und die deutsche Wirthin zurück. Als nun der Aufstand ausbrach, erkletterten Kurden das Fenster des oberen Stockwerkes und drangen in die Gaststuben.

Der Wirthin, die zu Tode erschrocken war, thaten sie eben so wenig etwas zu Leide, als sie ihre Sachen anrührten. Was aber dem armenischen Hausherrn gehörte, schlugen sie kurz und klein, erschlugen vor den Augen der Frau die drei Armenier und verließen hierauf das Haus. Die Leichen der Erschlagenen blieben übrigens durch achtzehn Stunden im Hause und wurden dann erst von den als Todtengräbern verwendeten Mistbauern abgeholt. . . . . .

Kaum sind einige Jahre seit den August-Massacres verflossen und Europa scheint sie vergessen zu haben. Diese Metzelein sollen aber nicht in Vergessenheit gerathen!

Das bisher noch ungesühnte Blut so vieler Tausender schreit zu Himmel. Die Herren Botschafter sollen immer wieder daran erinnert werden, daß die Straflosigkeit der bisher begangenen furchtbaren Verbrechen zu neuen förmlich aufmuntert.

Und sollten neue sich ereignen, und daß dies geschehen wird, daran zweifelt Niemand, dann wisse die ganze Welt, daß die Blutschuld auf den Vertretern der Großmächte bei der Hohen Pforte lastet und daß Niemand diese von der Anklage wird lossprechen können, daß durch ihre Unthätigkeit und Energielosigkeit der Pöbel der türkischen Hauptstadt zu neuen Unthaten angeeifert wurde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Obigen will ich durchaus nicht gesagt haben, daß ich die revolutionären Bestrebungen gewisser armenischer Kreise nur im entferntesten billige. Aber diese Umtriebe — an denen übrigens der armenische Bürgerstand ebenso unschuldig ist, wie die vornehmen Armenier — diese Umtriebe, an denen sich fast ausschließlich lichtscheue Gesellen im Auslande und die niederste Classe der nach den Städten aus den armenischen Bergen eingewanderten Arbeiter betheiligten, gaben der Pforte nie das Recht, mit einigen Schuldigen Tausende Unschuldiger ohne Verhör und ohne Untersuchung dem qualvollsten Tode auszuliefern.

Es ist wahr, daß selbst Armenier, die von der ganzen Bewegung nichts wissen wollten, die die besten Beziehungen zur Regierung besaßen und durchaus keinen Grund zur Klage hatten, für den Revolutionsfond beisteuerten, aber sie thaten dies, weil die Regierung sie nicht gegen die Erpressung und die Anschläge des „Comités" schützte.

Mehr als einmal ereignete es sich, daß Sendlinge des armenischen Geheim-Comités bei reichen Connationalen vorsprachen und unter Drohungen nicht unerhebliche Summen — gewöhnlich innerhalb einer sehr kurzen Frist — verlangten.

Die derart angegangenen Armenier fürchteten, wenn sie nicht zahlten, die blutige Rache des Comités; den Betrag zu leisten widersprach ihren Gefühlen der Treue und Anhänglichkeit an den Osmanischen Thron. Bei den Meisten gab Letzteres anfänglich den Ausschlag. Sie zeigten den Erpressungsversuch der Polizei an, und baten als getreue Unterthanen des Sultans um Schutz. Trotz aller Zusicherungen der Polizei wurden sie aber, wie das Beispiel Makfud Beys und Karagosian Efendi's zeigt, von den Mitgliedern des Comités entweder schwer verletzt oder gar getödtet. Was Wunder, daß schließlich alle Armenier, selbst die der Türkei treuesten und größten Gegner revolutionärer Umtriebe, ihre Beiträge an das Revolutions-Comité zahlten, um ihr Leben zu retten, da die Polizei sie nicht zu schützen vermochte oder — — — nicht schützen *wollte*, denn es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Polizei sich klingenden Beweisen der Comité-Mitglieder zugängig erwiesen hat.*)

*) Ein Beweis, daß die Polizei vielfach bestochen war, zeigte die Auffindung eines Bombenlagers in einem in einer fast durchwegs von griechischen Handwerkern bewohnten Straße von Pera — Karnavula — gelegenen Hause, das ein Armenier bewohnte. Wochen nach dem Aufstand nahm die Polizei auf Grund einer anonymen Anzeige eine Durchsuchung des Hauses vor, in welchem der Miether seit dem Massacres nicht mehr erschienen war.

Man fand so viele Bomben, Revolver, Patronen u. s. w. daß 15 Lastträger zum Transporte dieser Sachen nach der Polizeidirection benöthigt wurden. Allgemein fragte man, wie dieser Armenier ein Bomben- und Waffendepot in seinem Hause habe einrichten können, ohne daß es die Polizei gemerkt habe oder zum mindesten die überall anwesenden Spione.

Ich erkundigte mich bei den Nachbarn dieses Armeniers und erhielt zur Antwort, man habe den Armenier durch Wochen täglich vielleicht zwanzigmal mit einer leeren Tasche vom Hause fortgehen und mit einer gefüllten zurück kommen sehen. Man habe ihn allgemein für einen Tabakschwärzer gehalten und sich nicht weiter bekümmert.

Hat ihn auch die Polizei für einen Schwärzer angesehen und durch ein Trinkgeld zufriedengestellt, sich nicht weiter um ihn bekümmert?

Als einer der vornehmsten und bei den Türken und Christen als Wohlthäter bekannten Armenier, Excellenz Apik Efendi Undjian, wegen Hochverrath vor Gericht gestellt und ihm vorgeworfen wurde, daß er dem Revolutions-Comité in London bedeutende Geldsummen zugeschickt habe, da rief er in öffentlicher Sitzung dem Staatsanwalt zu: „Mußte ich es denn nicht thun, da die Polizei sich unfähig erwiesen hat, die treuen Armenier vor der Mordwaffe der Revolutionäre zu schützen?"

— —

Ich bin ein aufrichtiger Freund der Türken, ich anerkenne vollauf die Gastfreundschaft, welche die Türkei den Fremden gewährt, die Ehrlichkeit des Türken im geschäftlichen Leben und so viele andere Vorzüge des vielgeschmähten ottomanischen Volkes. Aber ebenso muß ich als getreuer Chronist zugeben, daß kein Volk einen solchen Hochmuth und eine solche Verachtung aller Andersgläubigen besitzt als die Türken.

Insbesondere gilt dies jenen Völkerschaften gegenüber, welche der Türke durch Jahrhunderte nicht anders als kriechend und speichelleckend gesehen hat, und deren Verlangen, nicht tolerirt, sondern gleichberechtigt zu sein, ihn um so mehr mit Wuth erfüllt, als er in ihnen bisher nie etwas anderes als Werkzeuge seiner Laune gesehen hat, die er mit Gunstbezeugungen überhäufte oder mit Fußtritten regalirte, ganz wie es ihm in den Sinn gekommen war — — —.

Und ist einmal die Wuth des Türken entfacht, so ist sie schrecklich, grenzenlos, alle Begriffe übersteigend.

Das ist insbesondere dort der Fall, wo der Türke ein Recht zu besitzen glaubt, Dankbarkeit zu verlangen, wie seitens der Armenier.

Jeder einsichtsvolle Türke gibt es ohne weiteres zu, daß der Grieche ein natürliches Recht habe sich aufzubäumen.

Der Grieche war der Herr des Landes und wurde gewaltsam seiner Herrschaft beraubt. Wenn ihn Haß gegen die Türken erfüllt und er von alten Zeiten verschwundener Größe träumt, so trachtet der Türke selbstverständlich ihm solche Gelüste auszutreiben, aber er räumt stets eine gewisse Berechtigung der griechische Ansprüche ein.

Anders bei dem Armenier. Als der Türke ins Land kam, fand er den Armenier schon als Sklaven vor, und wenn der Armenier heute ein Mensch ist, so verdankt er es nur dem Türken, der ihn lieb gewann, der ihm vertraute und an dem der Armenier reich wurde.

Und dieser Armenier, der Alles dem Türken verdankt, wagt es die Hand gegen ihn zu erheben?

Das entfachte eine grenzenlose Wuth im Türken, die in ihren Folgen schrecklich wurde.

Der Pöbel von Constantinopel bewies eine geradezu unglaubliche Disciplin und Dressur, ob aber die hohen Auftraggeber diesen Pöbel immer so in der Hand haben werden, wie im September 1895 und im August 1896 ist allerdings fraglich. Daß die Metzeleien von oben anbefohlen waren, ist erwiesen; übrigens hat Seine Excellenz der General-Adjutant Seiner kaiserlichen Majestät des Sultans, General Grumkow Pascha einem Redacteur des Berliner Local-Anzeigers dies direct zugestanden und die Neue freie Presse hat auf Grund dieses Zugeständnisses ein geradezu vernichtendes Urtheil über die Türkei gefällt.

Auch die Noten der Botschafter weisen das planmäßige Arrangement der Metzeleien und die Organisation der Würgerbanden nach.

— —

Doch nun will ich einige Episoden aus jenen schrecklichen Augusttagen des Jahres 1896 erzählen, die ich entweder selbst erlebt habe oder die mir von unbedingt glaubwürdigen Zeugen mitgetheilt

wurden und die als Illustration zu dem bisher Gesagten gelten mögen. Diese Episoden will ich einfach, schlicht, ohne jede Uebertreibung, aber auch ohne jede Schönfärbung schildern.

Den unmittelbaren Anlaß zu den Metzeleien gab, wie bekannt, der Einbruch von siebzehn fremden Armeniern in die Ottomanbank, Leuten, die mit englischen oder russischen Päßen versehen, eigens aus London nach Constantinopel gekommen waren.

Daß die Polizei von ihrer Ankunft in Constantinopel nichts gewußt haben sollte, ist bei der ausgezeichneten Organisation derselben absolut nicht anzunehmen.

Diese fremden Armenier bereiteten, unterstützt von ihren Helfershelfern einen Schlag vor. Schon mehrere Tage vor dem berüchtigten 26. August sprach man in der Stadt davon, daß etwas geschehen werde, ohne daß man gewußt hätte, was. Lazaristen-Priester, die auf der Insel Antigoni ihren Sommeraufenthalt haben, theilten mir später mit, daß reiche Armenier, die auf Antigoni ebenfalls ihren Sommeraufenthalt hatten und jeden Tag nach der Stadt fuhren, am Mittwoch den 26. August, die Insel nicht verließen, was ein Beweis ist, daß sie von der Gefahr wußten.

Und als Mittwoch den 26. August, mehrere Herren in der bekannten Bierhalle Janni beim Frühschoppen saßen und einer derselben nach Stambul gehen wollte, rieth ihm Herr M. mit den Worten ab: „Sie kommen doch nicht hinüber. Mein Hamal warnte mich heute Morgens, ja nicht nach Stambul zu gehen, da es Mittags losgehe".

Wo alle Welt von dem bevorstehenden Putsche sprach, sollte die Polizei, welche in Constantinopel, wie schon erwähnt, vorzüglich organisirt ist und eine solche Anzahl von Spionen besoldet, daß der sehr richtige Ausspruch gemacht wurde: „In Constantinopel ist man entweder Polizeispion oder steht unter Polizeiaufsicht", nichts davon erfahren haben? Nein, das ist ganz unmöglich — — —

Man kann eher annehmen, daß das Palais von dem von den Armeniern vorbereiteten Hauptschlage wohl unterrichtet war und einmal „gründlich aufräumen" wollte!

Gleichzeitig wollte Izzet Bey beweisen, daß man Europa alles bieten könne, wenn man nur hinterher den orientalischen Grundsatz: jede Frage versumpfen zu lassen, recht zur Anwendung bringt. Als nach den Massacres ein Wuthschrei durch die ganze Welt hallte und die Herren Botschafter so fürchterliche Noten an die Pforte richteten, daß man glauben mußte, es wäre ihnen ernst, da begann man im Palais thatsächlich zu fürchten, und wochenlang galt Izzet Bey als in Ungnade gefallen. Wenn nothwendig, hätte das Palais schließlich diesen als Urheber und weiters einige Dutzend Kurden geopfert, womit nicht alle Schuldigen, ja vielleicht nicht einmal die Schuldigsten getroffen worden wären, wodurch aber im türkischen Volke der Respect vor Europa aufrecht erhalten geblieben und ein Riegel gegen neue Schandthaten vorgeschoben worden wäre. Izzet Bey verließ aber, trotzdem er wußte daß man ihn im Nothfalle opfern würde, der Gleichmuth nicht.

Europa kam über leere Worte nicht heraus, Izzet Bey behielt Recht, wurde wieder zu Gnaden aufgenommen, und sitzt heute fester wie früher. — — — — — — — — — — — —

Als Ergänzung von „Kreuz und Halbmond" wird in nächster Zeit erscheinen:

Fürsten und Staatsmänner des Orients

in Wort und Bild.

Biographien und Bildnisse der Fürsten der Balkanstaaten, der leitenden Staatsmänner und der im Oriente wirkenden europäischen Diplomaten. Das bisher noch nirgends veröffentlichte **Porträt** des **Sultans Abdul Hamid** soll diese Sammlung eröffnen.

Im Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig, Beethovenstraße 10
erschienen:

Was nun?

Mahnruf eines Schwarzgelben.

Preis 35 Pfennig.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dieses Schriftchen hat mit Recht bedeutendes Aufsehen gemacht. Aus der Fülle anerkennender Urtheile heben wir zwei hervor. Die Corr. d'l'Este schreibt:

„L'idée est neuve, lumineuse, pratique, a d'excellents côtés, mérite d'être prise en sérieuse considération, et appliquée aussitôt que possible, s'il se trouve un gouvernement autrichien assez ferme, intelligent et énergique pour vouloir et savoir la réaliser malgré tous les obstacles. La réalisation pourrait s'en faire sans inconvénients visibles, et avec grands avantages, incontestable utilité. Ce serait refaire en grande partie l'unité, centraliser et fortifier d'autant l'action unitaire du gouvernement et de l'administration, en démolissant l'organisme démodé et par trop moyen-âge des Diètes provinciales et de leurs administrations lourdes, paperrassières, sans action féconde possible, véritables entraves dans l'action directe supérieure du gouvernement impérial "

Das **„P. Tagbl."** schreibt: „Die Schrift verdient die Beachtung aller Kreise, denen das Schicksal Oesterreichs nicht gleichgiltig ist. — Der Vorzug der Schrift liegt in ihrer trefflichen Schilderung der gegenwärtigen unhaltbaren Zustände des Kaiserstaates."

Verhängnis?

Militärisches Sittenbild aus einer großen Garnison der Reichslande.

Preis broschirt Mk. 6.—, elegant gebunden Mk. 7.50.

Ueber dieses neueste militärische Sittenbild, welches von zahlreichen angesehenen Blättern glänzend kritisirt wurde, schreibt u. a. die „Metzer Zeitung" in Nr. 270 vom 22. Nov. 1898:

„Die **Militärliteratur** hatte bisher **nichts** aufzuweisen, was die **Anschauungen** und **Verhältnisse** im Kreise des **Officierkorps** eines **Linien-Infanterie-Regiments** gleich dem **Cavallerieroman** O. v. Ompteda's „Unser Regiment" schildert. **„Verhängnis?" löst diese Aufgabe auf das glücklichste.** Die im Titel erwähnte große Garnison der Reichslande ist Straßburg. Die Charaktere des Sittenbildes sind sämmtlich der Wirklichkeit entnommen, die Hauptperson, Wolf Norden, erregt mit der Schilderung seiner Erlebnisse beim Regiment das Interesse des Lesers bis zum Schluß auf das höchste. **Das Buch sei hiermit allen militärischen und diesen nahestehenden Kreisen auf das angelegentlichste empfohlen.**"

Von der Nordsee bis zum Mittelmeer.

Eine Ferienreise auf dem Rade.

Von Alfred Pontzen.

Preis Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 2.80.

Von der freundlichen Aufnahme des Buches bei der gesammten Presse, zeuge eine der vielen vorzüglichen Kritiken. Die neue Preuß. (Kreuz)-Zeitung schreibt in Nr. 413 vom 3. Sept. 1899: **„Ein liebenswürdiges Büchlein, das allen Radfahrern empfohlen sei!** Der Verfasser bekennt sich nicht zur renommistischen Kilometerfahrerei, sondern zur **vollständig touristischen Verwendung** des **Rades,** um bei gesunder, doch nie übermäßig anstrengender Bewegung die herrliche Gottesnatur auf weiteren Streifzügen sich zu betrachten, Land und Leute kennen zu lernen, Körper und Geist zu erfrischen. **Er erzählt im munteren, ungekünstelten Unterhaltungsstil** von seiner größeren Radfahrt, die er vom Heimatsort Aachen den Rhein hinauf durch die Schweiz bis zur Riviera und zurück unternahm, ferner von Fahrten durch die Niederlande und Belgien mit einem Abstecher nach Süd-England. Er versteht hiebei die **unterwegs gewonnenen Eindrücke von Landschaften, Städten und Volksleben recht anschaulich zu schildern. Mit gutem Humor gewürzt,** wird das mit mancherlei praktischen Winken für Radler durchsetzte Werkchen hoffentlich manche bewegen dem Verfasser in ähnlich genußreichen, dabei gar nicht kostspieligen Touren es gleich zu thun.

Druck von Josef Groák, Wien, IX., Cürkenstrasse 17.

LANE MEDICAL LIBRARY
STANFORD UNIV MED CENTER

DEC 15 2004

STANFORD, CA 94305-5123

LANE MEDICAL LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY MEDICAL CENTER
STANFORD, CALIFORNIA 94305
FOR RENEWAL: PHONE 723-6691

DATE DUE